Theodor Fontane

Gesammelte Werke

JUBILÄUMSAUSGABE

Zweite Reihe in fünf Bänden

Autobiographische Werke

Briefe

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

Richard Zickmann

S.F.

Theodor Fontane

Gesammelte Werke

JUBILÄUMSAUSGABE

Zweite Reihe in fünf Bänden

Autobiographische Werke / Briefe

Fünfter Band

S. Fischer, Verlag, Berlin
1920

Alle Rechte vorbehalten, besonders das der Übersetzung

834F73
BF73g
v.5

Briefe

Brit. - William - 8 Oct. 80

Inhaltsverzeichnis

Briefe aus den Jahren 1882 und 1883 11
Briefe aus den Jahren 1884 und 1885 89
Briefe aus den Jahren 1886—1888 138
Briefe aus den Jahren 1889—1891 212
Briefe aus den Jahren 1892—1894 325
Briefe aus den Jahren 1895—1898 371

* * *

Briefe aus den Jahren 1882 und 1883.

In der einfachen Regelmäßigkeit des Lebens, das Fontane in seinem Alter führte, und in der Art seiner zwischen kritischer Betätigung, geschichtlichen Studien und dichterischen Schöpfungen geteilten Arbeit haben sich in dem Zeitabschnitt, dem die nachstehenden Briefe angehören, wesentliche Veränderungen nicht vollzogen. Doch sind gerade die Jahre 1882 und 1883, in denen er vielfach durch Krankheit heimgesucht wurde, für ihn weniger ergiebig gewesen, als die vorangegangenen und folgenden Jahre. Im Jahre 1882 vollendete er die Novelle „Schach von Wuthenow", im Jahre 1883 den Roman „Graf Petöfy". Im letztgenannten Jahre wurde auch der erste Entwurf zu dem Roman „Irrungen Wirrungen" aufgestellt und die literaturgeschichtliche Studie über „Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840—1860" begonnen.

An Emil Dominik.

270) Berlin, d. 13. Februar 1882.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Ich freue mich sehr, daß Ihnen die Wereschtschaginausstellung auch ein solches Entzücken bereitet. Einfach stupend. Unsern Malern gereicht es zur Ehre, daß sie sich, soviel ich gehört habe, neidlos unterwerfen. Der eine oder andre vielleicht mit einem stillen „Aber" im Herzen, mit einem „Aber", das nicht notwendig in kleiner Gesinnung oder Laune wurzelt, sondern möglicherweise seine Legitimation beibringen kann. Über das kolossale Können herrscht kein Zweifel. Aber wie

steht es mit dem innersten Leben, mit der Seele dieser Schöpfungen? Es ist jetzt Mode, derartige Fragen als albern abzulehnen, und doch sollt es mich nicht wundern, wenn eben diese Fragen, unter der Pression des Augenblicks, gerade von denen wieder aufgenommen würden, die sich, solange sie die Siegreichen und auf ihrem eignen Gebiete nicht Überholten waren, in der Verspottung solcher Themata gefielen. Sie werden sich jetzt wohl oder übel hinter die Frage flüchten: ist das vollendete Können alles, und ist es gleichgültig, ob ein Engel oder ein Teufel, ein Kluger oder ein Dummer, ein Feiner oder ein Grober den Pinsel führt? Ist aber diese Frage mal gestellt und in ihrer Berechtigung zuzugeben, so wird auch die seither gewaltsam zurückgedrängte Frage nach dem poetischen Wert der Kunstwerke wieder lebendig werden. Es gibt kein Kunstwerk ohne Poesie, wobei nur zu bemerken bleibt, daß die vollendete Wiedergabe der Natur auch allemal einen höchsten Grad poetischer Darstellung ausdrückt. Nichts ist seltener als dieser höchste Grad, der absolute Gegenständlichkeit bedeutet. Die Regel ist, daß der Künstler in seinem Nachschaffen eben kein Gott, sondern ein Mensch, ein Ich ist und von diesem „Ich" in seine Schöpfung hineinträgt. Und von dem Augenblick an, wo das geschieht, dreht sich alles um die Frage: „Wie ist dies Ich?" Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten ist das „Ich" Wereschtschagins kein höchstes Ich. Etwas in ihm ist sonderbar. Es ruht etwas in seiner Seele, das nicht gesund ist. Daher sind alle seine Bilder mehr sensationell als poetisch. Auch die, die poetisch sind, sind wenigstens angekränkelt. Sein ganzes Auftreten erinnert mich — nur zehnfach potenziert — an das Auftreten Freiligraths. Das große Palmenbild wirkt direkt freiligrathisch. Die wenigsten wissen noch von der Freiligrathzeit. Aber die, die jene Zeit mit erlebt haben, wissen, daß nicht bloß alles den „Wüstenkönig" und das „Gesicht des Reisenden" deklamierte, sondern

daß die Jugend wie von einem Fieber geschüttelt war und alles nach der Kapstadt wollte. Wer damals von der „ewigen Schönheit Goethischer Lyrik" gesprochen hätte, hätte sich in dem Kreise der Freiligrathenthusiasten, zu denen auch Männer wie Chamisso gehörten, einfach lächerlich gemacht. Und doch! Wohl lernen unsre Jungen auch jetzt noch den „Wüstenkönig" und freuen sich daran, aber im ganzen genommen ist die farbenprächtige, sensationelle Dichtungsweise Freiligraths ein überwundener Standpunkt, und der alte Weimaraner Geheimrat lebt weiter. Das einfach Schöne hält aus. Wie immer Ihr

Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

271) Berlin, d. 27. März 1882.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Wir sprechen noch mit Vergnügen von dem neulichen Abend und ziehen Parallelen zwischen Sanskrit und Jugend. Ach, wie bevorzugt sind doch Leutnants, sechs Fuß hohe Rittergutsbesitzer und alle die andern aus der Familie Don Juan, und wie nehm' ich alles zurück, was ich, als ich selber noch tanzte, zugunsten lyrischer Dichtung und zuungunsten hübscher, lachender und gewaschener Herzenssieger gesagt habe. Der Bücher- und Literaturwurm, und wenn er noch so gut und noch so gescheit ist, ist doch immer nur eine Freude für sich selbst, für sich und eine Handvoll Menschen. Die Welt geht drüber weg und lacht dem Leben und der Schönheit zu. Die Ausnahmen sind selten und oft bloß scheinbar. Heyses Triumphe sind immer noch mehr seiner Persönlichkeit als seinem Dichtertum zuzuschreiben.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

272) Berlin, d. 28. März 1882.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Sie werden zu meinem guten Herzen und zu meiner guten Lebensart das Vertrauen haben, daß es so nicht liegen kann. Alles ist Mißverständnis, freilich durch eine seltsam unklare Schreibweise meinerseits verschuldet. Ich hatte gleich ein Gefühl davon, als ich den Brief in den Kasten steckte. Professor X. hat mir sowohl bei Tisch als nachher auf dem Heimweg einen durchaus angenehmen Eindruck gemacht, und wenn ich überhaupt über ihn zu urteilen hätte, so hätt ich ihm nur kluges, anspruchsloses und natürliches Wesen nachzurühmen. Nur häßlich fand ich ihn, und aus diesem Eindruck entsprang das, was ich geschrieben habe. Der einfache Gegensatz zwischen ihm und dem schönen, schlanken Fräulein Heyse gab mir den Anstoß zu ganz allgemeinen Betrachtungen, von denen ich jetzt wünschte, sie nicht gemacht zu haben. Es ist eine Lieblingsbeschäftigung von mir, im Gespräch mit den Meinen auf die relative Gleichgültigkeit von Kunst, Wissen, Gelehrsamkeit, insonderheit von Lyrik und Epik (also mich selbst persiflierend) hinzuweisen und die Vorzüge zu feiern, vielleicht zu übertreiben, deren sich die schönen, lachenden Menschen erfreuen, denen die Herzen ihrer Mitmenschen immer wieder und wieder zufallen. Als junger Mensch dacht ich gerade entgegengesetzt. Hübschheit war nichts. Talent, Genie war alles. Bruno Bauer erschien mir beneidenswerter als Fürst Lichnowsky. Von dieser Anschauung bin ich später zurückgekommen, und Professor X. wurde (leider) Veranlassung, dies mein Steckenpferd mal wieder zu reiten. Bitte, betrachten Sie die Sache so, wie sie sich hier in dieser Erläuterung gibt.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

273) Thale, d. 20. Juni 1882.
Hotel Zehnpfund.

Meine liebe Mete.

Mama schickt Dir zwar meine Briefe, ich will aber auch 'mal direkt schreiben und Dir aussprechen, daß ich alle Deine Briefe mit ihren Schilderungen und Betrachtungen mit Vergnügen gelesen habe. Zugleich will ich Dir von meinem neuesten Erlebnis, meiner gestrigen Fußreise nach Suderode erzählen. Ich gehe nämlich jetzt viel, um meine geschwollenen Füße durch Marschierkünste wieder dünn zu kriegen, ein — da sonst geschwollene Füße durch Marschieren nur noch geschwollener werden — absolut geniales Verfahren, das in seinem Gedankenblitz und seiner Kühnheit durchaus an Pancritius[1]) erinnert.

Ich ging also nach Suderode, das ich schon vor vier, fünf Tagen auf einer Fahrt, die ich mit Senator Brehmer aus Lübeck machte, flüchtig kennengelernt hatte. Was ich aber bei der Gelegenheit gesehen hatte, konnte das eigentliche Suderode nicht sein; alles hatte zu schmuddlig und zu prosaisch auf mich gewirkt. In Wahlstatt heißt das erste Hotel „Die dreckige Ente"; diesen Titel durfte, nach meinem ersten Besuch zu schließen, in Suderode jedes Haus führen. Ich wollte drum also recherchieren und in Erfahrung bringen, ob es zwei Suderodes gäbe, ein gewaschenes und ein ungewaschenes.

Ich ging über Neinstedt, wo Philipp und Marie v. Nathusius begraben liegen, Marie v. Nathusius, die die Welt mit vielen frommen Erzählungen und einem einzigen Kreuzzeitungs-Redakteur beschenkt hat. An letzterem ist wieder das das Beste und Interessanteste, daß er die hübsche Erzieherin seiner Kinder aus erster Ehe geheiratet hat. Eigentlich soll sie ihn geheiratet haben.

[1]) Geh. Sanitätsrat Dr. Pancritius, der damalige Hausarzt der Familie.

„Möchtest Du wohl, Angelika (natürlich), die Stelle bei Herrn v. Nathusius annehmen?"

„Wie ist er denn?"

„So und so."

„O gewiß, den werd' ich heiraten." Und in vier Wochen war sie mit ihm verlobt.

Hinter Neinstedt beginnt eine lange Chaussee, nebenher aber, quer durch die Felder, läuft ein reizender Weg.

„Ist diese Chaussee der Weg nach Suderode?"

„Ja. Aber Sie gehen besser hier den Feldweg."

Ich wies auf einen hohen weißen Prellstein, auf dem in Riesenbuchstaben stand „Verbotener Weg".

Die Frau lachte. „Ja, ja. Verbotener Weg. Aber dat is nich so schlimm. Geihn Se man."

Immer wieder Eva. Ich ging also los, Kornfelder und Mohn zur Seite und dahinter die Vorberge des Harzes mit ihren Burgruinen. Endlich war ich heran, und Suderode lag mir terrassenförmig zur Linken, aber so, daß ich nur die Schmalseiten der Häuser sah. Drei Parallelwege liefen auf das Dorf zu, und ich fragte, welchen ich einschlagen sollte? „Dat's all een. De irst geiht innt Unner-Dörp, un de tweet innt Over-Dörp und de dritt geiht to Michaelissen. Geihn Se man to Michaelissen." Ich wußte nicht, wer Michaelis war, aber es konnte nichts Schlimmes sein; denn der Weg, der hinführte, war der Frieden und die Unschuld selbst. Am Anfang lag der Begräbnisplatz und daneben weidete eine Herde; viele schwarze Lämmer, aber doch nur so, daß das Gute vorwog. Durch Friedhof und Herde mußte ich mitten hindurch, was mir beides gleich willkommen war. Ich las die Inschriften der weißen Grabkreuze und gewann dabei den Eindruck, daß es in Suderode immer nur glückliche Ehen gegeben haben muß. Die Männer beklagten den Tod ihrer „einzig guten Frau" und so umgekehrt, und das alles in einem Ton, dem selbst die lapidare Kürze

seinen Gehalt an Herzlichkeit nicht genommen hatte. Einer der Grabsteine lautete: „Hier ruhet meine teure Frau Johanna Süssespeck, geb. Joachim." In Berlin dreht sich die Sache um; unsere Joachim muß eine geborene Süssespeck gewesen sein.

Hinterher fand ich denn auch „Michaelis". Es war das erste Hotel von Suderode, sein Zentralhotel. Ich setzte mich in die Veranda und ließ mir das geben, was man sich ohne allzu große Gefahr immer geben lassen darf: eine Tasse Tee, einen Kognak und Sodawasser. Zehn Schritt von mir saß eine ramponierte Schauspielerin, die sofort den Kritiker in mir erkannte. Solche Damen sehen kolossal scharf. Suderode W. ist eine Villenkolonie und gruppiert sich um „Michaelis" herum; wohnt man drei Treppen hoch, mag es ganz nett sein, unten aber ist es dumpfig, eine abwechselnd mit Stall- und höchstens Küchendünsten erfüllte Malaria. Dennoch soll der kleine Berliner Skrofelinski daselbst gut gedeihen. Wohl möglich. Manche Gewächse kommen in jedem Boden fort. Nach einer Stunde stieg ich in einen Omnibus und fuhr nach Quedlinburg. In dem Omnibus saßen zwei Männer, eine Mutter, zwei Tanten und eine dicke Amme, aber trotz ihrer Dicke „dry nurse", denn sie hantierte mit einer Flasche. An dieser hing einer der vorbenannten kleinen „inskis". Die Luftverhältnisse merkwürdig; wenig Ozon. So kamen wir in der Blumenstadt Quedlinburg an, wo Gott sei Dank alle Levkojen blühten. Um 10 Uhr war ich wieder in Thale, das nach „Michaelis" wie eine Residenz wirkte. Ich trank wirklichen Tee und wirkliches Sodawasser und schlief so gut, wie man bei einem bedösten Schnupfenfieberkopf nur irgendwie schlafen kann.

Und nun grüße Onkel Fritz und Tante Anna und sei gegrüßt und geküßt von Deinem alten

Papa

274) Thale, d. 20. Juni 1882.

Mein lieber alter Theo!

Ich will Dir doch noch eigens in etwas Briefartigem für Deinen langen Schreibebrief danken, trotzdem ein Kolossalschnupfen seit Tagen in meinem Kopfe kreist. Mög' er nicht als Maus zutage treten. Wenn schon, denn schon; ein ewiger Kleinschnupfen, der so hinsiecht, ist unbequem und hilft nichts; wie Minerva muß er aus dem Haupte springen.

Zu der K.-Frage, die sich mit der ganzen Elsässerfrage so ziemlich deckt, hab' ich kaum etwas hinzuzufügen. Es läuft darauf hinaus, ob es wirklich Liebe ist; Liebe steht viel höher als Stammesgefühl und nun gar als ein obsolet gewordenes Stammesgefühl. Die Elsässer gehörten 200 Jahre lang zu Frankreich, und wenn sie nun schließlich sagen, „Erwin von Steinbach hin, Erwin von Steinbach her, die Franzosen, mit denen wir jetzt durch sechs Generationen gegangen sind, gefallen uns besser als die Deutschen", so ist schließlich nicht viel dagegen zu sagen. Jeder von uns sieht sich im Leben vor solche Fragen gestellt, die er nach seinem individuellen Bedürfnis und nicht nach dem Urteil der umherstehenden Menge beantwortet und entscheidet. Die Menge hat immer eine langweilige Prinzipschablone, das Individuum fühlt und handelt aus dem unmittelbar Gegebenen heraus. Irgendeine Situation die sich über die Alltagssituation erhebt, und der Ausnehmefall ist da! Du wirst davon keine Ausnahme machen. So wie sich in diese Dinge pfiffig-Berechnendes oder überhaupt Unedles mit einmischt, und ich weiß nicht, ob dies bei K. der Fall ist, werden sie häßlich; aber die einfache Tatsache, daß die Elsässer lieber französisch als deutsch sein wollen, darf uns nicht zornig machen. Nur betrüblich ist es.

Ich wünsche von ganzem Herzen, daß es Dir in Deiner neuen Stellung gut ergehen möge, jetzt und später. Von den

Bedenken, die ich anfangs hegte, weil das Marine-Intendanturwesen etwas eng Begrenztes ist, bin ich ganz zurückgekommen; die Armee-Intendanz ist eine große, weitverzweigte Sache, betreffs deren man sagen darf: „Geht es hier nicht, so geht es da." Und ging es wirklich total nicht, nun, so wirst Du bei Deinem Wissen, Deinen guten Zeugnissen und Deinen Empfehlungen (wobei ich wohlweislich mich nicht mit einrechne) immer wieder an einer andern guten Stelle untergebracht werden. Der Geldpunkt kommt hinzu. Bei der großen Bescheidenheit, die Du in allem jederzeit gezeigt hast, kann ich Dir aufs bestimmteste versichern, daß ich persönlich mir ein Vergnügen daraus gemacht hätte, das bißchen, was ich überhaupt tun konnte, auch fernerhin zu tun. Daß Du aber aus der Unterstützung durch Fremde nunmehr herauskommst, ist, wie Dir, auch mir eine wahre Herzenserleichterung. Wie ich Dir schon 'mal sagte: „Das einzig Nennenswerte, was ich für Dich getan habe, ist das, daß ich auf Onkel Sch.s freundliches und geradezu generöses Anerbieten einging." Ich werd' ihm diese große Liebes- und Freundschaftstat nie vergessen; auch gehör' ich nicht zu denen, die sich durch Wohltaten bedrückt fühlen. Zu danken ist mir nie schwer geworden; aber ich kenne das menschliche Herz, und das von Onkel Sch. kenne ich ganz gewiß. Es mischt sich doch vielerlei mit ein, und dieser Beisatz kann mich unmöglich erfreuen, wenn es mir auch Pflicht war, so lange die Sache spielte, darüber zu schweigen. Also nochmals Glückauf zum neuen Lebenslauf!

Mir geht es nicht sehr gut, der Kopf ist mir benommen, und von Arbeiten ist herzlich wenig die Rede. Ich habe aber, wenn auch nur im kleinen Stil, allerhand erlebt und gesehn und bin dadurch einigermaßen auf meine Kosten gekommen.

Grüße, wo Du's für gut hälst. Wie immer Dein alter

Papa

275) Berlin, d. 19. Juli 1882.

Meine liebe Frau.

Sei nochmals bestens bedankt. Ich glaube nicht, daß Du mit Deiner Ausstellung hinsichtlich Schachs[1]) recht hast. Wär' es so, so wär' es schlimm; denn damit steht und fällt die ganze Geschichte. Leg' es Dir noch einmal zurecht. Darauf, daß es tatsächlich geschehen ist und auch aus dem Grunde geschehen ist, den ich als Hauptgrund anführe, darauf leg' ich kein Gewicht. Es zeigt aber doch wenigstens so viel, daß dergleichen bei einem, im ganzen genommen, durchaus gesund organisierten Menschen vorkommen konnte. Ich geh' aber einen Schritt weiter und find' es vollkommen erklärlich. Er hat mit der Mutter getechtelmechtelt (was auch mitwirkt) und hat hinterher in einem unbewachten Moment die mindestens in Frage gestellte Schönheit Victoires über ihrer großen Liebenswürdigkeit und einem gewissen, ihr verbliebenen Reiz vergessen. Nun soll er sie heiraten. Er schwankt, endlich will er's, weil er's wollen muß; die Mutter verlangt es, sein eigenes Rechtsgefühl verlangt es, der König verlangt es. Dies Letztre gibt den Ausschlag, er muß nun unbedingt. Zugleich empfindet er, daß er, der eitle, stolze Mann, der ohne die Bewunderung der Welt und seiner Kameraden nicht leben kann, sich für immer zur Lächerlichkeit verurteilt sieht; wenigstens erscheint es ihm so, und nicht aus noch ein wissend, erschießt er sich, nachdem er durch den Trauakt seinen faux pas rektifiziert hat. Mir leuchtet das Ganze vollkommen ein, mindestens doch so wie der Tod des Hofmanns, der sich erschoß, weil er sich bei der Whistpartie mit zwei Kaisern und einem Könige, das Mindeste zu sagen, „unanständig aufgeführt hatte". Die Furcht vor dem Ridikülen spielt in der Welt eine kolossale Rolle.

[1]) „Schach von Wuthenow", damals noch in der letzten Bearbeitung befindlich, erschien Ende des Jahres 1882.

Übrigens hab' ich heute vormittag eine neue Novelle entworfen; wieder sehr diffizil, sehr intrikat[1]).

1000 Grüße von Deinem Th. F.

An Emilie Fontane.

276) Norderney, d. 6. August 1882.

Meine liebe Frau.

Nur ein paar Zeilen. Wollt' ich mich auf Details oder gar auf Beschreibungen einlassen, so würde der Brief ein Buch. Schreibt man jeden Tag, so läßt sich die Sache tagebuchartig abmachen; läßt man sich den Stoff aber eine Woche lang ansammeln, so geht es nicht mehr.

An der Spitze steht das Wetter. Die Vögel fallen aus der Luft (aber nicht tot), und die greisigsten Greise erinnern sich nicht, solchen August erlebt zu haben. Mir, bei meiner Arbeit, ist es ziemlich gleichgültig, so oder so; aber doll ist es. Ich schreibe diese Zeilen mit klammen Fingern, und so ist es nun seit länger als einer Woche. Zuletzt hat man nur den alten Trost: „Es muß sich alles, alles wenden", und eigentlich denke ich schon mit Schrecken an die Tage, wo man hier wieder schmoren wird.

Mit Knyphausens steht es so: er kam selbst, und zwei Tage später machte ich meinen Besuch. Ich werde wohl 'mal eingeladen werden, mache mir aber nichts draus, wiewohl ich ihn und das ganze Haus sehr gern habe. Das liegt daran, daß sein Haus immer vollgepfropft ist von welfischen, sächsischen und mecklenburgischen Adelselementen, mit denen ich mich nicht stellen kann. An dem Welfismus (so ridikül ich ihn finde) würd' ich keinen Anstoß nehmen, aber alle diese Herren stehn noch auf dem „verjohrnen" Standpunkt, wonach die Menschheit erst mit dem Baron anfängt. Also etwa, wie wenn ich im Ruppinschen bin. Erst bei solchen Gelegenheiten merkt

[1]) Um welche Novelle es sich handelte, ist auch aus dem Tagebuche Fontanes leider nicht festzustellen.

man so recht die Vorzüge einer großen Stadt. Dieser Provinzialadel schlägt immer einen Ton an, als ob man ein alter Hauslehrer wäre. Das fehlte auch gerade noch.

Meine anderweiten literarischen Schicksale ersiehst Du aus einem Briefe, den ich beischließe.

Die Novelle macht mir noch furchtbar viel Arbeit, aber ich habe mich nun drein ergeben; an manchen Tagen sitz' ich bis 4 und selbst bis 5 Uhr fest auf meinem Zimmer. Ein Glück, daß ich wenigstens arbeiten kann; ich könnte ja auch ganz herunter sein. Das Befinden bei dem wirklich furchtbaren Wetter (eben fängt es wieder an zu heulen) ist sehr mäßig. Immer dicker Kopf und Wind im Leibe, wie alte Kühe, die Wind geschnappt haben, woran man sterben kann. Das heißt die Kühe, wenn man ihnen nicht rechtzeitig den Trokar in den Leib bohrt, wofür ich danke.

Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

277) Nörderney, d. 9. August 1882.

Meine liebe Frau.

Wie mir's geht, weiß ich eigentlich selber nicht; ich kann sagen gut, aber ich kann auch sagen schlecht. Mit der Wohnung und den Wirtsleuten hab' ich es gut getroffen; die Luft ist herrlich, der Anblick des Meeres dito, und nachmittags drei, vier Stunden lang am Strande spazieren zu gehn oder spazieren zu sitzen, ist ein Genuß. Dazu kommt, daß mir die eingeborne Bevölkerung sympathisch ist: kräftige, tüchtige, urgermanische Menschen, ehrlich und zuverlässig. Daß sie sich ihre Luft usw. gut bezahlen lassen, kann ich ihnen nicht verdenken; alles, wonach Anfrage ist, das steigt im Preise, aber sie fordern nur viel, sie betrügen nicht. Selbst die Vielforderung hält sich immer noch innerhalb einer gewissen Manierlichkeit; es sind anständige Leute, kein Gesindel.

Wenn ich trotzdem nicht zufrieden bin, so liegt es wohl mehr an mir und meiner Beschaffenheit als an dem Orte selbst; ich bin total erkältet, so sehr, daß ich selbst Kopfweh habe, das ich sonst nicht kenne. Von gesundem Appetit keine Rede, teils durch meine Schuld, teils durch Schuld der hiesigen Küche. Von dem mir angekündigten Bärenhunger keine Spur und von der ungeheuren Kräftigung und Frische nur das, daß ich in einem halb kontrakten Zustande bin und nur mit Hilfe von Hilfskonstruktionen mich bücken kann. Unter so bewandten Umständen kann eine eigentliche Fidelität nicht aufkommen; fidel kann hier, oder überhaupt an solchen Badeplätzen, nur der sein, dem es egal ist, ob er im Zug sitzt oder nicht, der sich von 9 Uhr früh an mit guten Freunden Rendezvous gibt, in der „Giftbude" Hummer, in der „altdeutschen Weinstube" Austern und drei Stunden später bei Oterendorp Mittagbrot ißt. Man muß seinem Körper und ganz speziell auch seinem Magen beständig was bieten können, dann kommt man in Reisestimmung; ich für meine Person ähnle doch mehr einem Hospitaliten, der von einer grünen Bank auf die andre kriecht.

In der Hauptsache hab' ich's aber doch getroffen; Erkältung und Hexenschuß-Zustände, das alles vergeht wieder, und das Gute bleibt, daß ich dem alten body, wenn ich Ende der nächsten Woche hier fortgehe, drei Wochen lang Sauerstoff eingepumpt habe.

Und noch manch andres Gute hat ein solches Sichherausreißen aus den kleinen, alltäglichen Verhältnissen.

Ich bin heut erst vierzehn Tage von Berlin fort, und mir ist, als wär' ich dreimal um die Welt gefahren. Ich war in Oldenburg, sah den „Urwald" (wirklicher Urwald) bei Jever, lernte Wilhelmshaven kennen, besuchte Vetter August[1]) und seine Frau, war zehn Stunden auf See, passierte Wangeroog, Spiekeroog und Langeoog, bewohne jetzt meine dritte Wohnung,

[1]) August Fontane, z. Z. K. Marine-Chef-Ingenieur a. D.

habe in zehn Hotels und Restaurationen gegessen, höre jeden Morgen und Nachmittag die Kurkapelle spielen, bin ein reiner „Strandläufer" geworden, habe verschiedene Bekanntschaften und bei Knyphausens Besuch gemacht, zehn Kapitel korrigiert, eine neue, wundervolle Novelle konzipiert und aufs Papier geworfen, bin gestern abend bei einem Champagnersouper gewesen und habe für Knyphausens einen Prolog gedichtet, der übermorgen (am 11.) in einer furchtbar vornehmen Versammlung vorgetragen wird. Überblicke das, was ich aufgezählt habe, so wirst Du finden, daß es mehr ist, als gewöhnlich in meinem Tagebuche steht, wo's immer heißt: „Gearbeitet (Novelle korrigiert), Briefe geschrieben, gearbeitet (Novelle korrigiert), Abendspaziergang".

Im übrigen bleibt es wahr, was Du schreibst: „Wie gut, daß ich bei dem Sturmwetter nicht bei Dir gewesen bin", wobei mir nur obliegt, wahrheits- und billigkeitsgemäß den Spieß auch umzudrehen und hinzuzusetzen: „Wie gut, daß Du nicht meine Verstimmungen, Angegriffenheiten und kleinen Ärgernisse mit durchmachen mußtest." Personen, wie wir beide sind, nervös, anfällig, gleich besorgt und geärgert, gleich aus dem Häuschen, immer durch Geldrücksichten eingeengt — wir können auf Reisen gar nicht leicht und bequem nebeneinander hergehn, und wenn ich auf unsre italienische Reise zurückblicke, so muß ich mit einer Art Staunen und Bewunderung zugestehn, daß wir das Möglichste möglich gemacht haben. Unsrer Natur und unsrem Geldbeutel nach haben wir uns mit Ruhm bedeckt.

Diesen Zeilen schließe ich wieder ein paar Briefe und Karten bei; Du ersiehst auch daraus den ungeheuren Unterschied zwischen hier und Thale, das ich übrigens, trotz dieses Unterschiedes, sehr in Ehren und dankbarer Erinnerung halte. Aber das ist doch andrerseits wahr, daß die Gesellschaft etwas unterm Niveau ist; finden sich dann auch ein paar Generale, Geheim-

räte, Professoren ein, so sind es so wenige, daß man kaum hoffen darf, etwa einen Sympathischen darunter zu treffen. Hier aber tummeln sich Hunderte, so daß man eine Chance hat, irgend 'was Umgängliches kennenzulernen. Sehr interessant war mir die Begegnung mit Apotheker H. (seit 26 Jahren in Halberstadt). Er machte einen fidel-kratzbürstigen, im ganzen aber sehr guten und anständigen Eindruck, war überhaupt, auch in alter Zeit schon, das einzig gute Element in unsres Bruders Max' Umgebung. Von mir und meinen Schicksalen wußt' er kein Sterbenswort, so daß mir wieder Schwager Webers Wort einfiel: „Dein berühmter Bruder, den keiner kennt". Niemals bin ich richtiger beurteilt worden; Endresultat von 45 Arbeitsjahren.

Ergeh' es Dir gut, küsse meine Mete. Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

278) Norderney, d. 12. August 1882.

Meine liebe Frau.

Zu meinem Tee hab' ich eben für $7\frac{1}{2}$ Silbergroschen Kuchen gegessen, was ungeheuerlich klingt, aber noch lange nicht so viel war wie eine halbe Zwei-Groschen-Bretzel. In einem semmelmüden Zustand (sick of it) mußt' ich eine solche Veränderung eintreten lassen und fühle mich auch wohl danach. Die Verpflegungsverhältnisse sind hier sehr merkwürdig; mein Hauptnahrungsmittel ist „Gerstensuppe", ein nationales Gericht, unsrer Graupensuppe aus Hammelfleisch sehr ähnlich, aber noch kräftiger.

Das kleine Diner bei Knyphausens verlief gestern sehr angenehm; sie sind alle — namentlich auch sie, die Gräfin — von großer Liebenswürdigkeit, einfach und natürlich, und in politischen Dingen ungeheuer „freiweg". Wie ganz anders sind doch diese Leute als der märkische Durchschnittsadel, von dem,

im ganzen genommen, leider all das wahr ist, was Stein vor 80 Jahren über ihn gesagt hat. Die Arnims sind die einzige Familie, die als Familie (ausgezeichnete Individuen kommen natürlich auch in den andern vor) eine Ausnahme machen. Die Schulenburgs, Alvenslebens, Knesebecks — die zu den guten gehören — sind schon keine richtigen Märker mehr; sie haben den Stempel der reindeutschen Niedersachsen, die das große Gebiet zwischen Elbe und Weser innehaben. Übrigens steht dies in durchaus keinem Widerspruch zu meinen vier Bänden „Wanderungen"; ich habe überall liebevoll geschildert, aber nirgends glorifiziert, nicht einmal meinen Liebling Marwitz. Ich habe sagen wollen und habe wirklich gesagt: „Kinder, so schlimm, wie ihr es macht, ist es nicht", und dazu war ich berechtigt; aber es ist Torheit, aus diesen Büchern herauslesen zu wollen, ich hätte eine Schwärmerei für Mark und Märker. So dumm war ich nicht.

Bei Knyphausens erschien zur Kaffeestunde eine sehr reizende Baronin aus Stuttgart, stattliche Rotblondine (ähnlich wie Lady Russel), die drastische Schilderungen von dem dortigen gesellschaftlichen Leben entwarf. Die Schwaben sind scheu und schwerfällig, und die fremden Elemente halten sich zurück oder machen sich geradezu rar. „Da ischt z. B. der Lübke. Aber er kommt meischt nur, wenn die Königin da ischt" usw. Als sie fort war, fragte ich, wer die Dame gewesen sei. „Das war die Freifrau von Berlichingen, und ihr sechsjähriger, ältester Sohn heißt Götz." Der junge Baron Dörnberg, der mit dabei war, setzte hinzu: „Wahrscheinlich ein skrofulöser, kleiner Bengel, der nachher seinen Heldennamen verunziert." Aber enfin, er ist doch immer ein christlicher, richtig getaufter Götz von Berlichingen; der wirkliche Schrecken fängt erst bei Percy Heymann an.

Gestern abend war denn nun auch das Wohltätigkeitskonzert. Ich mußte hin, weil es ungezogen gegen Fräulein

v. Dörnberg gewesen wäre, zu fehlen; so tauchte ich denn $8^1/_2$ auf, wo ich sicher sein konnte, daß mein Prolog längst das Zeitliche gesegnet hatte. Der ganze Abend machte einen allerliebsten, poetischen und vornehmen Eindruck; der große Saal sehr hübsch, die Bühne fein und zierlich, die Mitwirkenden Dilettanten, aber doch als solche lauter anständige Nummern. Am hübschesten fand ich das Klavier- und Violinspiel der beiden Komtessen Breuner. Mein Prolog wird wohl in den Brunnen gefallen sein; das Schicksal aller Prologe — und nun gar, wenn ich einen gemacht habe. Mein eigentlichster Prolog war der an jenem Schinkelfest-Abend[1]), den der große Anton von Werner, der ein lebendes Bild stellen wollte, einfach kassiert hat. Mit wieviel Ehren bin ich schon überhäuft worden!

Montag, d. 14. August.

Gestern war es glühheiß selbst hier, man schwitzte im Stillsitzen. Mir war aber verhältnismäßig wohler als die Wochen vorher, und ich hätte diesen Zustand noch mehr genossen, wenn mir nicht meine zwischen den Zehen liegenden Hühneraugen „Wehdage" gemacht hätten. Zum Glück kühlt der nasse Strandsand; auf heißem Stein könnte man's gar nicht aushalten. Ich werde mich heute mit dem Apotheker wegen Seifenpflaster in Verbindung setzen. Durch ein riesiges Hamburger Pflaster, über den halben Leib weg, von Hüfte zu Hüfte, hat er sich bereits bewährt. Deine letzte Leistung auf dem Pflasterstreichungsgebiet war schwach und ist mir längst vor die Füße gefallen.

Vom Kurhause aus ging ich an den Strand und dämmerte so von Bank zu Bank. Als ich an der Hauptstelle war, wo viele Hunderte von Korbhütten stehen, in denen man die Strandluft genießt, fühlt' ich mich von hinter her gepackt, und Professor M. stand vor mir. Er schleppte mich bis an seine Korbhütte, wo ich nun der Frau Professorin und ihrem 19jährigen

[1]) Das i. J. 1874 gefeierte Fest galt zugleich dem 50jährigen Bestehen des Architektenvereins zu Berlin.

Sohne, einem jungen Studenten, der für „Gegenwart" und „Magazin" Kritiken schreibt, vorgestellt wurde. Die Frau Professorin begrüßte mich sehr herzlich, zeigte mir die neueste Nummer der Vossin und sagte: „Eben hab' ich von Ihnen gelesen; sehen Sie, hier; es ist so spannend, man kennt ja alle Straßennamen." Dann brach das Gespräch glücklicherweise ab. Die Strandpromenade mit den drei Herrschaften dauerte nun wohl noch anderthalb Stunden, und die Gutmütigkeit und Freundlichkeit der Frau Professorin gefiel mir. Ich kam dadurch sozusagen auf meine Kosten. Aber das Urteil: „Es ist so spannend; man kennt ja fast alle Straßennamen," hat doch einen furchtbaren Eindruck auf mich gemacht. Nicht, als ob ich der Frau zürnte; wie könnt' ich auch! Im Gegenteil, es ist mir bei aller Schmerzlichkeit in gewissem Sinne angenehm gewesen, mal so naiv sprechen zu hören. Im Irrtum über die Dinge zu bleiben, ist oft gut; klar zu sehen, ist oft auch gut. Das ist nun also das gebildete Publikum, für das man schreibt, und der 19jährige junge Sohn (der mir übrigens gefallen hat) geht nebenher und kritisiert G. Freytag, A. Glaser und natürlich auch mich in „Gegenwart" und „Magazin", also in zwei der vornehmsten und angesehensten Blätter, die Deutschland hat. Alles macht einen wahren Jammereindruck auf mich, und wenn ich nicht arbeiten müßte, würd' ich es in einem gewissen Verzweiflungszustande, in dem ich mich befinde, doch wahrscheinlich aufgeben. Ersieh' daraus, wie groß mein Degout ist, denn meiner ganzen Natur nach bin ich auf die Freude des Schaffens gestellt.

Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

279) Norderney, d. 17. August 1882.

Meine liebe Frau.

Das ist nun der letzte Brief von hier aus. Was Du am Eingange des Deinigen sagst, „daß ich bei Nichtstoff in der

Regel besser schriebe als bei viel Stoff," ist gewiß richtig. In dem bestimmten Fall aber (denn der Stoff hier ist so ziemlich immer derselbe) scheint mir die Bemerkung doch durch nicht allzu gute Laune diktiert zu sein. Aber vielleicht irr' ich auch; ich schreibe so viel, daß ich hinterher nie mehr weiß, was in diesem oder jenem Briefe gestanden hat.

Im ganzen muß ich mit meinen drei Wochen hier sehr zufrieden sein; es ist mir nichts eigentlich Unangenehmes passiert, und selbst die Sturmtage waren schön. Ja, ich komme jetzt dahinter, daß das Meer *nur* an seinen Sturmtagen entzükkend ist; sowie Ruhe eintritt, ist es eigentlich langweilig. Die Buchhändler-Bekanntschaften, die ich hier gemacht habe, bedeuten nicht viel, sind mir aber doch eher angenehm als nicht, und die schweren Korrekturtage, sosehr sie mich zeitweilig (namentlich bei meinem schlechten Befinden) gedrückt und geängstigt haben, waren doch auch wieder ein Segen. Denn man kann nicht von sieben Uhr früh bis elf Uhr abends auf einer Bank sitzen, Reseda riechen und „Heil dir im Siegerkranz" zum hundertsten Male blasen hören. Also nochmals, es war sehr hübsch, und was die Hauptsache ist, die wundervolle, sauerstoffreiche Luft wird meinem Blut und meinen Nerven auch gut getan haben. Berliner Kanalluft ist nicht meine Sache.

Morgen schick' ich drei bis vier Druckbogen Manuskript an die Druckerei; es macht mir noch wieder ziemlich viel Arbeit, aber ich werde nicht ärgerlich dabei, weil ich empfinde: es muß sein. Ich sehe klar ein, daß ich eigentlich erst beim 70er Kriegsbuche und dann bei dem Schreiben meines Romans ein *Schriftsteller* geworden bin, d. h. ein Mann, der sein Metier als eine *Kunst* betreibt, als eine Kunst, deren *Anforderungen* er kennt. Dies letztere ist das Entscheidende. Goethe hat einmal gesagt: „Die Produktion eines anständigen Dichters

und Schriftstellers entspricht allemal dem Maß seiner Erkenntnis." Furchtbar richtig. Man kann auch ohne Kritik 'mal was Gutes schreiben, ja vielleicht etwas so Gutes, wie man später mit Kritik nie wieder zustande bringt. Das alles soll nicht bestritten werden. Aber das sind dann die „Geschenke der Götter", die, weil es Göttergeschenke sind, sehr selten kommen. Einmal im Jahr, und das Jahr hat 365 Tage. Für die verbleibenden 364 entscheidet die Kritik, das Maß der Erkenntnis. In poetischen Dingen hab' ich die Erkenntnis 30 Jahre früher gehabt als in der Prosa; daher lese ich meine Gedichte mit Vergnügen oder doch ohne Verlegenheit, während meine Prosa aus derselben Zeit mich beständig geniert und erröten macht.

Und nun lebe mir wohl und freue Dich der Ostsee so, wie ich mich der Nordsee gefreut habe.

Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

280) Berlin, d. 23. August 1882.

Meine liebe Frau.

Seit gestern abend bin ich wieder hier. Unsre Wohnung sieht sehr gut aus, vielleicht ein wenig zu dunkel; aber ich empfinde dies mehr, als es andre empfinden werden, weil mir die helleren Farben noch im Gedächtnis sind. Sonst ist ja nichts vorgefallen, als daß K. eine sehr reiche polnische Jüdin geheiratet hat. Solche Ehen, wie wir geschlossen, kommen gar nicht mehr vor. In einer Beziehung ist es auch recht gut; denn Armut, die nicht ganz zu resignieren versteht, ist ein Verbrechen; aber andrerseits ist dies bloße Plüschsofa-Heiraten auch eine traurige Geschichte. Will man aus der ganzen Pastete jeden Rest von Neigung streichen, so wird nicht nur das Vergnügen, sondern schließlich auch die Bevölkerungszahl auf ein Minimum herabgedrückt. Und die Fortdauer des Menschengeschlechts ist doch

nun mal eine jener erhabenen Aufgaben, woran der einzelne mitzuarbeiten hat.

In den nächsten Wochen sollen mich zwei Arbeiten ausschließlich beschäftigen: 1. Durchsicht des ersten Bandes der „Wanderungen" und 2. der „Dreilinden"-Aufsatz.

Vom Oktober an will ich dann meine Zeit zwischen „Graf Petöfy" und dem „Scherenberg"-Aufsatz teilen. Rechte Lust hab' ich zu nichts mehr; man kann in der Kunst ohne eine begeisterte Zustimmung der Mitlebenden, oder wenigstens eines bestimmten Kreises der Mitlebenden, nicht bestehen. Ringt man sich erfolglos ab, so bringt man es nie über den ledernen succès d'estime hinaus. Empfindet man jeden Augenblick: es ist ganz gleichgültig, ob du lebst oder nicht lebst, und es ist womöglich noch gleichgültiger, ob du einen Roman unter dem Titel „Peter der Große", „Peter in der Fremde" oder „Struwelpeter" schreibst — alle bestehen aus denselben 24 Buchstaben und alle kommen in die Leihbibliothek und werden à 1 Sgr. pro Band gelesen und nach Gutdünken und Zufall abwechselnd gut und schlecht gefunden — auf dieser Alltags- und Durchschnittsstufe stehenbleiben, ist traurig, lähmt und kann selbst meine Hoffnungsseligkeit nicht zu neuen Großtaten begeistern. Man ist also bloß wie der Soldat auf dem Posten, wie der Weretschaginsche Russe im Schipka-Paß, erst umwirbelt, dann bis an die Knie im Schnee und schließlich — ganz. Der einzige Trost, der einem bleibt, ist der: es liegen viele im Schipka-Paß. Es war immer so, ist so und wird so bleiben. Tausend Grüße. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

281) Berlin, d. 24. August 1882.

Meine liebe Frau.

. . . . . Ich kann mit Dir über alles sprechen, nur nicht über die Kinder, weil Du die Tugend hast, eine Stunde später

unter der berühmten Überschrift: „Papa sagt auch" Äußerungen, die nur für Dich bestimmt waren, an die große Glocke zu hängen. Dies ist mir aber im höchsten Maße unbequem. Sind es Dinge, die den Kindern absolut gesagt werden müssen, so tu' ich es entweder selbst oder bitte Dich, es zu tun; aber wenn ich diese Bitte nicht eigens ausspreche, so müssen solche confessions und Äußerungen wie Beichtgeheimnisse sein. Wenn sich schon überhaupt ohne eine gewisse Diplomatie nicht leben läßt, so am wenigsten ohne Haus- und Familiendiplomatie. Das ist der Grund, weshalb in vornehmen Häusern, und wenn sie wie Katz' und Hund stehen, höchst selten „Szenen" stattfinden, dagegen in Spießbürgerhäusern immer. Ich bin selber sehr plauderhaft, bilde mir aber ein, genau unterscheiden zu können, was weiter erzählt werden darf und was nicht. Daß dies Deine Force wäre, kann ich nicht behaupten, am wenigsten aber den Kindern gegenüber. Und so hab' ich mir vorgenommen, mich nach dieser Seite hin der Schweigsamkeit zu befleißigen.

Gestern war schlechtes Wetter, am Abend so schlecht, daß ich selbst meinen Spaziergang unterließ. Heute nun will ich über Mittag ausgehen, vielleicht läuft mir etwas Interessantes in den Weg, und ich kann noch eine Nachschrift machen. Habt Ihr Nachricht von Witte? Wo steckt er? Er muß jetzt schon in der verführerischen Nähe von Konstantinopel sein. Ob er in den Serail eindringt? Solchen Rücken gibt es in der ganzen Türkei nicht; ich halt' es nicht für unmöglich, daß ihm nachgestellt wird.

Bringe mir doch in einer großen und festen Papierkapsel etwas Warnemünder Strand- oder Dünensand mit; ich habe Norderneyer mitgebracht, und dann können wir beide mischen und als Streusand für die Winterkampagne benutzen. Beim Gebrauch kann man dann in Reminiszenzen schwelgen.

Wie immer Dein Th. F.

282) Berlin, d. 24. August 1882.

Meine liebe Mete.

Habe Dank für Deinen lieben Brief und die freundlich eingehende Beschäftigung mit dem armen Schach. Wenn Du fürchtest, das Aussprechen von Bedenken könnte mich verstimmen, so ist das eine Sorge, die mich in Verlegenheit bringt und beinah traurig macht, um so mehr, als George seinen letzten Brief an mich mit einer ähnlichen Betrachtung schloß. Wenn ich so reizbar, so kindisch-eitel wäre, so tät' ich am besten, ich ginge in die Ecke und schösse mich tot. So eitel und empfindsam bin ich aber nie gewesen, bin ich jetzt nicht und werde ich nie werden. Ja, ich darf es geradezu aussprechen, daß ich einen klugen, wohlmotivierten und vor allem liebevollen Tadel, einen Tadel, der das Talent und die Schreibeberechtigung in jedem Wort anerkennt und nun erst zu Äußerungen seiner Bedenken übergeht, daß ich solchen Tadel lieber habe als uneingeschränktes Lob, gegen das ich immer mißtrauisch bin. Gegen die moderne Dumme-Jungens-Kritik, wo Laffen oder, wenn auch talentvolle, so doch höchst fragwürdige Gestalten mir beibringen wollen, was Anstand, Moral und gute Sitte ist — gegen solche Kritik bin ich freilich empfindlich, aber nicht ihres Tadels, sondern ihrer Unart und Unverschämtheit halber. Macht man mir aber eine aufrichtige Verbeugung, nimmt man den Hut ab und begrüßt mich herzlich oder wenigstens mit Manier, so kann man hinterher alles sagen. Und wenn ich dies Recht schon Fremden zugestehe, so meiner Frau und meinen Kindern erst recht. Wenn hiervon vielleicht ein paar Ausnahmen existieren, so muß man sich diese erst ansehn; Verschrobenheiten, auch wenn sie wohlmeinend sind, machen mich nervös und ungeduldig. Das ist aber keine Empfindelei.

Der Punkt, den Du berührst, ist sehr wichtig. Wir sprechen das später mal durch. Es hängt alles mit der Frage zusam-

men: „Wie soll man die Menschen sprechen lassen?“ Ich bilde mir ein, daß nach dieser Seite hin eine meiner Forcen liegt, und daß ich auch die Besten (unter den Lebenden die Besten) auf diesem Gebiet übertreffe. Meine ganze Aufmerksamkeit ist darauf gerichtet, die Menschen so sprechen zu lassen, wie sie wirklich sprechen. Das Geistreiche (was ein bißchen arrogant klingt) geht mir am leichtesten aus der Feder. Ich bin — auch darin meine französische Abstammung verratend — im Sprechen wie im Schreiben ein Causeur; aber weil ich vor allem ein Künstler bin, weiß ich genau, wo die geistreiche Causerie hingehört und wo nicht. In „Grete Minde“ und „Ellernklipp“ herrscht eine absolute Simplizitätssprache, aus der ich, meines Wissens, auch nicht einmal herausgefallen bin; in „L'Adultera“ und „Schach von Wuthenow“ liegt es umgekehrt. Deshalb kann ich moderne Salonnovellen meistens nicht lesen, weil alles, was gesagt wird, so langweilig, so grenzenlos unbedeutend ist; will ich aber eine geistreiche Frau schildern oder wohl gar einen Mann wie Bülow[1]), nun, so muß auch was herauskommen. Natürlich kann es des Guten zuviel werden, und wenn Bülow alle 21 Kapitel hindurch spräche, so wär' es einfach nicht auszuhalten; von Kapitel 8 an hören diese Geistreichigkeiten aber ganz auf oder kehren nur noch sehr vereinzelt wieder. Und so, denk' ich, sind sie hinzunehmen, um so mehr, als mir durchaus daran lag, auch wirklich ein Zeitbild, ein Stück Geschichte zu geben. Ohne ein bestimmtes Maß von „Voraussetzungen“ läßt sich überhaupt nicht schreiben, und je geschulter die Menschen werden, je größer wird der Kreis dessen, worüber man plaudern darf.

---

[1]) Nebenfigur in „Schach von Wuthenow“, für die neben dem historischen Dietrich von Bülow, einem jüngeren Bruder des späteren Generals, Grafen Bülow von Dennewitz, anscheinend auch Fontanes Liebling, Alexander von der Marwitz, der Freund Rahels, einige Züge geliefert hatte.

Und nun Ade; alles andre in dem Briefe an Mama.
Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

283) Berlin, d. 27. August 1882.

Meine liebe Frau.

Habe Dank für Deine freundlichen Zeilen vom 25. (Freitag). Was Du hinsichtlich der Kinder schreibst, hat mich beschäftigt, und ich wünschte wohl, daß es anders lauten könnte. Aber ich bitte Dich, alle Kämpfe dagegen aufzugeben. Es gibt Dinge, die sich einfach nicht ertragen lassen, und empfindet man, daß es so liegt, so muß dagegen angekämpft und irgendwie Hilfe geschafft werden. Sowie's aber nur gerade noch geht, muß man's laufen lassen. Dasselbe Prinzip, das wir seit einer ganzen Reihe von Jahren unsern Leuten gegenüber beobachten, muß auch den Kindern gegenüber in Anwendung kommen. Natürlich muß eine gewisse Subordination herrschen, man muß, wenn es not tut, befehlen und seinen Befehl auch durchsetzen können; aber mit dieser mäßigen Respektsstellung muß man sich begnügen. Am allerwenigsten muß man an den Charakteren herumbasteln wollen; es führt zu gar nichts außer zu Verstimmung und Ärgernis. Wie sich ein Mensch gibt, das ist nicht ein Zufall, auch meistens nicht ein Erziehungsfehler, sondern der Ausdruck seiner Natur.

Wir Alten können uns über diese Dinge unterhalten und, wenn es zu arg kommt, können wir auch darüber klagen und sie wegwünschen; aber nur keine Szenen, nur keine Erziehungskunststücke. Man darf nur so viel tun, wie die Notwehr erheischt. Wird es zu toll, so sagt man einfach: „Bis hierher und nicht weiter"; aber man muß dabei nie mehr wollen als Bekämpfung des Einzelfalls. Also nochmals: Laufen lassen, nichts ändern wollen, sondern einfach darauf aus sein, sich nicht die Butter vom Brote nehmen zu lassen.

Sieht man von ganz wenig Ausnahmefällen ab, so läuft überhaupt unser ganzer Verkehr im Leben entweder auf ein reines, schändliches Komödienspiel, oder da, wo im ganzen genommen Ehrlichkeit herrscht, auf Kompromisse, Waffenstillstände, stillschweigende gegenseitige Abmachungen hinaus. Und weil ich Dir schon neulich schrieb: „Man steht zu seinen Kindern nicht anders wie zu andern Menschen." Also nochmals: Selig sind die Friedfertigen. In der Tat, wer nicht seiner Natur nach auf Kampf gestellt ist, muß allen Streit und alle Konflikte fliehn, sonst wird er unglücklich.

Am Freitagabend war ich im Theater, heute muß ich wieder hin. Nr. 24 ist jetzt nicht Eckplatz mehr; ich werd' also wohl das Vergnügen haben, an Hülsen schreiben zu müssen. — Gestern auf meinem Mittagsspaziergange traf ich X., und wir gingen eine Stunde. Wie unerquicklich ist doch diese junge Generation! Eitel, aufgeblasen, lächerlich egoistisch, ohne jede Spur von Lebensart und guter Sitte. Ob unsereins vor 40 Jahren ebenso war? Ich bezweifle es doch. Heute früh schickte mir Rodenberg die einliegende Besprechung; wieder sehr fein. Es ist doch ein ordentliches Labsal, einen gebildeten und artigen Mann so sprechen zu hören. Aber so fein und verbindlich ich die Kritik finde, und so aufrichtig ich ihm meinen Dank dafür aussprechen werde, so bleibt doch das bestehen, daß seine Gesamthaltung gegen mich nicht richtig ist. Das Gefühl davon ist so stark in mir, daß ich auch meinen Dank auf einen sehr ruhigen Ton hin stimmen werde. Merkt er es, tant mieux, und stellt er infolgedessen die Lobpreisung meiner „Wanderungen" ein, so hab' ich nichts dagegen. Die fressen sich nun schon selber durch und bedürfen keiner Paten. Ich lasse mir natürlich auch über die „Wanderungen" gern Freundliches sagen, aber mich ein für allemal auf sie annageln wollen, das verdrießt mich.

Wie immer Dein Th. F.

An Wilhelm Hertz.

284) Berlin, d. 8. Oktober 1882.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Seit gestern von meinem Ausfluge wieder zurück, hab' ich mich heut dabei gemacht, das Gequatsche durchzusehn, das sich schwarz auf weiß in einem Haufen Zeitungsblätter vorfand. Es macht einen trübseligen Eindruck.

Das nennt man in Deutschland Kritik! Was Rodenberg geschrieben (ich hab' es nicht zur Hand), ist unter dem neuerdings Erschienenen das weitaus Beste, zum Teil sehr gut, vielleicht aber nicht brauchbar für den in Rede stehenden Zweck. Ganz dunkel entsinn' ich mich, ein oder zweimal einer Kritik begegnet zu sein, die darauf aus war, die Bedeutung und Eigenart der ganzen Geschichte festzustellen — ich hab' aber keinen Schimmer mehr, wo das war. Und doch kommt es darauf an, derartiges zu finden, und wenn es nicht gefunden wird (was mir sehr wahrscheinlich), es neu zu schaffen. Am besten könnt' ich es selbst schreiben, aber ich mag nicht; es widersteht mir geradezu. Zwei Dinge müßten nach meiner Meinung vor allem hervorgehoben werden: 1. daß es, durch Verquickung von Geographischem und Historischem, eine ganz neue Art ist, Geographie und Geschichte zu lehren, eine neue Art, die, allem Systematischen ein Schnippchen schlagend, darauf aus ist, spielend und in novellistischer Form, die Geschichte dieses Landes von Czernebog bis Bismarck oder von Juthriegotz bis Gütergotz (Bleichroeder)[1]) zu erzählen. 2. müßte hervorgehoben werden, wie man nicht bloß Mark und Märker daraus kennen, sondern auch, aller Ruppigkeit und Unausstehlichkeit unbeschadet, unter der Vorführung dieser Pflicht-

[1]) Bankier Gerson v. Bleichroeder war Besitzer des Gutes Gütergotz bei Berlin.

trampel und Dienstknüppel einsehen lernt, daß diese letzte Nummer Deutschlands berufen war, seine erste zu werden. — Ich lege zwei Blätter bei, aber auch sie, in den blau angestrichenen Stellen, bedeuten nicht viel. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Otto Brahm.

285) Berlin, d. 29. Oktober 1882.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Haben Sie besten Dank für den Heyseaufsatz[1]), den Ihre Güte mir hat zugehen lassen. Schon zu Beginn der Woche — die Westermann-Nummer kam diesmal sehr früh — hatte ihn mir meine Frau aus dem Hefte selbst vorgelesen.

Ich bitte, Ihnen ein paar Worte darüber sagen zu dürfen. Selbst wenn Ihnen diese Worte (was ich kaum fürchte) direkt mißfallen sollten, werden sie Ihnen immer noch lieber sein als andere Redensarten, an denen nichts echt ist als die Verlogenheit.

Das Maß von Fleiß und Sorgfalt, das Sie diesem und dem Gottfried-Keller-Aufsatz gewidmet haben, kennen Sie selbst am besten und wissen auch wohl (dergleichen spricht sich rasch 'rum), daß ich, von Ihrem ersten Auftreten in der Vossischen an, immer zu Ihren Verehrern gehört habe. Sie sind wie zum Kritiker geboren: scharf, klar, fein und, was bei dieser glücklichen Dreiheit kaum ausbleiben kann, ein brillanter Stilist. Alles was Sie schreiben, les' ich mit Vergnügen, wie man einen klugen Menschen gern sprechen hört. Auch Ihrem Heyseaufsatz, vielleicht mit Ausnahme der letzten Spalten

[1]) Westermanns Monatshefte (Braunschweig 1883), Bd. 53, S. 246ff. — Brahms Essay über Gottfried Keller ist in der Deutschen Rundschau (Berlin 1882), Bd. 31, S. 403ff. abgedruckt. Vgl. dazu: „Aus dem Nachlaß" (Ges. Werke II, 9, S. 255ff.).

(wo ich die Knappheit vermisse, die sonst Ihre Schreibweise auszeichnet) bin ich mit aufrichtigem Vergnügen gefolgt und habe mich an der Kunst und dem Geschmack gefreut, womit Sie den schon in seiner Massenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit überaus schwierigen Stoff angefaßt und bewältigt haben. Ja, ich bin mit meinem Lobe noch nicht fertig, finde die Grundauffassung Heyses durchaus richtig und stimme, wenigstens vielfach, auch dem Detail zu, das der Aufsatz bringt. Dies Wort „Detail" wähl' ich absichtlich, weil ich das Wort „Urteil" oder auch nur „Einzelurteil" vermeiden möchte. Sie sehen nun schon, worauf ich hinaus will. Sie haben Heyse sorgfältig untersucht und der im Nebenzimmer ängstlich wartenden Familie das mitgeteilt, was diese, Pardon, schon wußte. „Ja, er fiebert. Die Zunge ist belegt. Der eine Leberlappen ist etwas angeschwollen. Das Herz hat keinen ganz regelmäßigen Schlag usw." Aber die Schlüsse daraus haben Sie nicht gezogen und haben der Familie nicht mitgeteilt, ob er leben oder sterben muß. Und darauf kommt es doch an. Sie verweilen mit Vorliebe bei der Novelle: „Die Reise nach dem Glück." Mir persönlich konnte nichts Lieberes passieren. Denn die Heysesche Doktrin oder Lebensauffassung läßt sich an keiner seiner Arbeiten so rein demonstrieren wie an dieser. Zu dieser Demonstrierung schreiten Sie dann auch, präparieren das Objekt, spießen es auf und zeigen es uns. Aber dabei bleibt es. Sie nehmen persönlich keine Stellung zu der Geschichte. Sie finden sie weder wundervoll noch wundersam, weder zu glorifizieren noch zu stigmatisieren. Sie sagen nur einfach: „Seht her: so ist sie." Das ist aber zu wenig. Wir dürfen von jedem, der sich an Heyse heranmacht, ein persönliches Farbebekennen in diesen wichtigen Fragen erwarten und verlangen. Erwarten im Interesse des Essayverfassers, verlangen in unserem. Geht der Verfasser einer Beantwortung der hier in Rede stehenden Fragen, einem Stellungnehmen zu denselben aus sachlichen

oder persönlichen Gründen aus dem Wege, so war er nicht glücklich, als er sich überhaupt für diesen Stoff entschied. Es ist schon sehr viel über Heyse geschrieben worden, und Aufschlüsse über sein Wollen hat er genugsam selbst gegeben. Wer sich noch an Heyse 'ranmacht, kann es nur tun in Liebe oder Haß. In Ihrem Aufsatze ist nicht Liebe, nicht Haß. Sie sagen im einzelnen eine Menge hübscher, geistvoller, witziger, auch sehr zutreffender Sachen (z. B. daß die Überschätzung der „L'Arrabiata" eine Ungerechtigkeit gegen offenbar höher stehende Arbeiten involviere), aber das eigentliche Wort, das Wort, auf das es ankommt, wird nicht gesprochen. Ich stehe persönlich so zu Heyse, daß ich ihn für das größte, noch mehr für das reichste Talent halte, das wir zur Zeit in Deutschland besitzen, dessen Bedeutung aber durch einen falschen Tropfen in seinem Blut immer wieder in Frage gestellt, in vielen seiner Produktionen einfach vernichtet wird. Wär' ich der jüngere, könnt' ich, ihn überlebend, in die Lage kommen, über ihn zu schreiben, ich würd' ihn in meinem Essay sehr hoch und sehr tief stellen und das Verkehrte und schließlich doch auch sehr Unkonsequente seiner Lebensanschauungen und seines Liebeskatechismus zu beweisen suchen. Heyse, den ich sehr liebe, weiß auch, daß ich so über ihn denke. Sehr ferne liegt mir aber dabei die Anmaßung, daß meine Stellung zu diesen Fragen „der Weisheit letzten Schluß" repräsentiere. Beständig wechseln die Anschauungen, auch die sittlichen, und so mag denn Heyse sein Evangelium predigen, wie er will. Die aber, die seine Predigt mit angehört haben und dem Volke, das mit zugegen war, auf dem Heimwege noch einmal davon erzählen wollen, müssen mit ihrer Meinung, ob er gut oder schlecht, rein oder unrein, christlich oder unchristlich gepredigt habe, nicht hinter dem Berge halten.

In aufrichtiger Ergebenheit Ihr Th. Fontane

286) Berlin, d. 5. Mai 1883.

Meine liebe Mete.

Während ich diese Zeilen schreibe, dampfst Du wohl nach Schwiggerow zurück, das Du nun in halbem Pfingst- und Taufschmuck vorfinden wirst. Es geht mit diesem Frühjahr wie mit dem Leben überhaupt: man hat sich in allerlei Verzweiflungen hineingesprochen, und wenn man schließlich zusieht, sieht es nicht schlechter aus als sonst. Die letzten Rechnungen ähneln sich überall sehr. Wir dachten hier schon an Vereisung, eventuell an Untergang durch Sturm (wer sich dieser Anschauung zuneigte, braucht nicht erst versichert zu werden), und jetzt, wo Gott den Schaden besieht, grünen die Bellevue-Straßen-Kastanien um kein Haar schlechter als im vorigen Jahr, und sitzen die Paare und Pärchen bei Josty gerade so glücklich und gelangweilt wie früher. Die meisten sehen aus, als trügen sie zu enges Schuhzeug und warteten auf den Moment, wo sie daheim und in bloßen Strümpfen das Glück des Tages vergessen können. Mitunter drängt sich mir die Frage auf, ob Gott wirklich die Menschen quält, und ob sie's nicht bloß selber sind, die sich das Leben so schwer machen.

Gestern waren wir bei Lessings[1]) zu einem wundervollen Diner, trotzdem es nur Familiendiner war. Lauter Lessings und deren unmittelbarer Anhang, so beispielsweise zwei große, schöne Söhne des verstorbenen Akademiedirektors Lessing (des berühmten) in Karlsruhe, sowie das Gudesche Ehepaar, dessen älteste Tochter auch einen Lessing, den Bildhauer, geheiratet hat. Nach Tisch hatt' ich ein langes Gespräch mit beiden Gudes und war in der angenehmen Lage, mit meiner neu eingeheimsten Kenntnis norwegischer Literatur, namentlich mit Elster und Alexander Kjelland (der fast wie Kelland

[1]) Landgerichtsdirektor (später Geh. Justizrat) Lessing, der Haupteigentümer der „Vossischen Zeitung".

ausgesprochen wird, das j hört man kaum), paradieren zu können. Daß ein Gespräch einem den Gefallen tut, gerade die Punkte zu berühren, über die man sich kurz vorher informiert hat, ist sehr selten; von Paul Heyse pflegte Fr. Eggers zu sagen: „Mit zu seinen größten Talenten gehört das, daß er das Gespräch vorzuschreiben und dann regelmäßig mit dem zu brillieren weiß, was er an demselben Vormittag gelesen hat." Frau Gude — keine geborene Gräfin Wachtmeister, wie ich früher glaubte, sondern eine Baronesse Anker — sagte mir viel Verbindliches über L'Adultera, was mir aufs neue bestätigte, daß die Geschichte für natürliche und anständige Menschen keine Spur von Bedenklichem enthält; sie nehmen es einfach als das, als was ich es gegeben habe: ein Stück Leben ohne jede Nebenabsicht oder Tendenz. Wär' ich nur zehn Jahre jünger, so wär' ich auch sicher, daß ich damit durchdringen und insoweit besser als Turgenjew und Zola (wenn auch selbstverständlich mit geringerem äußeren Erfolge) reüssieren würde, als meine Schreibweise von zwei Dingen völlig frei ist: von Übertreibungen überhaupt und vor allem von Übertreibungen nach der Seite des Häßlichen hin. Ich bin kein Pessimist, gehe dem Traurigen nicht nach, befleißige mich vielmehr, alles in jenen Verhältnissen und Prozentsätzen zu belassen, die das Leben selbst seinen Erscheinungen gibt.

Mit meiner Gesundheit geht es nicht gut. Ich kann mich nicht erholen; alles, es sei körperlich oder geistig, wird mir sauer. Sehr wahrscheinlich geh' ich schon nach acht Tagen in den Harz, um endlich wieder arbeitsfähig zu werden, denn in $4^1/_2$ Monat keinen Strich, ist etwas zu wenig für einen Hausvorstand und Familienvater. — Fräulein R. war neulich einen Abend bei uns, sehr freundlich und sehr müde. Müde Menschen müssen zu Bett gehn. Das ist auch eine der Ungeheuerlichkeiten, ja Roheiten unsres gesellschaftlichen Lebens, daß man, wenn man nicht mehr Zipp sagen kann oder Zahnweh oder einen Strom-

und Trompetenschnupfen oder eine furchtbare Migräne hat, immer noch gerade gut genug ist, um in Gesellschaft zu gehn. Das ganze, dem Schönheitlichen und Ästhetischen entfremdete Wesen des Germanen spricht sich darin aus, zugleich der krasse Selbstsüchtling. Selbstsüchtigsein ist nicht bloß verwerflich, es ist auch häßlich, und die wahre Schönheit, die wohltut und erquickt, ist immer nur bei der Güte, die, wenn nicht das Ich zu vergessen, so doch wenigstens das andre Ich zu sehn und zu respektieren weiß.

Habt alle ein schönes Tauffest; empfiehl mich der jungen Mutter und allen Wittes und Mengels von diesseits und jenseits der Oder.

Wie immer Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

287) Thale, d. 8. Juni 1883.
Hubertusbad.

Liebe Frau.

Es geht mir gut. Ich lebe hier eigentlich wie im Himmel. Die Veranda des Hauses, in dem ich wohne, ist in den Park hineingebaut, und auf eben dieser sitz' ich von 8 Uhr früh bis um 2 Uhr. Dann Diner in der Veranda des mir gegenübergelegenen eigentlichen Hotels, Kaffee, Plauderei bis 6. Dann wieder zu mir, wo nun eine der vielen Umkleidungen, aus denen sich auch hier mein Leben zusammensetzt, vorgenommen wird. Zeitung; Briefe; auf den Bahnhof, wo ich den Zug abgehen sehe. Gestern eine Schule, 120 kleine Mädchen von zwölf bis sieben Jahren. Studie für einen Novellisten.

Nach Rückkehr von meiner Promenade begann ich gestern Zola zu lesen; ich werde wohl über einen Band nicht hinauskommen, oder vielleicht les' ich auch alle Bände, aber von jedem nur zwei, drei oder vier Kapitel (die Kapitel sind sehr lang, mitunter 50 Seiten, also sagen wir zwei Kapitel). Als Mann

von Fach interessiert mich die Sache sehr, aber von Bewunderung keine Rede. Solche Arbeit, wie die „Grenzen der Menschheit" von Heyse, ist reine klassische Kunstblüte daneben. Die Vorrede zu La fortune des Rougons ist Unsinn und Anmaßung, also schließlich der reine Mumpitz. Nun kommt das erste Kapitel. Was hierin erzählerisches Talent ist, erkenn' ich gern an — manches (aber auch nur manches) ist scharf beobachtet, die Darstellung lebhaft, farbenreich, fesselnd, aber nichtsdestoweniger alles nur Schmöker. Höchster oder auch nur höherer Schmöker sein, ist vielleicht das Romanideal, aber mittlerer Schmöker mit ein paar Spitzen ist mir nicht genug. Er erinnert mich beständig an Gödsche: Sebastopol, Nena-Sahib usw. Es wimmelt von Fehlern, Muscheleien, Ungehörigkeiten und Unsinnigkeiten — lesbar, auch für unsereins, aber ohne Kunst und ohne Bildung. Er *tut* gebildet, ist es aber nicht.

Gesehn und geplaudert hab' ich hier schon sehr viel; bei der grenzenlosen Vereinsamung, in der ich lebe und die ich *für Alltags* weder ändern kann noch will, ist mir die Auffrischung zu gönnen.

Grüße allerseits. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

288) Thale a. H., d. 9. Juni 1883.

Liebe Frau.

Ich lebe hier im selben Track weiter, auch in derselben dankbaren Anerkennung so schöner Tage. Mein Befinden ist gut, die Luft schön, die Verpflegung untadlig, die Leute freundlich, plauderhaft, unterhaltlich.

Gestern abend hab' ich wieder ein Kapitel Zola gelesen. Dasselbe Urteil: frisch, lebendig, voll schildernder Kraft, aber ohne Kunst und Sorgfalt. Wenn alle modernen französischen Romane so sind, hat Spielhagen allerdings recht, ihnen „Komposition" abzusprechen, und er hat zweitens (was er noch

lieber hören würde) auch recht, sich drüber zu stellen. Ich würde dies noch bestimmter aussprechen, wenn er nicht etwas spezifisch „Spielhagensches" hätte, womit ich mich nicht aussöhnen kann. Ein Hase darf nicht hasig schmecken. Einen kleinen Essay über sein verrücktes Vorwort — dies bezieht sich aber auf Zola, nicht auf Spielhagen — hab' ich heute früh geschrieben.

Heute traf auch meines Wirtes, Herrn Siebens jüngerer Sohn (23jährig), hier ein. Er ist $^5/_4$ Jahr lang als Kellner in London gewesen, erst im Royal-Hotel, dann im Easton-Hotel, Easton Square. Ich konnte mit ihm etwas London schwärmen. Ähnlich wie dieser junge Mann fliegt jetzt alles in die weite Welt hinein. Ein Sohn des Wirtes auf dem Burgberg bei Harzburg, wo die sogenannte Canossasäule steht, ist jetzt in einem Geschäft in Uruguay, was Geschwisterkind von Paraguay ist, und kommt nächstens zurück, um auf dem alten Burgberg Heinrich des Finklers den Dienst zu übernehmen und jeden Morgen und Abend zu lesen: „Nach Canossa gehen wir nicht." Es soll jetzt in „doch" abgeändert werden, vielleicht bloß überklebt, damit man's leicht wieder abreißen kann.

Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

289) Thale a. H., d. 11. Juni 1883.

Liebe Frau.

Gestern war hier ein großer Tag. Ich wurde gebeten, statt um zwei allein zu essen, um $1^1/_2$ an der Table d'hote zu erscheinen, was ich natürlich nicht ablehnte. Ich saß mit an der Familienecke, hatte den alten Sieben, der natürlich viel jünger ist als ich (Wrangel), neben mir, seine Tochter, die junge Frau, vis-à-vis. Der Rest der Gesellschaft bestand aus Gutsbesitzern aus der Nähe mit ihren Frauen und Kindern; lauter nette Leute, die Kinder reizend, besonders als sie Champagner getrunken hatten und Courage kriegten. Nach Tisch setzten wir

uns auf die Veranda und blieben hier von drei bis neun und dann noch zwei Stunden von neun bis elf in einem kleinen Salon, wo Tee getrunken wurde. Die Gesellschaft selbst hatte sich mittlerweile verändert. Der alte Sieben, der nach dem Rechten sehen mußte, trat vom Schauplatz ab; dafür aber traten nun die „Honoratioren von Thale" ein, die wohl daran gewöhnt sind, ihren Sonntagnachmittag auf der Siebenschen Veranda zuzubringen. Ich stelle Dir diese Herrschaften vor: Rittmeister a. D. Sch. und Frau, technischer Blechhütten-Betriebsdirektor E., kaufmännischer Blechhütten-Betriebsdirektor St., Dr. med. N. N. und Frau und Siebens Schwiegersohn und Frau.

Das Beobachten und Schlüsseziehen ist, wie Du weißt, meine Wonne. Der konnt' ich mich nun acht Stunden lang hingeben. Endresultat sehr günstig. Ich schimpfe immer über Preußen; aber so was leistet doch nur Norddeutschland und allenfalls Skandinavien. In England ist schon viel zu viel Schein, gesellschaftlicher Lug und Trug. Alle vorgenannten Personen waren nicht nur sehr gebildet, sondern auch von guter Haltung und fein und liebenswürdig in ihrem Wesen. Der Doktor ein reizender, gemütlicher Kerl aus Nordhausen, seine Frau schlicht, gütig, anmutig; der Rittmeister (ein Hüne wie Niemann, aber noch größer und stattlicher), ehemaliger Berliner Don Juan, der jetzt leider seine früheren Triumphe mit tic douloureux und Kuren in Aachen bezahlen muß, seine Frau hübsche, blonde Migränendame mit viel Geld; die beiden Direktoren (Junggesellen) weitgereiste Leute; der Siebensche Schwiegersohn junger Kaufmann, aber mit „Abiturientenexamen" und „beinahe Reserve-Leutnant". Mit dem Siebenschen Sohn — außer dem verheirateten Schwiegersohn (pardon, Schwiegersöhne sind immer verheiratet) ist auch noch ein unverheirateter Sohn hier — sprach ich über England, mit Herrn St. über Paris, Pariser Architektur, verändertes Pariser Leben, Zolas Nana, Brüssel und die berühmte Viersche oder Wiertzsche

(skandalöserweise kann ich nicht mal sicher den Namen angeben), Gemäldesammlung, und er entwarf mir davon ein so vorzügliches Bild, daß ich Lust kriegte, Brüssel um dieser Sammlung willen wiederzusehn; mit Herrn C. Gespräche über Wien und Italien, mit dem Rittmeister über Prinz Friedrich Karl und Berliner Militärverhältnisse, mit dem Doktor über Magnetismus und Spiritismus — und das alles war nicht bloß Gequatsche, sondern so gut, wie solche Gespräche nur sein können. Wie dumm ist es, sich zu überheben — hinterm Berge wohnen auch immer Leute. Mit dem Schwiegersohn und seiner jungen Frau will ich in den nächsten Tagen nach Quedlinburg. Dieser Schwiegersohn ist erst seit sieben Monaten und der Nordhausener Doktor erst seit drei Monaten verheiratet; beide Paare sehr glücklich und sehr zärtlich, aber in sehr angenehmer Weise. Wenn ich jetzt solche jungen Paare sehe, was ja öfter vorkommt, tust Du mir nach 33, und fast kann ich sagen nach 38 Jahren noch nachträglich aufrichtig leid. Wie gut haben es diese Leute, und wie schlecht hast Du es gehabt. Von mir red' ich nicht; Poetenverrücktheit und Poetendünkel helfen einem über alles weg. Aber die armen Frauen! Hunger, Not und Sorge, kleine Kinder, keine Aussichten (oder höchstens auf neue) und von der Welt mit einem Blick des Mitleids oder auch wohl mangelnder Achtung gestreift. Schließlich hat sich ja alles leidlich zurechtgerückt, und Du würdest jetzt ein schlechtes Geschäft machen, wenn Du mit der „Frau Doktorin" in Thale tauschen wolltest, aber der Anfang war schwer.

Du hast ganz recht: das Beste im Leben ist Arbeit; man kann fast sagen das Einzige. Unsre alte weisheitsvolle Rohr hat dies immer gepredigt. Du mußt mich deshalb auch nicht bedauern; es geniert mich bloß, weil ich es unsinnig finde. Nimm die zwei letzten Pfingstfeiertage! Sollt' ich etwa, statt zu arbeiten, nach Halensee fahren? Gräßlicher Gedanke!

Lebe wohl! Tausend Grüße. Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

290) Thale a. H., d. 12. Juni 1883.

Liebe Frau.

Mit Zola rück' ich jetzt rascher vorwärts, weil die Fehler, die mir anfangs haarsträubend erschienen, fast ganz verschwinden; die zuletzt gelesenen Kapitel sind wie die mir bekannten aus „L'assommoir" gewandt, unterhaltlich, oft witzig und erheiternd, alles in allem aber doch eine traurige Welt. Darauf leg' ich indes kein großes Gewicht, das ist Anschauungs-, nicht Kunstsache. In Anschauungen bin ich sehr tolerant, aber Kunst ist Kunst. Da versteh' ich keinen Spaß. Wer nicht lieber Künstler ist, dreht natürlich den Spieß um und betont Anschauung, Gesinnung, Tendenz.

Ich spreche hier sehr viel, nehme aber doch wieder wahr, daß ich ein weitaus besserer Hörer als Sprecher bin. Der alte Sieben spricht erheblich mehr, und der Schwiegersohn viel mehr als ich; da hör' ich dann zu und erfahre hier mehr von Berlin als in Berlin selbst.

Lege doch in Deinem nächsten Briefe eine Nähnadel mit einem schwarzen Zwirn- oder Seidenfaden ein, aber erst in eine Kapsel gesteckt. Alle modernen Hosennähte sind nur geheftet und haben die Eigentümlichkeit, immer an den bedenklichsten Stellen zu reißen, wo Hilfe ebenso nötig wie schwierig ist. Denn gerade mit Rücksicht auf die Stelle kann man sich nicht vertraulich an ein kleines, rotköpfiges Dienstmädchen wenden. Es wäre schon fast wie ein Antrag.

Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

291) Thale a. H., d. 14. Juni 1883.

Liebe Frau.

Nur ein Lebenszeichen. Auch hier alles tiefstill, mir natürlich ganz recht. „Etwas Werg findet sich immer noch." Heute

sind der alte Sieben und Tochter samt Schwiegersohn nach Treseburg gefahren, wodurch ich Gelegenheit fand, mal zwei Stunden mit dem jungen Sieben, der sich in Gegenwart des Vaters retiré hält, zu sprechen. Ein allerliebster Kerl. Natürlich im leidlichen Gegensatz gegen den Alten. Ganz stimmt es nie; beide sehen nicht bloß das Leben, sondern auch ihr Metier ganz verschieden an. Alte und neue Zeit, immer dieselbe Geschichte.

Lepels Briefchen ist ja sehr gnädig; vielleicht söhnt er sich noch wieder mit mir aus. Der alte Sieben ist auch Maçon und „arbeitet" auch. Ein „Hauptarbeiter" in der Loge Royal-York ist auch N. N., diese große Semmel mit Brille und Perücke, von dem mir hier vorgeschwärmt worden ist. Wenn ich so was höre und sehe, dann wird mir manches in meinem Leben auf einen Ruck klar. Ich bin absolut einsam durchs Leben gegangen, ohne Klüngel, Partei, Clique, Koterie, Klub, Weinkneipe, Kegelbahn, Skat und Freimaurerschaft, ohne rechts und ohne links, ohne Sitzungen und Vereine. Der Rütli mit drei Mann kann kaum dafür gelten. Ich habe den Schaden davon gehabt, aber auch den Vorteil, und wenn ich's noch einmal machen sollte, so macht' ich's wieder so. Vieles büßt man ein, aber was man gewinnt, ist mehr.

Mit „La fortune des Rougons" bin ich durch und fange heute noch „La conquête de Plassans" an. Das Talent ist groß, aber unerfreulich. Besonders bemerkenswert ist sein Witz. Von Unsittlichkeit oder auch nur von Frivolität keine Spur (es ist grenzenlos dumm, daß gerade das diesen Büchern vorgeworfen wird), und selbst von Zynismus ist kaum was zu finden; es ist aber durchaus niedrig in Gesamtanschauung von Leben und Kunst. So ist das Leben nicht, und wenn es so wäre, so müßte der verklärende Schönheitsschleier dafür geschaffen werden. Aber dies „erst schaffen" ist gar nicht nötig; die Schönheit ist da, man muß nur ein Auge dafür haben oder

es wenigstens nicht absichtlich verschließen. Der echte Realismus wird auch immer schönheitsvoll sein; denn das Schöne, Gott sei Dank, gehört dem Leben gerade so gut an wie das Häßliche. Vielleicht ist es noch nicht einmal erwiesen, daß das Häßliche präponderiert. Die Beimischung von Kleinlichem und Selbstischem, die selbst unsre besten Empfindungen haben, schafft wohl die sogenannten „Menschlichkeiten", aber nicht die nackte Gesinnungsgemeinheit, deren Verkünder Zola ist. Was von „Idealität" daneben herläuft (Miette und Silvester), ist Verzerrung, Poesie mit Albernheit verquickt. Man sieht, es paßt ihm nicht. Tausend Grüße Dir und allen. Dein

Th. F.

An Emilie Fontane.

292) Thale a. H., d. 15. Juni 1883.

Liebe Frau.

Besten Dank, auch für das, was Du ohne Not als „Quatsch" bezeichnest; es ist alles ganz verständig und wahrscheinlich, mit einigen Einschränkungen, auch richtig. Ich kann liebevollen Tadel sehr gut vertragen; ja, er braucht noch nicht mal liebevoll (wie es der Deine ist) zu sein. Nur Tadel, der nicht bloß unliebevoll, sondern auch unverständnisvoll und eigentlich unehrlich ist, den kann ich nicht vertragen, am wenigsten dann, wenn er sich auch noch mit Anmaßung oder doch wenigstens mit Überlegenheitsallüren paart. Überlegenheit! Wer hat die? Die ganz Wenigen, die sie vielleicht haben dürften, die wissen, wie schwer Kunst ist, und machen, im Letzten und Innersten bescheiden, keinen Gebrauch davon.

Ich habe jetzt den ersten Band Zola durch. Hundert Tollheiten, Unsinnigkeiten, Widersprüche hab' ich notiert; dabei ist das Ganze seinem Geist und Wesen nach tief anfechtbar (nicht vom Moralstandpunkt aus), und doch bin ich voll Anerkennung und vielfach auch voll Bewunderung. Wenn mich einer so tadeln wollte, wie ich Zola tadle, so wollt' ich ihm den

Droschkenschlag aufmachen. Die Hand ihm küssen ist mir, bei der Unsicherheit der Hände, um einen Grad zuviel.

Einiges von Deinen Ausstellungen[1]) wird sich erledigen, aber nicht viel. Egons und Franziskas Verhältnis spukt schon in den ersten 12 Kapiteln stark vor; er macht sich nicht viel aus ihr, aber sie liebt *ihn* vom ersten Augenblick an, was sich darin zeigt (und dies ist durch die ganze Arbeit durchgeführt), daß sie in seiner Gegenwart immer nervös ist und sofort in eine pointierte, halb leidenschaftliche Sprechweise verfällt. Im übrigen weiß ich sehr wohl, daß ich kein Meister der Liebesgeschichte bin; keine Kunst kann ersetzen, was einem von Grund aus fehlt.

Alles hängt natürlich an den Charakteren Franziskas und des alten Grafen; Du stellst Dich zu beiden nicht richtig, was aber freilich partiell wenigstens meine Schuld sein mag. Im ganzen schilderst Du den Charakter F.s richtig, aber so *soll sie sein*. Und was den alten Grafen angeht, so will er nichts, als unter „Beobachtung aller Dehors" eine geistreiche, pikante Person um sich haben. Er berechnet nicht klug genug, daß dies, seinem im Ehrenpunkt schließlich doch sehr diffizilen Charakter gegenüber, auf die Dauer nicht geht, und *an diesem Rechenfehler geht er zugrunde*. Einen Tugendspiegel heiraten zu wollen, davon ist er weit ab.

Du sagst, „Du seiest großes Publikum", dies aber drückt Deine Stellung solchen Dingen gegenüber doch nicht scharf genug aus. „Großes Publikum" bist Du *deshalb* nicht, weil Du en détail einen sehr feinen, künstlerischen Sinn hast; aber Du bist allerdings, wie die meisten Frauen, eine konventionelle Natur. Im Leben ist dies ein Glück, aber zur Beurteilung von Kunstwerken, deren Zweck und Ziel ist, sich *über das Konventionelle zu erheben*, zur Beurteilung solcher Kunstwerke reicht natürlich der Konventionalismus nicht aus.

[1]) An dem damals einer letzten Umarbeitung unterzogenen Roman „Graf Petöfy".

Er ist das Gegenteil ihrer selbst. So richtig Du alles verstanden hast, so seh' ich doch, daß Du meinen Intentionen gar nicht gefolgt bist und nicht bloß die Geschichte, sondern auch die Hauptpersonen mit einer der landläufigen Novellenliteratur entnommenen Alltagselle ausmißt. Natürlich werden das die andern Leser erst recht tun. Du wirst es aber begreiflich finden, wenn ich sage, daß dies gar keinen Eindruck auf mich machen kann; das Kunst- und Erkenntnisvermögen jener „andren" (the Million) liegt eben weit hinter mir. Leider bin ich äußerlich nicht in der Lage, dies alles vornehm leicht nehmen zu dürfen, aber wenn ich nur noch 17 Jahre lebe, was doch möglich ist, so werd' ich doch durchdringen. In einigen Köpfen fängt es bereits an zu tagen.

Gruß Euch allen! Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

293) Thale a. H., d. 16. Juni 1883.

Liebe Frau.

Nur ein paar Worte. Heute wurde wieder ein Versuch mit einer Table d'hote gemacht, weil ein alter 75jähriger Geh. Regierungsrat aus Danzig mit Mütterchen und Tochter angekommen war. Es war sehr öd' und langweilig. Nach Tisch aber trat er an mich heran und fragte mich, ob ich nicht auch „Lafontaine" hieße? Anfangs ging es mir bei dieser Frage, wie es mir mit meinem Roman „Vor dem Sturm" geht, den ich auch immer vergesse, geschrieben zu haben. Kurzum, ich konnte mich momentan auf „Lafontaine" nicht besinnen, auch war die Frage nicht sonderlich geschickt gestellt; aber bald rückte sich's zurecht, und er gab sich als Tunnelbruder „Wilhelm Müller", seinem bürgerlichen Namen nach aber als Geh. Rat J. zu erkennen. (Schon 1827 bei der Gründung eingetreten und 1838 vom Schauplatz geschieden, so daß ich ihn nie gesehn habe.)

Merkwürdig ist mir immer das stille Selbstbewußtsein, das solche Figuren, auch wenn sie manierlich und liebenswürdig sind, ausschwitzen. Chefredakteure, Schriftsteller usw. haben das nie; wenn sie's haben, so tritt es viel häßlicher auf und ist dann einfach angeborne Unverschämtheit. Personen, wie dieser Geh. Rat, haben aber keine Spur von Unverschämtheit, und ihr Selbstbewußtsein ist nichts andres als Standesbewußtsein, das sie durch den Rang, den sie zugestandenermaßen in der Gesellschaft einnehmen, notwendig großziehen müssen. Ja, man kann sagen, es wird ihnen von außen her aufgezwungen. Es ist immer dasselbe Lied: wer durchaus Schriftsteller werden muß, der werd' es; er wird schließlich in dem Gefühl, an der ihm einzig passenden Stelle zu stehn, auch seinen Trost, ja sein Glück finden. Aber wer nicht ganz dafür geboren ist, der bleibe davon. Das kleine bißchen Respekt, das man einflößt, ist nicht Achtung, sondern Furcht. Der Schriftsteller ist sozusagen „Preß-Detektiv".

Heute hab' ich die ganzen 12 oder 13 Kapitel, die hier noch lagern, Revue passieren lassen; sie sind zum Teil leidlich gut in Ordnung, aber es ist doch dem Umfange nach noch sehr viel, nicht viel weniger als das, was Du schon abgeschrieben hast.

Eben jetzt (6 Uhr abends) erhalt' ich Deine Karte, die mich sehr erfreut. Natürlich wird sich furchtbar viel gegen die Sache sagen lassen, wobei ich die Klugschmuser, die die Sittlichkeit, die höhere Deutschheit und drei Kunstphrasen gepachtet haben, noch gar nicht mit in Rechnung stelle. Nein, nein, auch aus feinem, ästhetischem Gefühl heraus wird sich manches, vieles, zwar nicht ohne weiteres verwerfen (dazu ist es viel zu sehr überlegt und immer wieder durchgesiebt), aber doch anzweifeln lassen. Und doch darf ich erhobenen Hauptes die Frage stellen: Wer ist denn da, der dergleichen schreiben kann? Keller, Storm, Raabe, drei große Talente — aber sie können das gerade nicht. Ich kenne nur drei, die's könnten: Heyse, Hopfen,

Spielhagen. Heyse würd' es vielleicht besser machen, aber schwächlicher, Hopfen vielleicht besser, aber verrückter, Spielhagen vielleicht besser, aber spielhagenscher. Und so denk' ich denn: man nehme es, wie es ist, tadle, was nichts taugt, und freue sich an dem, was gelungen ist.

Gestern abend war Flickabend bei zwei Lichtern, während es draußen gewitterte. Der Zwirn hatte Knoten und wollte nicht, aber die Hose hat doch schließlich Scham und Ehre wieder gekriegt.

Herzliche Grüße von Deinem Th. F.

An Emilie Fontane.

294) Thale a. H., d. 22. Juni 1883.

Liebe Frau.

Du schreibst befriedigt über die verhältnismäßig viele Zeit, die Dir jetzt zur Verfügung steht, und schiebst es auf meine Unpünktlichkeit oder doch auf meine sonderbare Tageseinteilung. Ich glaube, daß es Dir dabei wie so oft geht: Du hast ein richtiges Gefühl oder machst eine richtige Beobachtung, und nur in der Motivierung oder Erklärung bist Du nicht glücklich. Daß ich um drei und um zehn esse, kann wirtschaftlich unbequem sein, frißt aber Deine Zeit nicht weg. Daß diese doch mitunter weggefressen wird, liegt einfach darin, daß ich vielfach Anliegen an Dich habe, die natürlich wegfallen, wenn ich nicht da bin. „Bitte, besorge mir das", „bitte, mache doch den Besuch", „bitte, lies mir doch was vor", „bitte, schreibe mir doch was ab" — so geht das oft tagelang; das ist aber nicht Unpünktlichkeit. Ich bin unpünktlich, aber bei dem stillen, zurückgezogenen Leben, das wir seit Jahren führen, spielt die Unpünktlichkeit keine Rolle. Sie kann sich einfach nicht zeigen.

Metes Brief und ihre Karten sind wieder vorzüglich; sie hat ein ganz entschiedenes schriftstellerisches Talent, beobachtet scharf, ist geistvoll und hat für alles einen natürlichen

Ausdruck. Sie tut mir leid. Wäre sie als reiche Dame geboren, so wäre sie tadellos; so aber fehlt ihr doch das zu Leben und Glück Unerläßliche: die gegebene Situation einfach zu begreifen. Jedes Land, jede Gesellschaft, jedes Lebensalter, jedes Verhältnis, jedes Portemonnaie fordert ein ganz bestimmtes Benehmen, und die entsprechende Haltung zu treffen, ist die recht eigentliche Lebensklugheit. Sie hat sich einfach in den Kopf gesetzt, „Dame zu sein", ohne sich zu fragen, ob das so ohne weiteres geht. Dame bleiben, kann man immer; aber Dame spielen, ist von den äußeren Verhältnissen abhängig, die man nicht immer in der Hand hat. Übrigens hängt alles im Leben an einem seidnen Faden, und ein höherer Wille spottet jeden Augenblick unsrer Betrachtung und Berechnung. Pickt sie irgendwo in Mecklenburg einen reputierlichen Mann auf, der ihr jeden Tag Weingelee vorsetzen kann, so hat sie recht gehabt. Man verzapft, so gut man kann, seine väterliche Weisheit, und schließlich ist doch auch diese belämmert.

Morgen über acht Tage will ich reisen; ich denke, daß mir der Aufenthalt gut getan und mir wenigstens die Kräfte gegeben hat, in Berlin drei Wochen lang stramm zu arbeiten. In Norderney will ich dann meine neue Novelle schreiben.

Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

295) Thale a. H., d. 23. Juni 1883.

Liebe Frau.

Heute früh kam die beiliegende Karte. Mir ist es sehr lieb, der Einladung nach Glienicke[1]) hin entgangen zu sein. Ich träumte so was von einem Marquis Posa, habe mich nun aber überzeugt, daß es all diesen Herren nicht an Offenheit, Freiheit, Anregung, sondern nur an Lobposaunung und Liebedienerei liegt, und dazu bin ich nicht da. Dazu höchstens „Ritt-

[1]) Zum Prinzen Friedrich Carl.

meister-Rang", ist mir auch zu wenig. Übrigens lass' ich die ganze Geschichte als eine interessante und lehrreiche Episode in meinem Leben gelten.

Gleichmäßig verlaufen hier die Tage. Die Plaudereien mit dem alten Sieben haben einen gewissen Wert für mich, weil sie mir einen Einblick in die eigentlichen Berliner Bourgeoiskreise gönnen, die doch wieder sehr anders sind als die Kaufmanns- und Bankierkreise, wobei ich noch gar nicht an Bleichröder denke. Die Leute, von denen er mir erzählt, sind Schlächter, Brauer, Bäcker, Konditoren, Hoteliers, Restaurateure. Dann wird mir immer wieder ein Wort lebendig, das vor gerade 36 Jahren der Apotheker Jung, als ich in sein Geschäft eintrat, zu mir sagte: „Sie treffen hier ein andres Publikum, keine Geheimräte, Gott sei Dank." Er hatte recht und unrecht, und bis diese Stunde weiß ich nicht, wofür ich mich entscheiden soll. Wäre der Beamte nicht so kümmerlich, und wäre der Bourgeois nicht so protzig, engherzig und ungebildet, so würd' ich sagen, einer ist so gut wie der andre. So kann ich nur sagen: einer so schlecht wie der andre.

So still die Tage hier vergehn, so hat diese stille Welt auch ihre Aufregungen. Heute nachmittag hat sich in der Nachbarschaft ein Dr. J. erschossen. Du entsinnst Dich des „verwunschenen Schlosses" im Walde, mit wildem Wein und Papagei-Voliere — es sah aus, als ob Frieden und Poesie ihr Heim darin haben müßten. Und wie war es? Welche furchtbaren Dinge haben sich seit Jahren darin abgespielt? Sie, die Frau, war reich; ihr erster Mann starb, und bald nach dem Tode heiratete sie diesen J., einen strammen Hauslehrer ihres einzigen Sohnes. Das ist nun zehn, zwölf Jahre her. Von seiner Frau Gelde kaufte er sich den Doktortitel, der Sohn kam in Pension, sie (bald elend werdend und viel älter als er) langte endlich bei Morphiumeinspritzungen an, während er den Lebemann, den Süffel und den Lüderjahn spielte. Soweit das Geld nicht

festgemacht war durch die Vormünder des Jungen, hat er alles verbracht und sich in den letzten Wochen auch noch eine Scheidungsklage wegen Ehebruch zugezogen. Erfolgte diese Scheidung, so war er ein Bettler. Er machte sich dies klar, hat diese ganze Nacht noch durchgeknipt und heute nachmittag der Tragikomödie ein Ende gemacht. Wieviel Schreckliches muß in dem „Märchenhause" vorausgegangen sein! Wenn ich etwas ganz in Rosen und Vergißmeinnicht liegen sehe, wird mir schon immer angst und bange. Da doch lieber unsre niedrigen Stuben und einen schiefgebauten Ofen.

Ergeh' es Dir gut! Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

296) Thale a. H., d. 25. Juni 1883.

Liebe Frau.

Dein lieber Brief, der heute kam, war ja eine förmliche Leistung. Daß Du soviel Besuche machst, ist mir äußerst angenehm; erstens zerstreut es Dich und regt Dich an, zweitens ist es auch klug und weise. „Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein." Zuletzt kann die Menschheit immer eher ohne den einen, als der eine ohne die Menschheit fertig werden. Graf Schack ist ein ganz feiner Dichter, Schule Platen, alles tüchtig, durchdacht, gefeilt, korrekt, wirklicher Künstler — es fehlt ihm nur eins: Kraft, und weil er keine Kraft hat, ist alles nur gemacht, aber nicht gezeugt. Nichts hat Originalität und bestimmte Dichterphysiognomie; alles, was er schreibt, könnte auch ein andrer gemacht haben. Vergleiche damit Lenau, den man auf 500 Schritt erkennt.

Meine Tage vergehen hier in alter Weise. Wenn Du mich sähest, würdest Du erstaunt sein über meine Schwatzhaftigkeit; vielleicht ist es des Guten zu viel. Die Ferien künden sich an, das Haus wird voller. Morgen früh zwischen fünf und sechs wird Dr. J. eingescharrt, so muß man es nennen; man hat

die Stunde so früh gewählt, um es minder auffällig zu machen, wenn niemand folgt. Der alte Sieben erzählte mir heute „Räubergeschichten" von ihm; als er fertig war, sagte ich: „Hören Sie, nehmen Sie mir's nicht übel, an dem allen kann ich gar nichts finden." Es waren lauter Bagatellen, und mir wurde wieder in einer schrecklichen Weise dabei klar, wie frei man in einer großen Stadt und wie jämmerlich unfrei man in kleinen Nestern lebt. Dabei sind die Menschen keineswegs besser, im Gegenteil. Nur das „decorum" spielt eine große Rolle. Sei so dreckig, wie Du willst, wenn nur das Vorhemde blank ist.

Seit gestern abend bin ich auch mit „La conquête de Plassans" fertig und habe gestern nachmittag viel darüber geschrieben. (Vormittag halt' ich mit Gewissenhaftigkeit meine Korrekturstunden.) Das Talent ist kolossal, bis zuletzt. Er schmeißt die Figuren heraus, als ob er über Feld ginge und säte. Gewöhnliche Schriftsteller, und gerade die guten und besten, kommen einem arm daneben vor, Storm die reine Kirchenmaus. Und doch, im letzten ist er halb Pietsch, halb Goedsche. Von jenem hat er die Fülle und Farbe der Schilderung, von diesem das Ungezügelte, das Durchgängerische, die wildgewordene Fähnrichsphantasie. Hesekiel sagte seinerzeit sehr richtig: „Goedsche, du hast 'mal wieder zu viel Zahntinktur getrunken!" Ich hoffe, über Zola schreiben zu können. Was bis jetzt über ihn gesagt ist, ist alles dummes Zeug, geradezu kindisch. Nichts liegt so darnieder wie die Kritik. Die Betreffenden wissen gar nicht, worauf es ankommt. Einer der Besten ist noch, wenn er sich zusammennimmt, Blumenthal; der ist nicht bloß witzig, was in bezug auf Kritik gar nichts bedeutet, sondern auch wirklich kritisch beanlagt. Lindau schreibt reizend, ist geistreich, in hohem Maße unterhaltlich; aber in der Hauptsache trifft er den Nagel durchaus nicht immer auf den Kopf. Nur die kleinen

Goldnägelchen, die bloß durch das Fournierholz gehn, die trifft er immer.

Heute will ich noch den dritten Zolaschen Roman anfangen. Ergeh' es Dir gut. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

297) Thale a. H., d. 29. Juni 1883.

Liebe Frau.

Dies sind nun also die letzten Zeilen meines diesjährigen Thalenser Aufenthalts! Für Deinen eben erhaltenen Brief besten Dank. — Daß Mete nach Warnemünde geht und das junge Paar seinem mutmaßlich eigentlichsten honey-moon (denn mit dem ersten ist es immer nicht viel) überläßt, kann ich nur sehr billigen. Daneben stehn und sich den Mund wischen, ist nicht sehr angenehm, wenn man 23 ist. Der Plan, bei Fräulein D. wegen Stunden anzufragen, hat meine volle Zustimmung. Natürlich denk' ich dabei, und zwar nicht bloß in erster Reihe, sondern ganz ausschließlich an Mete selbst. Wir würden es schließlich auch so aushalten und an dem Wegfall eines selbstverdienten und für Garderobe zu verausgabenden Extras nicht zugrunde gehn, aber sie selber wird sich auf einen Schlag ganz anders fühlen. Bestimmte Beschäftigung ist an und für sich schon ein Segen; kommt nun noch ein Gefühl der Pflichterfüllung und einer dadurch gewonnenen Freiheit und Selbständigkeit hinzu, so hat man zwar nicht alles Glück, aber doch ein gut Teil davon. Mete hat bis jetzt unser Leben, ihr Leben, das Leben überhaupt nicht richtig angesehn; kommt sie in das richtige Fahrwasser, so kann sie bei ihrer reichen Begabung ein Prachtexemplar werden. Stolz, Selbstgefühl, hoher Ehrbegriff, Noblesse — das sind alles wunderbar schöne Sachen, aber schon ein bißchen zuviel davon ist ein Unglück und lächerlich dazu.

Mein letzter Brief war nicht in einer besonders resignierten Verfassung geschrieben; ich wollte nur zum Guten reden und

Dir (was ich auch heute noch tue) das Zugeständnis machen, daß die beständig von Mann und vier Kindern an Dich gestellten Forderungen Dich ungeduldig und mitunter in hohem Maße verstimmt machen dürfen. Wenn immer von unsrer „traurigen Lage" gesprochen wird, so reizt mich das; denn unsre Lage ist als Lage keineswegs traurig, mit der Durchschnittselle gemessen eher das Gegenteil. Wird sie aber von denen, die Ansprüche machen, mich selber mit eingerechnet, als eine sans phrase gute angesehn, so ist das nicht nur ebenso falsch, sondern auch der direkte Weg, um eine bescheiden auskömmliche Lage in eine wirklich „traurige" zu verwandeln. Und die Furcht davor überkommt Dich mitunter, und auch mit Recht.

Ich las in diesen Tagen unter anderm auch das vieraktige Trauerspiel „Angela" (nach Spielhagens Roman), das ich hier mit hergenommen hatte. Die Bearbeitung ist ganz geschickt gemacht, eigentlich absolut untadlig, aber die Spielhagenschen Hauptfiguren — die Nebenfiguren sind immer ganz gut — sind mir höchst unsympathisch. Immer die Vorstellung, daß ein Dichter, ein Maler oder überhaupt ein Künstler etwas Besonderes sei, während die ganze Gesellschaft (und so war es immer) auf der niedrigsten Stufe steht, so niedrig, daß die meisten überlegt werden müßten. Von dieser Regel gibt es nur sehr wenig Ausnahmen, Scott z. B., aber Byron ist schon wieder entsetzlich. Man muß den Künstlern gegenüber, wenn es wirkliche Künstler sind, Verzeihung üben und fünfe gerade sein lassen, aber ihre Mischung von Blödsinn, Sittenfrechheit und Arroganz auch noch zu feiern, ist mir widerwärtig. Schon die bloßen Redensarten, „meine Kunst ist mir heilig" (namentlich bei Schauspielerinnen), bringen mich um.

Also morgen abend auf hoffentlich frohes Wiedersehn.
Wie immer Dein Th. F.

298) Berlin, d. 13. Juli 1883.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Empfangen Sie meinen ergebensten Dank für Ihre geehrte Zuschrift vom gestrigen Tage.

Schon seit dem 30. v. M. bin ich wieder aus dem Harz, in dem ich nach des Winters qualvoller Länge regelmäßig eine Sommervorkur durchzumachen pflege, nach hier zurückgekehrt und stehe jetzt auf dem Sprunge nach Norderney. Daß man sich in seinem vermögenslosen Zustand und bei dem Jammerertrage seiner Feder einen solchen Luxus immer noch gönnen kann, ist eigentlich ein Mirakel. Und das führt mich zu dem Ausdruck meines lebhaftesten Bedauerns über den abermaligen Mißerfolg meiner Anstrengungen, den ich nun durch Ihre Zahlenangaben schwarz auf weiß habe. Wer von uns beiden der Beklagenswertere dabei ist, ist schwer zu sagen. Ich möchte aber leider beinah sagen dürfen: ich. Sie sind jung, und was Ihnen A. heute nicht leistet, leistet Ihnen B. morgen. Aber am Ende eines Lebens auf eine vierzigjährige vergebliche Zappelei zurückzublicken, ist ein schlechtes Vergnügen. Tausendmal hab' ich mir gelobt, gleichgültig dagegen zu sein (au fond ist es gleichgültig); aber wenn einen dann die Zahl fünfhundertzehn anstarrt, fünfhundertzehn auf sechzig Millionen Deutsche, die über die Welt hin wohnen, so kriegt man ein Zittern, und das Herz sinkt einem, um nicht einen drastischeren Ausdruck zu wählen.

Wenn Ihr Weg, hochgeehrter Herr, Sie nach Thale führt, empfehl' ich Ihnen Hotel Hubertusbad. Es ist schattiger und ruhiger als das im übrigen auch sehr gute Hotel Zehnpfund. Ich beklage, um solche Reisebegegnung mit Ihnen gekommen zu sein, von der man in der Regel mehr hat (oft auch selbst geschäftlich im unbefangenen Durchsprechen und Anbahnen

von allerhand Fragen und Unternehmungen) als von offiziell geschäftlichen Begegnungen, wo jeder auf dem Qui vive ist.

Ihnen frohe Reisetage wünschend, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Emilie Fontane.

299) Emden, d. 18. Juli 1883.

Meine liebe Frau.

Viel Muße, die mir Emden wieder gönnt, läßt mich eher ein Lebenszeichen geben, als ich erwarten konnte. Bei herkömmlichem Regen war ich um 4 Uhr in Hannover und bei noch herkömmlicherem um 12 in Emden. Dabei war es so kalt, daß mein Coupéfenster, als es anfänglich nur nieselte (oder vielleicht war es auch bloß der Wasserdampf der Lokomotive), sich in einer Viertelstunde mit Eisblumen bedeckte. Ich hätte hauchen und Löcher ins Eis brechen müssen, wenn ich die Landschaft hätte sehen wollen. Dies unterließ ich aber; denn wenn man 12 Stunden lang Elsen und Kiefern und etwas Buchweizen dazwischen gesehn hat, so ist man sick of it.

Mit einem stattlichen, aber erregten Herrn, der mir im Hotelomnibus erzählte, er habe den zudringlichen Hausknechten „eine 'runter hauen wollen" (wobei ich unwillkürlich etwas abrückte), kam ich um Mitternacht im „Weißen Haus" an, einem Hause, das Anspruch auf alle Farben, namentlich auf die Braunstufen besitzt, nur nicht auf weiß. Es erinnert mich lebhaft an ein Gasthaus in Aalborg, 1864, das den Namen „Phönix" führte und entschieden ein Phönix vor dem läuternden Flammentod war. Merkwürdig sind die Gerüche in solchen alten Hotels, ebenso undefinierbar wie die Saucen. Übrigens ist zwischen beiden ein Zusammenhang, namentlich wenn man bedenkt, wie dehnungsfähig der Begriff ist. Einfluß der Zola-Lektüre.

Um 1½ Uhr geht heute das Schiff, das heißt also: es geht um 2½. Und jetzt ist es erst 10 Uhr. Wie ich diese fünftehalb Stunden hinbringen werde, mögen die Götter wissen. Mit Zeitungen bin ich schon so weit 'runter, daß ich gestern abend in Leer den Leerer und Papenburger Anzeiger gelesen habe. In jedem stand beiläufig ein Stück Novelle; man kann beinah sagen, wenn der Mensch zu gar nichts mehr zu brauchen ist, dichtet er und schreibt Novellen. Die Künste sind das Höchste, aber auch das Niedrigste; Richard Wagner und ein Kunstreitertrompeter sind beide Musiker.

Mir gegenüber präsentiert sich das stattliche Emdener Rathaus, ein nicht uninteressanter holländischer Renaissancebau mit allerhand historischen Merkwürdigkeiten. Es sollen sich viele Rüstungen und Hinrichtungsschwerter darunter befinden; ich habe aber den Block gesehn, auf dem Anna Bulens Haupt fiel, und das Beil, mit dem Jane Grays Haupt abgehackt wurde, und darf, andrer Kleinigkeiten zu geschweigen, sagen, daß mein chamber of horror-Bedürfnis vollauf gedeckt ist. Und so werd' ich denn ruhig an meinem Fenster sitzenbleiben und die Flut steigen und fallen sehn; ein häßlicher Wasseranblick, bei dem man unsren Kanal selbst in seinem Moussierstadium wieder schätzen lernt.

Nun weiß ich weiter nichts mehr. Ich will aber doch noch nicht abschließen, weil vielleicht noch etwas Großes geschieht: ein Brand, ein Prinz oder eine Überschwemmung.

11 Uhr. Bis jetzt ist noch nichts gekommen, ich will nun also Schicht machen.

Wenn Du Wangenheims siehst, so frage doch, ob Tirol, oder noch besser Steiermark, nicht ein paar bevorzugte Heilige, sozusagen Spezialheilige hätte, gleichviel männlich oder weiblich. Ich brauche solchen steirischen Spezialheiligen für meine Petöfynovelle. In der Pikardie gibt es z. B. einen Heiligen, „der heilige Firmin", der sonst nirgends vorkommt, und solche

Lokalgrößen gibt es überall. Wenn Du was erfährst, so schreibe mir den Namen in Deinem nächsten Brief.

Ergeh' es Dir gut! Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

300) Norderney, d. 19. Juli 1883, Marienstraße 3.

Liebe Frau.

Die Regenstunden in Emden nahmen also endlich ihr Ende, und um 1½ Uhr, ziemlich pünktlich, ging das Schiff. Natürlich ein „Kaiser Wilhelm", aber ein Klapperkasten, der nicht 86 Jahr alt werden wird. Etwa 20 Passagiere an Bord. Ich befreundete mich erst mit einer sächsischen Familie aus Weißenfels, dann mit einer jüdisch-polnischen aus Posen oder Warschau. Der sächsische Herr mit Frau und drei Kindern hatte den amüsanten, mir äußerst sympathischen Zug, den fast alle Sachsen haben: gut gelaunt, etwas witzig, etwas humoristisch und voll schelmischer Selbstironie. Er bestellte sofort 5 Tassen Kaffee. Als diese kamen, beiläufig wahre Riesenexemplare (sogenannte Bowlen), sagte ich ihm: „Ich hätte ihn gleich wiedererkannt; aber Gewißheit hätte mir erst der Kaffee gegeben; gestern abend 5 große Tassen in Leer, heut 5 noch größere an Bord." Er lachte und sagte: „Gott, ich bin ein Sachse; dem müssen Sie in diesem Punkte schon was zugute halten." Als ich ihm darauf erwiderte: „Ich hätte es kaum herausgehört, er mache von seinem Sächsisch einen sehr diskreten Gebrauch," antwortete er: „Gott, wir sind auch nicht von den Schlimmsten; wenn wir nach ‚Leipz'g' kommen, so lachen wir."

Die jüdisch-polnischen Leute verfügten über einen reizenden Sprachenfond (auch wohl noch über andre Fonds); unter sich sprachen sie polnisch, was beiläufig sehr schön klingt, mit der Erzieherin französisch und mit dem Rest der Menschheit deutsch. Die alte Dame war sehr verbindlich gegen mich. Was früher die jungen Damen an mir versäumt haben —

worüber ich jetzt sehr milde und beinah dankbar denke — holen die alten nach. Beiden liegt wohl ein richtiger Instinkt zugrunde: die jungen fühlten heraus, daß Liebe nicht meine Force war, und die alten fühlen jetzt heraus, daß ich ein artiger und amüsabler alter Herr bin. Irgendwo kommt man immer auf seine Kosten.

Die Fahrt ist langweilig und eigentlich eine Geduldsprobe, besonders deshalb, weil man, wenn man schon da zu sein glaubt, festsitzt und halbe Stunden lang, oft viele Stunden lang, auf Flut warten muß. So ging es auch gestern, aber doch nicht so schlimm wie im vorigen Jahr. Bald nach 6 Uhr konnt' ich die Knyphausensche Villa deutlich erkennen, und um $7^1/_2$ Uhr legten wir an dem Pier an. Ein Junge nahm mein Plaid, und so steuerten wir auf die Marienstraße zu. Nr. 3, in dem im vorigen Jahre ein beständiges Treppauf und -ab war, hatte etwas von einem Mausoleum; ich ließ mich durch diesen Eindruck aber nicht stören und mietete von einer kleinen „Schließerin" aus West-Accummersiel die vorjährige Wohnung unter den vorjährigen Bedingungen. Sie, die Schließerin, war durch Frau Kapitän Warnecke bereits unterrichtet und zeigte sich freundlich, artig, verständig, was ich so gern habe.

Nach einer kleinen Säuberung ging ich nun in die Stadt, um einige Einkäufe zu machen und in Schuchardts Hotel zu Abend zu essen.

Erst in die Apotheke. Hier traf ich Herrn Apotheker Ommen in Person, einen stattlichen Friesen von Bildung, Manieren und Distinktion. Eine Inselgröße. Ich bat um ein Fläschchen Esprit de Menthe und bestellte mir für heut' ein großes Oxycroceumpflaster. Bei der Gelegenheit nannt' ich ihm meinen Namen und begann diesen wie gewöhnlich zu buchstabieren. Er lehnte dies aber mit einer verbindlichen Handbewegung ab und sagte nur, halb fragend, halb sich verneigend „Theodor Fontane"? mit Betonung des Vornamens. Als ich meiner-

seits nun nickte und sozusagen meinen Prinzenstern zeigte, murmelte er allerlei dunkle Huldigungsworte, so daß ich die Apotheke mit dem Gefühl verließ, den größten Triumph meines Lebens erlebt zu haben. Und dies ist nicht etwa scherzhaft, sondern ganz ernsthaft gemeint. Du weißt, wie mißtrauisch und ablehnend ich in diesem Punkte bin. Dies war aber wirklich was und wiegt mir drei Orden auf; denn Anerkennung, Freude, ja selbst Respekt (der Artikel also, in dem man ganz besonders und bis zur Ungebühr zu kurz kommt) sprachen sich in dem Benehmen des Mannes aus. Dies lange Schreiben darüber mag etwas Komisches haben; ich befinde mich aber in der Lage eines jungen Mädchens, das sich gestern abend verlobt hat und seiner Freundin über diesen Lebensakt berichtet.

Bald nach 9 Uhr war ich wieder zu Haus und wollte mich eben an das Auspacken meines Koffers machen, als Frau Kapitän Warnecke erschien, um mir ihre Aufwartung zu machen und nach meinen Wünschen zu fragen. Sie bewohnt nämlich ein andres, größres Haus, mit einer Milch- und Ackerwirtschaft und läßt die „Dependance", in der ich wohne, durch die vorgenannte kleine Schließerin aus West-Accummersiel verwalten. Ich bat sie, die Capitana, Platz zu nehmen, und wir hatten nun ein längeres Gespräch, das sich, nach Abmachung des Geschäftlichen, allerlei delikaten Fragen zuwandte: Ehe, Witwenstand, kränklicher Mann, Vermögensverhältnisse, Tod und Sterben. Sie sagte mir, daß sie erst seit zwei Monaten verwitwet sei und nun mit ihren Kindern allein stehe. Der Mann habe sich auf einer Indienfahrt eine schwere Krankheit, die „indische Ruhr", zugezogen und habe neun Jahre lang daran gelitten; sechs Jahre lang habe er noch seinen Kapitänsdienst tun können, aber während der letzten drei Jahre sei er immer krank gewesen. Alle Bäder, darunter auch Aachen, hätten nicht geholfen; zuletzt sei Frerichs konsultiert worden, der verordnet habe: frische Luft, bestes Fleisch und guten Rot-

wein. Eine Verordnung, die mich für Frerichs einnimmt, denn die ganze Medizinschluckerei ist Unsinn. Auf diese Verordnung hin zogen die Warnecks nach Norderney, um „frische Luft" zu haben, der Kranke aber, der sehr reizbar war, ärgerte sich beim Hausbau, und dies war sein Tod. Der Glanzmoment der Unterhaltung war, als ich zu trösten anfing. Sie hatte geweint, übrigens sehr mit Manier, und dann hinzugefügt, „die Krankheit sei schwer für ihn, aber freilich auch für andre gewesen." Hier setzte ich nun ein und sagte: „für einen Fremden sei es mißlich, solche Punkte zu berühren, aber da sie jetzt selber darauf hindeute, so müßte ich ihr sagen: In diesem allem läge doch zuletzt auch der Trost; wenn man niemandem mehr zuliebe leben könne, weder sich selbst noch andren, so sei der Tod zwar hart, aber doch das Beste." Und so führte ich denn das alte Thema, „daß Väterchen abkommen könne", durch und fand eigentlich unbedingte Zustimmung. Sie hat jetzt eine Milchwirtschaft, melioriert ihren Acker und sehr wahrscheinlich auch sich selbst. Denn bei einem Manne mit der „indischen Ruhr" kommt man bloß 'runter. Viel Wäsche und wenig Vergnügen.

Es ist windiges Wetter, und eine tüchtige Erkältung hab' ich bereits weg; ich will deshalb ein paar Tage lang in meiner Arbeit pausieren. Solche halbe Krankheitszeit ist immer meine beste.

Und nun Ade. Habe gute Tage, grüße die Kinder. Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

301) Norderney, d. 21. Juli 1883.

Liebe Frau.

Gegen Abend von einem langen Spaziergange nach Hause kommend, fand ich die beiden Blätter mit dem Aufsatze Daudets über Gambetta vor. Ich bin Dir sehr dankbar, wenn Du mir

dergleichen schickst, und ich habe jede Zeile mit Vergnügen gelesen. Aber doch mit einem mäßigen Vergnügen. Das Ganze wirkt unfrei, ganz wie bestellte Arbeit, die, wenn nicht um Geldes willen, so doch mit irgendwelchen Hintergedanken geschrieben ist. Vielleicht nur um Gambetta zu versöhnen oder ihm anzudeuten, daß er mit Numa Roumestan nicht gemeint gewesen sei. Dieser Mangel an Freiheit ist aber nicht der einzige Fehler, zwei andre sind schlimmer. Der Aufsatz hat eigentlich gar keinen Inhalt, und in bezug auf Stil ist er kaum zweiten Ranges. Dies kann nicht genug betont werden. Wenn wir doch endlich einsehen wollten, daß es mit dieser ewig proklamierten Überlegenheit der andern Nationen auf künstlerischem Gebiet herzlich wenig auf sich hat. So schreiben wir auch, und viele von uns schreiben besser. Es ist ganz gut, ganz gebildet, ganz ausreichend, aber für den, der schärfer zuzusehn versteht, von Fehlern wimmelnd. Namentlich die Übergänge, in denen die eigentliche Kunst des Stils besteht, sind schwach. Nicht immer, aber vielfach. Auf die Inhaltlosigkeit würd' ich kein Gewicht legen, wenn nicht der Stoff „Gambetta" und der Behandler des Stoffs „Alphonse Daudet" hieße. Noblesse oblige. Ich hätte solchen Aufsatz über Maron[1]) schreiben dürfen; enthielt' er dann nicht viel, so konnte gesagt werden: „Nun, was wollt' ihr am Ende? Es ist bloß Maron, über den bloß Fontane schreibt." Weder Maron noch Fontane haben einen Weltnamen. Daudet und Gambetta aber haben ihn.

Es ist mir während der drei Tage, daß ich nun hier bin, nicht allzu gut ergangen. Am Donnerstag war es mau, gestern sehr mau, und erst seit heute geht es mir wieder besser. Ich mußte mich auch im vorigen Jahr erst akklimatisieren. Dein berühmtes Paket ist glücklich angekommen und wie eine Gans von hinten her ausgenommen worden; gestern habe ich scharf,

[1]) Über Hermann Maron vgl. Bd. 2, S. 39.

heute nur am Vormittage gearbeitet. Diese Vormittage gedenke ich aber durch Frühaufstehn zu verlängern; ich kann mich dann am Nachmittage mit um so größrer Gewissensruhe dem Nichtstun hingeben.

Spielhagen habe ich an allen drei Tagen gesehn und gesprochen, am Donnerstag vor seiner Wohnung, am Freitag auf der Strandpromenade, heute vor Schuchardts Hotel, wo ich die Stunden zwischen zwei bis vier mit Diner und Zeitungslesen zuzubringen pflege. Gestern (auf der Promenade) war er in Gesellschaft von Buchhändler W., heute in Gesellschaft von Frau und zwei Töchtern: die beiden andern sind anderswo in der Welt, die eine in Pyrmont, die andre in Thüringen oder Schlesien. Er lebt auf einem forschen Fuß, hat eine Wohnung in einem schönen Hause der schönsten Gegend und ißt zu vieren bei Oterendorp, was ungefähr Hiller oder Borchardt (aber nicht dem Wernigeroder) entspricht.

Sonntag, d. 22. Juli.

Heute früh kam Deine Karte; morgen erwarte ich einen etwas längeren Brief, bin aber nicht böse, wenn er ausbleibt. Denn wenn man nicht eine Schreibepassion hat oder das Unterhaltungsbedürfnis der Einsamkeit, so darf man sich füglich fragen: „Ja, was schreiben?" Am Vormittag besuchte mich Herr Oberlehrer N. aus Fürstenwalde, der, wie Du Dich entsinnen wirst, die Bücherbesprechungen für die Vossin leistet. Er ist auf vierzehn Tage mit Frau und zwei Kindern hier, reist aber schon morgen wieder ab. Anfangs war er unwohl, dann sie (starker Magenkatarrh), und so wollen sie denn, statt noch einen Abstecher ins Westfälische zu machen, wo seine Eltern leben, direkt nach Fürstenwalde zurückkehren. Welch mäßiges Vergnügen! Wenig Geld, vier Personen, und dazu die Krankheit. Hätten sie mehr Geld und mehr Zeit, so wären sie wahrscheinlich gar nicht krank geworden oder hätten wenigstens

besseres Wetter und bessere Gesundheit abwarten können. Die reichen, dicken Bourgeois, die hier herumlaufen, sehen alle sehr wohl aus. Und nun gar erst die Bourgeoisen! Sie platzen fast und quietschen vor Vergnügen. — Das Wetter war heute toll, so daß an „Im Freien sein" gar nicht zu denken war; Sturm, Regen, Kälte. Mir ist es übrigens gleichgültig und wäre mir noch gleichgültiger, wenn ich mehr nach meinem Penchant leben und statt zu arbeiten, bloß lesen könnte.

Knyphausens sind noch nicht hier, überhaupt keine Bekannte. Das vorige Jahr war es, als ob ich im Tiergarten spazieren ginge; davon diesmal nichts. Vielleicht kommt es noch. Übrigens of no importance.

Herzliche Grüße Dir, George, Friedel und den Auswärtigen. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

302) Norderney, d. 23. Juli 1883.

Madame.

Madame „la plus gracieuse physiquement et moralement".

Ich will mit der Liebeserklärung beginnen, daß die Desteuque beinah recht hat. Du bist, nicht nur Deiner tatsächlichen Abstammung, sondern auch Deinem ganzen Menschen nach halb aus Beeskow und halb aus Toulouse[1]). Hast Du Deinen Toulouser-Tag, so hat die Desteuque vollkommen recht; hast Du Deinen Beeskower, so hapert es. Ich bin Dir aber das Zeugnis schuldig, daß, wenn nicht kleine Verhältnisse Dich niederdrücken, der Toulouser-Tag vorherrscht. Am toulousesten

[1]) Anspielung auf den Großvater von Frau Fontane, den einer Toulouser Familie entsprossenen, als Stadtkämmerer von Beeskow verstorbenen „alten Rouanet". Seine Lebenserinnerungen sind neuerdings von Fontanes Tochter unter dem Titel „Von Toulouse bis Beeskow" im Verlage von F. Fontane & Co. herausgegeben worden.

bist Du, wenn gut Wetter im Kalender steht, in Deinem eignen Hause. Unter Fremden, wenn sie fein, klug und vornehm sind, bist Du mehr oder weniger befangen, und wenn sie trivial sind, gehst Du sofort auf ihre Trivialitäten ein und wirst kleinstädtisch und spießbürgerlich. Übrigens hat sich das letztere in neuester Zeit erheblich gebessert.

Die drei Briefe, die Du Deinen freundlichen Zeilen beilegtest, haben mich auch als Abbild ihrer Schreiber interessiert: Martha geistvoll und gewandt, Frau Anna charaktervoll, fest und unbestechlich in ihrem Urteil, Fräulein N. dünn und langweilig.

Dienstag, d. 24. Juli.

Am Sonntag grausames Wetter, gestern (Montag) schön, heute wieder toll, wahre Wolkenbrüche; die Hälfte der Badegäste hat den Magenkatarrh und gibt 3- bis 6000 Mark aus (eben hab' ich einen 3000er aus Prag gesprochen), um etwas kränker, als sie abgereist sind, wieder zu Hause einzutreffen. Das Gespräch mit meinen „Pragern" war mir überhaupt lehrreich. Eine Wohnung wie die meinige, natürlich feiner eingerichtet, aber doch auch nur Zimmer und Schlafkabinett, kostet „am Strand" wöchentlich 96 Mark. Bedienung extra. Rechnet man diese mit ein, so kostet Wohn- und Schlafzimmer täglich 5 Taler, also ungefähr das Fünffache von dem, was ein großes Hotel für derartige Räume fordert. Da bin ich denn doch froh, in meiner altmodischen Marienstraße untergekrochen zu sein.

Überhaupt, sowie man „Geständnisse" hört, so wird man immer erst gewahr, wieviel Glück man gehabt und wieviel Ursache zur Dankbarkeit man hat. Ein Gespräch, das ich gestern am Strand mit Frau Spielhagen über dies Thema führte, gab mir mal wieder diese Gewißheit. Man kann auch sagen diesen Trost. Spielhagen kam in dem Elendszustand hier an, der über jeden ordentlichen Romanschreiber hereinbricht, wenn

er bei seinen letzten Kapiteln ist. Er hatte deren noch drei zu schreiben und wollt' es mit neuer Force tun, wozu Norderney helfen sollte. Was geschieht? Sie kommen am Abend an und gehen um 12 Uhr todmüde zu Bett. Bis zwei Schlaf. Da beginnt unter ihrem Schlafzimmer ein furchtbares Geschrei; das ganze Haus läuft zusammen: der kolossale Schreier sei ein Baron V. aus Mecklenburg, ein schwerer Rückenmärker, dessen Leiden darin bestände, daß er jede Nacht von 2 Uhr an vor wahnsinnigen Schmerzen wie wahnsinnig schreien müsse. Wirklich, nächste Nacht dasselbe. Da tritt die gesamte Hausbewohnerschaft zusammen und verschwört sich, den Baron zu stürzen. Die Baronin legt sich aufs Bitten, man gestattet ihm noch eine Frist, und seitdem schreit er nicht mehr. Gleichviel, zwei Tage und zwei Nächte waren hin und die Romankapitel natürlich nicht geschrieben. — In den 70er Jahren war die ganze Familie Spielhagen mal in Thüringen; reizende Villa draußen im Wald, eine Viertelstunde vor der Stadt. Eines Nachts klopft die Wirtin: ihr (der Wirtin) Mann könne es vor Kopfweh nicht mehr aushalten; zum Schicken habe sie niemand; ob der Herr Spielhagen nicht vielleicht so gut sein wolle, in die Stadt zu gehn und den Doktor zu holen? Geschieht. Der Doktor kommt und findet, daß der Mann schwer krank sei. Nach dieser Erklärung wird nur noch gewispert und vierzehn Tage lang auf Socken gegangen. In der dritten Woche hören sie zufällig, „der Mann habe einen schweren Typhus". Der Arzt wird gefragt. „Ja, den Typhus hat er." Und nun werden die Koffer gepackt, und heidi geht es wieder nach Hause. — Daneben sind die berühmten 50 Franks für den „Contratto" in der Via Tritone ein Pappenstiel.

Mein Spaziergang mit Spielhagens dauerte gestern wohl eine Stunde. Ganz zuletzt kam das Gespräch auch auf Literatur, und Daudet, Zola, Heyse, Björnson, Ibsen, auch andere noch wurden gestreift. Die ganze Geschichte dauerte nur fünf

Minuten, erinnerte aber an die Minuten vor St. Privat, wo in jeder Sekunde hundert fielen. Das reine Massacre. Was gesagt wurde, war nicht so schlimm, aber was ungesagt blieb, war schrecklich. Die Sache hat mir doch sehr zu denken gegeben. Bin ich auch so? Hau' ich auch so erbarmungslos in die Pfanne? Ich kann es nicht glauben. Aber ich sah doch wieder, wie sehr man auf sich achten muß. Meinen Trost find' ich darin, daß ich, soviel mir gegenwärtig ist, keinen absolut verwerfe; an jedem erkenn' ich etwas wenigstens an. Dabei hab' ich aber freilich die Leute von Klang und Namen im Sinn. Das, was als alltägliches Lesepublikumsfutter dient, steht auf so niedriger Stufe, daß überhaupt gar nicht darüber zu sprechen ist. Die Trivialität in Stoff, Stil, Behandlung ist kolossal. Geist, Witz, Wissen, Humor sind Dinge, die gar nicht vorkommen. Alles siebenmal abgebrühter Tee. Da darf man freilich auch sagen: „Nee, Rike, heute keenen Tee nich." Ich mache hier täglich in den Zeitungen, die ich lese, die entsprechenden Studien. Auch die Kreuz-Ztg. brachte in der letzten Sonntagsnummer (Sonntagsbeilage) etwas Entsetzliches — Adelssauce mit einem Bibelspruch als Champignon drin. Aber ranzig. Ihr habt das Glück, Bleakhouse lesen zu können; lacht und weint nur weiter.

Ergeh' es Euch gut. Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

303) Norderney, d. 26. Juli 1883.

Liebe Frau.

Es ist nicht ganz leicht, von hier aus Briefe zu schreiben, wenn man von 8 bis 2 Uhr arbeitet und in diesen sechs Stunden, ich kann nicht sagen, sein Pulver verschießt, wohl aber seine Nerven verbraucht; am Nachmittage bin ich dann ganz kraftlos, und wenn ich mich am Strande erholt und sozusagen die welken Nerven wieder frisch gebadet habe, bin ich am Abend

einfach müde. Sehr angenehmer Zustand, aber wenig angetan, um Briefe zu schreiben — Briefe ohne Stoff, an denen also die Frische (die nicht da ist) das Beste tun muß.

Mit meiner Gesundheit geht es seit heute etwas besser, was ich teils auf meine Hungerkur, teils auf Kognak und Sauerbrunnen schiebe, welche Mischung ich neben Tee als Abendbrot eingeführt habe. Gegessen wird nichts. Ich lebe wie im vorigen Jahre buchstäblich von der Luft. Morgens zum Kaffee, der aber kein Kaffee ist (gebrannte Gerste mit ein paar Kakaoschalen dazu), genieß' ich ein Hörnchen; abends zum Tee gar nichts. Zu Mittag ess' ich manierlich, lasse aber (unerhört!) zwei Gerichte immer ausfallen und könnte von dem verbleibenden Rest auch noch wieder die Hälfte fortlassen. Wenn ich die Suppe und dann das folgende Gericht, beispielsweise gestern irish stew, gegessen habe, bin ich vollkommen satt. Ich esse dann noch Gemüse und Mehlspeise, aber nur aus Leckerei; von scharfem Appetit keine Rede mehr. Ich sehe daran recht, daß mein Essen nur zur Fütterung der Nerven dient. Übernimmt die Luft diese Fütterung, so brauch' ich beinah nichts; hab' ich aber bloß Berliner Kanalluft, die den Fütterungsdienst nicht leisten kann, so brauch' ich noch Ei und Schinken. Du wirst natürlich über all dies lachen, wenn Du aber an Deine eignen Nervenzustände denkst, wirst Du mir glauben.

Der Spaziergang am Strande ist das Beste, schon deshalb, weil er eher frisch als müde macht. In der ersten halben Stunde schlepp' ich mich von Bank zu Bank und betreibe die Sache pflichtmäßig wie meine Berliner Abendspaziergänge; je länger man aber geht, desto mehr fällt die Müdigkeit von einem ab. Leider ist es im übrigen kolossal langweilig, weil man nicht mal die sonst übliche Unterhaltung mit sich selber hat. In Berlin führ' ich doch mitunter Gespräche, notiere mir dies und das, aber dazu kommt es gar nicht. Ich zähle höchstens die Schiffe, die draußen in See sind, oder die Menschen, die

ihre Strandpromenade machen, oder vergleiche die Fußspuren andrer Fußgänger mit meinen eignen Leistungen. Und dabei bin ich denn dahintergekommen, daß ich durch persönliches und Schuhmacher Zimmers Verdienst an der Tete marschiere. Einmal glaubte ich, einen Obermann gefunden zu haben, aber ich sah bald, daß es Pferdehufe waren.

Bekannte habe ich noch nicht einen gesehen, abgesehen von der Familie Spielhagen, der ich fast täglich begegne. Auch heute wieder. Sie sind gleichmäßig liebenswürdig gegen mich, er aber recht leidend. Wir sprachen heute viel über „Hotels", auch Schweizer-Hotels, und ich erfuhr bei der Gelegenheit, daß von sieben, namentlich auch in Interlaken, immer sechs Bankerott machen. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Knyphausens sind noch nicht hier. Am überraschendsten ist es mir, daß ich auch noch nicht einen Berliner meiner näheren Bekanntschaft (und ich kenne doch ein gut Teil Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft, nimm bloß Schauspieler, Künstler, Gelehrte, Zeitungsmenschen, Buchhändler, Professoren) gesehn habe. Säß' ich nicht in der Arbeit, so wär' es mir gleichgültig, ich würde dann in die Dünen gehn und lesen; so aber — da ich zu angegriffen zum Lesen bin — wär' es mir lieb, dann und wann mit einem Menschen plaudern zu können.

Nun aber Ade. Tausend Grüße Dir und den Kindern at home and abroad. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

304) Norderney, d. 27. Juli 1883.

Liebe Frau.

Heute wieder Sturm und Regen; so kürzte ich meinen Spaziergang etwas ab und war schon um sieben wieder zu Haus. Einige Minuten später erschien Frau Kapitän Warnecke, die ich die ganze Woche über nicht gesehn hatte, um sich nach meiner Zufriedenheit zu erkundigen. Ich bewundre dann immer

den Takt, die gute Sitte, die feinere Lebensklugheit der Leute, lauter Dinge, die der Berliner mit all seinen Tugenden und Vorzügen, die ich ihm gern lasse, nicht hat — nicht einmal die „feinere Lebensklugheit". Er weiß wohl seinem Vorteil nachzugehn, aber selbst dabei wirkt er unverbindlich. Der niedersächsische Stamm: Altmärker, Halberstädter, Magdeburger, Hannoveraner, Braunschweiger, Westfalen, Schleswig-Holsteiner, Hanseaten, Oldenburger, Ostfriesen — ist allen andern Stämmen physisch und moralisch überlegen, und es ist kein bloß glücklicher Zufall, sondern ein richtiges und erfreuliches Beispiel von Ursache und Wirkung, daß er die ganze Welt erobert hat. Die Schwaben wollen mit ihm wetteifern, sind auch sehr respektabel, verschwinden aber neben dem Niedersachsen. Um dies nachzuweisen, ist es nicht einmal nötig, die englisch-amerikanische Geschichte heranzuziehn; selbst L. ist ein Niedersachse. Nach der Analogie von Auerbach als — Schwabe.

Also Frau Kapitän Warnecke kam; sie war etwas weniger in Trauer, denn acht Tage machen schon was aus, und erzählte mir auf mein Zureden einiges von ihren Reisen. Sie hat die ganze Welt gesehn: New York, San Franzisko, Kap Horn, die Sandwichs-Inseln, Australien, China, Java, Kapstadt usw. und hat über diese vieljährigen Reisen Tagebuch geführt. Als ich fragte, „ob es nicht eigentlich langweilig sei", sagte sie: „O nein; es kommt nur darauf an, wie man reist. Wenn man nur aus einem Hafen nach dem andern fährt, dabei kommt nicht viel heraus, aber wir haben wirklich was gesehn: von San Franzisko aus reisten wir 60 Meilen weit ins Land hinein bis zu den Diggings, in Australien ebenso, und von Baltimore gingen wir nach Philadelphia zur Weltausstellung usw. usw." Sollte mans' glauben, in Norderney solcher Kapitänswitwe zu begegnen. Sie will nun ihr Tagebuch ausarbeiten und eine Reinschrift davon ihren Kindern

hinterlassen. So vieles ist ärmer, als man gewöhnlich annimmt (z. B. die ganze Beamtenmisere), aber vieles ist auch reicher.

Zu der „Armut" gehören auch zwei lange Artikel der Kreuzzeitung, der eine (von dem ich schon schrieb) „aus dem Taschenbuch eines preußischen Offiziers", der andre „Ein Sommerfest auf der Pfaueninsel". Bei beiden sieht man in Abgründe, namentlich auch deshalb, weil sie so prätentiös auftreten. Daß sie langweilig und ledern geschrieben sind, versteht sich von selbst, auf so was leg' ich gar kein Gewicht; aber die Gesinnung, die Lebensanschauung, die aus beiden spricht, ist so traurig und so ridikül. Das Schlimmste aber ist, daß die ganze Gesellschaftssphäre, der diese Artikel entstammen, die darin niedergelegte Lebensanschauung teilt. Jeder einzelne glaubt, „es sei wirklich was damit", und hat nicht die kleinste Vorstellung davon, daß, sowohl nach der Erscheinungs- wie nach der Geistes- und Talentseite hin, dies alles durch andre Gesellschaftsschichten weit überholt ist. Junge Kaufmannstöchter in New York sind viel eleganter, und jede kleine Künstlergenossenschaft verzapft denn doch schließlich einen ganz anderen Wein. Es wirkt alles pauvre und 'raufgepufft; keiner glaubt mehr dran.

Sonntag, d. 29. Juli.

Das Wetter wird immer toller, und Deiner heute eingetroffenen Karte konnte ich die Kunst, „how to catch a sunbeam" auch nicht entnehmen. Es blieb also grau, regnicht, stürmisch. All dies ficht mich aber nicht sehr an, und um noch einmal englisch zu zitieren: „some days must be dark and dreary" — davon bin ich tief durchdrungen. Man muß zufrieden sein, wenn die Tage nicht „too dark" auftreten.

Mein Leben ist hier eigentlich, mit gewöhnlicher Elle gemessen, fürchterlich und erinnert mich an die Gefangenschaft König Christians II. in Sonderburg, der 24 Jahre lang in seinem Gefängnisloch um einen runden Steintisch herumging, immer

mit dem Daumen auf der Tischplatte (dies trifft bei mir Schreibevieh auch zu), bis zuletzt der Steintisch einen Rinnenrand hatte. Der Tisch existiert noch; ich hab' ihn mit Grauen in Sonderburg gesehn.

So weit war ich gekommen, als Dein Brief von gestern (Sonnabend) noch ganz spät, 9 Uhr abends, eintraf.

Ich bedaure sehr den Ärger, den Du gehabt hast; die ganze Geschichte ist eine Sommerkalamität und wirkt allseitig störend und bedrücklich. Ich komme auch schlecht dabei weg; denn aus Verstimmung oder doch Unbehagen heraus lassen sich Deinerseits keine sehr heitren Briefe schreiben, die zu empfangen man hier in dieser Einöde mir gönnen könnte. Und mit Schrecken denk' ich an Ende August und den ganzen September. Im September wollt' ich, seefrisch, meine neue Novelle schreiben und fürchte nun, durch diesen fatalen Zwischenfall darum zu kommen.

Begreiflicherweise hab' ich jetzt auch keine rechte Stimmung, über andre Dinge zu schreiben, von denen man im voraus weiß, daß sie kein rechtes Echo finden können. Draußen gießt es wieder wie mit Mollen; ein entsetzlicher, unsagbar langweiliger Aufenthalt, denn ich habe auch nichts zu lesen. Aber schließe daraus nicht, daß ich unzufrieden mit dem Aufenthalt überhaupt bin. Auch in dieser seiner gräßlichsten Gestalt ist er mir noch immer eine Wohltat und dadurch trotz aller Freudelosigkeit eine Freude. Die Luft ist himmlisch, und ihr allein verdank' ich es, daß ich meine Arbeit fertigkriege. In Berlin läg' ich längst krank auf der breiten Seite.

Halte die Ohren steif. Wie immer Dein Th. F.

An Martha Fontane.

305) Norderney, d. 4. August 1883.

Meine liebe Mete.

Wie Du in Warnemünde das Spill und das Rostocker Ende hast, so hab' ich hier die Mühle und die Marienhöhe; nur „Tante

Annas Arm" fehlt mir ganz entschieden. Ich lebe hier wie in Isolierhaft und hätte, wenn ich nicht zufällig den Spielhagens begegnet wäre, in dritthalb Wochen noch keine hundert Worte gesprochen. Ich war immer ein Singleton und bleib' es bis zuletzt. Blick' ich zurück, so hat mein Leben hier viel Ähnlichkeit mit dem, das ich vor 31 Jahren in London führte. Bewundernd ging ich vom Hyde-Park nach Regents-Park, entzückt stand ich auf Richmond-Hill und sah den may-tree blühn; die Luft, die ich atmete, die Reichtumsbilder, die ich sah, alles tat mir wohl, aber ich ging doch wie ein Fremder oder als ein nicht zu voller und ganzer Teilnahme Berechtigter durch all die Herrlichkeit hin. Immer bloß Zaungast. Und so ist es hier wieder. Zum Glück balanciert der Himmel alles, und die Blinden sehen mit ihren Fingerspitzen. Die Dinge beobachten gilt mir beinah mehr, als sie besitzen, und so hat man schließlich seinen Glück- und Freudeertrag wie anscheinend Bevorzugtere.

Von Mama hatte ich gestern einen langen Brief; acht Seiten, was, glaub' ich, in unsrer langen Ehe keine viermal vorgekommen ist. Sie hat eine reizende Art zu schreiben, eine Mischung von Natürlichkeit, Unwissenschaftlichkeit und leiser Ironie teils über sich, teils über die „Wissenschaftlichkeit". Man kann an Mama studieren, daß das Gefälligste, vielleicht auch das Beste, was der Mensch haben kann, die Natürlichkeit ist. Aber wir sind so grenzenlos verbildet, daß dem regelrechten Preußen, „Abiturient und Reserveoffizier", der Sinn dafür verloren gegangen ist. — Die Geschichte mit dem Mädchen ist der vielzitierte „Mehltau", der auf diesen Sommer fällt. Aber umsonst ist nichts, und alle Befreiungskriege fordern Opfer.

Heute nachmittag will ich bei Knyphausens meinen Besuch machen und eine halbe Stunde lang auf den Höhen der Menschheit wandeln. Im ganzen ist die Luft in der Oberschicht nicht die schlechteste. — Onkel Witte turnt nun wohl schon in War-

schau umher; Mama schrieb mir gestern gerührt und entzückt von seiner Liebenswürdigkeit. Empfiehl mich der glücklichen Besitzerin dieses Pracht- und Normal-Menschenexemplars und habe frohe, heitre Tage zu Wasser und zu Lande. Wie immer Dein alter Papa.

An Emilie Fontane.

306) Norderney, d. 8. August 1883.

Liebe Frau.

Heute bin ich drei Wochen hier, und der Tag leitete sich durch einen Brief von Dir, auf den ich nicht einmal gerechnet hatte, angenehm ein.

Du beklagst Dich über meine Weitschweifigkeit. Ja, was ist darauf zu sagen? Eigentlich nichts, was nicht schon längst gesagt wäre. Alles in allem ein wundervoller Stoff, um aufs neue in Weitschweifigkeit zu verfallen. Du weißt, daß ich auf solche Kritiken immer gleich eingehe, und so bestreite ich auch diesmal nichts oder doch nicht viel. Es ist aber doch ein Unterschied, ob ich nervös und dröhnig nach einem gleichgültigen Wort suche oder ob ich weitschweifig bin, d. h. über den linken Hinterfuß eines Flohs eine Abhandlung schreibe. Das Dröhnen ist unter allen Umständen eine Tortur für den Hörer und sans phrase ein Fehler, eine Ungehörigkeit; die Weitschweifigkeit aber, die ich übe, hängt doch durchaus auch mit meinen literarischen Vorzügen zusammen. Ich behandle das Kleine mit derselben Liebe wie das Große, weil ich den Unterschied zwischen klein und groß nicht recht gelten lasse; treff' ich aber wirklich mal auf Großes, so bin ich ganz kurz. Das Große spricht für sich selbst; es bedarf keiner künstlerischen Behandlung, um zu wirken. Gegenteils, je weniger Apparat und Inszenierung, um so besser. Ich kann also unter Einräumung des Tatsächlichen den Fehler, der in dem „Auspulen" stecken soll, nur sehr bedingungsweise zugeben. „Wär' ich nicht Puler, wär'

ich nicht der Tell." Daß diese Pul-Arbeit vielen langweilig ist und immer war, davon hab' ich mich in meinem Leben genugsam überzeugen können; ich hab' aber nicht finden können, daß all diese Dutzendmenschen, die durch die Nase gähnten, interessanter waren als ich. Dann und wann find' ich einen, freilich selten, der Geschmack an mir findet, und da dies in der Regel keine schlechten Nummern sind, so muß ich mich trösten. Herwegh schließt eins seiner Sonette („An die Dichter") mit der Wendung:

„Und wenn einmal ein Löwe vor Euch steht,
Sollt Ihr nicht das Insekt auf ihm besingen."

Gut. Ich bin danach Lausedichter, zum Teil sogar aus Passion; aber doch auch wegen Abwesenheit des Löwen.

Theos Brief ist sehr nett. Die Mischung von Bescheidenheit und Selbstbewußtsein ist Familienzug, Fehler oder Tugend.

Daß George leidlich in Ordnung nach Wahlstatt[1]) zurückkehrt, hat mich sehr gefreut. Gestern glaub' ich auch seinen Obersten und Grafen entdeckt zu haben, wenigstens wandelte er vor Marienstraße 19 auf und ab. Ist er's, so ist er sozusagen eine alte Bekanntschaft von mir, denn ich machte von Emden her die Überfahrt mit ihm: ein starker 50er, gedrungen, kurzhalsig, milz- und leberleidend, unheiter, morbleu. — Gestern abend traf ich die Spielhagenschen Damen am Strand; er kam heut vormittag, um mir Adieu zu sagen. Morgen reisen sie. Grüße die Jungens und Mete. Wie immer Dein

Th. F.

An Emilie Fontane.

307) Norderney, d. 12. August 1883.

Liebe Frau.

Heute werd' ich mich kurz zu fassen suchen, vielleicht weil ich eine große Nachricht habe und, wie ich Dir neulich schrieb,

[1]) Fontanes ältester Sohn war im Mai 1882 von Lichterfelde als Lehrer an das Kadettenhaus in Wahlstatt versetzt worden.

die Kürze bei mir immer nur beim „Großen" eintritt. Zunächst aber besten Dank für Deine zwei letzten Karten. Daß Theo wieder da ist, ist ganz gut für Dich; er bringt doch etwas Zerstreuung und Berliner Unterhaltungsstoff ins Haus. Auch daß die katholische Köchin ausbleibt, ist vielleicht ein Glück. Ich bin in nichts ein Prinzipienreiter und so recht einer, der ein Verständnis und meist auch ein liking für Ausnahmefälle hat. Das hebt aber den alten Satz nicht auf: Besser ist besser. Je älter ich werde, je mehr bin ich für reinliche Scheidungen; Haar apart und Kotelett apart. Jude zu Jude, Christ zu Christ und natürlich auch Protestant zu Protestant. Geschieht das nicht, so heißt es immer einmal: „Richtiger alter Jude, richtiger alter Katholik" usw. Ich habe vieles erlebt, das mir eine tief-innerliche Freude gemacht hat: die Herausreißung Deutschlands aus der politischen Misere, die Mündigwerdung des Volks, die Säuberung, d. h. Sauberwerdung Berlins, das Aufhören der Pfennigwirtschaft und der damit innig zusammenhängenden Gesinnungsruppigkeit usw. usw. Zu diesen Herrlichkeiten, an denen meine Seele lutscht wie an einem Bonbon, gehört auch der immer mehr zutage tretende Bankerott der Afterweisheit des vorigen Jahrhunderts. Das Unheil, das Lessing mit seiner Geschichte von den drei Ringen angerichtet hat, um nur einen Punkt herauszugreifen, ist kolossal. Das „seid umschlungen, Millionen" ist ein Unsinn. Hoheitsaufgaben, die doch nicht gelöst werden können, verwirren die Menschheit nur. Ganz allgemein aufgestellt sind unerfüllbare Sätze, wie „liebet eure Feinde", groß und segensreich. Denn der Einzelne kann sich daran in den Himmel hineinstrampeln. Und ich bewundere es dann. Aber sowie das praktische Leben für den Alltagsgebrauch danach eingerichtet werden soll, geraten wir in die Nesseln und schreien „au".

Daß Du mit meinen Kapiteln (vielleicht hat es sich inzwischen schon wieder geändert) einverstanden bist, freut mich

sehr. Ach, wenn es nur erst eingepackt und auf dem Wege nach Stuttgart wäre!

Gestern früh kam Graf Knyphausen, gütig und liebenswürdig wie immer, und lud mich zu Tisch. Meine Liebe und Treue ist also diesmal doch belohnt worden, was übrigens vielleicht öfter vorkommt, als man annimmt. Um 2 Uhr war ich in der alten Nordlands-Villa, die in ihrem Stil ein bißchen an Kirche Wang erinnert, und verlebte daselbst über drei sehr angenehme Stunden. Die Gesellschaft war kolossal gräflich: sechs Grafen, eine Gräfin und sechs Komtessen. Der Quatorzième war der bekannte Graf von Habenichts, den ich Dir weiter nicht vorzustellen brauche. Nach Tisch kam auch noch Exzellenz v. Krosigk, mein alter Gönner. Die beiden Dörnbergs, Bruder und Schwester, sind in Pontresina im Engadin. Die sechs Grafen (klingt schmählich balladenhaft) waren: Knyphausen, drei Wedels (ein alter und zwei junge), Hessenstein und von dem Busche. Alle sehr nett, besonders der letzte. Bei der Gräfin hab' ich einen Stein im Brett, auch bei den Komtessen. Ich muß doch ein stiller Schwerenöter sein! Gegen sechs machte ich noch meinen Spaziergang, aber doch sehr mit Vorsicht, d. h. in der Nähe menschlicher Wohnungen, nachdem ich vorgestern bis auf die Haut naß geworden war. Ich komme mit einer Erkältung nach Haus, gegen welche die von meinem Rechnungsrat G. nur ein Pappenstiel ist.

Und nun lebe wohl, grüße die Kinder, insonderheit auch den Sommerleutnant. Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

308) Norderney, d. 13. August 1883.

Liebe Frau.

Heute früh erhielt ich Deine dritte Karte. Es freut mich, daß Du im ganzen mit der Arbeit einverstanden zu sein oder sie wenigstens als Arbeit zu estimieren scheinst. Ich glaube,

der Schluß des 12. Kapitels (das in dem Moment eintreffende Bukett mit der Karte von Egon) ist ein guter Coup. Du hast Dich übrigens wieder mit Ruhm bedeckt; Du mußt es ja in drei, höchstens vier Tagen abgeschrieben haben. Das könnte ich nun wieder nicht!

Übermorgen bin ich mit der Bleistiftkorrektur durch und am Sonnabend oder Sonntag mit der ganzen Geschichte. „Dann (wie Menzel sagt) höre ich auf" und könnte am Montag oder Dienstag der nächsten Woche in Berlin eintreffen. Ist es Dir aber lieber, ich komme später, so hab' ich nichts dagegen, es auch so zu machen. Ich erbitte mir in diesem Falle die zwölf Kapitel, deren Bewältigung mich dann wohl bis Schluß des Monats hier festhalten wird. Ich darf sagen, es ist mir ganz gleich, wie Dein Bescheid ausfällt; die Vorzüge und Nachteile balancieren sich, so daß das den Ausschlag gibt, was am besten paßt. Ich lebe hier alles in allem etwas „unterm Stand", bin einsam und langweile mich kolossal, aber ich habe Luft, Bewegung, Ungestörtheit und kann arbeiten. In Berlin hab' ich mehr Komfort, Bequemlichkeit, Unterhaltung, aber Kanal, Menschen und ganz unberechenbare Störungen, die ich nie brauchen kann, aber speziell auch jetzt nicht. Heute früh gegen zwölf erschien Exzellenz Hülsen. Vorgestern ein Graf! Diese Räume sind an solche Erscheinungen nicht gewöhnt. Morgen sind es vier Wochen, daß ich in absoluter Einsamkeit lebe. In meinen Briefen klingt das ja alles noch ganz menschlich und manierlich; aber wenn Du Spielhagens, Michaels, Knyphausens und Hülsen zusammenrechnest, so kommt doch immer nicht mehr wie acht Stunden heraus. Und vier Wochen sind beinah 700 Stunden. Es ist, wie wenn man von einem Schokoladenplätzchen einen ganzen Tag leben soll. Und nun will ich mich anziehn und auf der „Giftbude" meine Kreuzzeitung lesen. Denn die Mostrich-Zeitungen, die dort ausliegen, haben außer ihrer Caca de Dauphin-Farbe auch noch den Vorzug,

immer fünf Tage alt zu sein. In Casamicciola gibt es Personen, deren Ausbuddelung ich nun schon 20 mal mit beigewohnt habe. 1000 Grüße. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

309) Norderney, d. 23. August 1883.

Liebe Frau.

Gestern abend kam Dein Paket; besten Dank, auch für die begleitenden freundlichen Worte. Mein Geschenk für Frau W. muß also vorläufig unterbleiben, schadet auch nicht viel. Mit der ruppigen Verlagsbuchhandlung, wenn ich zurück bin, in Berührung zu treten, ist mir schon heute störend; wenn ich eine Buchhändlerstimme höre (und nun gar die), fühl' ich es wie Frau Majorin Sch. auch an einem bestimmten Rückenmarksnerven, aber nicht angenehm. Die verschiedenen Metiers üben nun mal verschiedene Wirkungen auf den aus, der sie betreibt: Schuster, Schneider, Schmied, Apotheker. Und diesem Gesetz unterliegt auch der Buchhändler. Aber je feiner das Metier (z. B. Gärtner), je ekliger der Kerl.

Für die beiden Ausschnitte: „Die Hofprediger nach Wittenberg" und Brahm über seinen Freund Paul Schlenther, besten Dank. Des letzteren Leistung ist gewiß doll. Wohl dem, der so was nicht zu schreiben braucht.

Du sprichst von unsrer Vereinsamung. Ja, sie ist da; aber wir müssen sie für den Rest unsres Lebens tragen. Ein Haus machen können wir nicht; andren nachlaufen, dazu sind wir zu alt, und auf neutralem Boden mit aller Welt sich treffen, dazu sind wir zu kritisch und zu verwöhnt. Die Einsamkeit tut weh, aber doch nicht so weh wie falsche Geselligkeit. Es ist wie mit der Ehe. Keine Frau ist schlimm, aber immer noch besser als eine schlechte.

Hier geht mein Leben seinen Gang nachgerade mit einer Regelmäßigkeit wie in den „regelmäßigsten" Berliner Zeiten. Kaffee, Arbeit, Mittagbrot, Briefschreiben, Nachmittags-

kaffee, Lesezimmer, Strand, Tee — ein Tag wie alle Tage. Es ist mir nun auch ganz recht so, ja beinah rechter, als wenn es anders wäre. Ich brauche meine Zeit. Und sind dann die Wochen um, so hat man, aller Einsamkeit unerachtet, doch eine Menge gehört und gesehn. Schon allein die Beobachtung der Rassen, Stämme, Stände, wozu man hier auf engstem Raum wundervolle Gelegenheit hat, ist von Wert.

Mir ist, als hätt' ich noch was schreiben wollen, aber es ist weg. Nun, es wird sich wohl wieder anfinden, sonst kann ich es hier als „verloren" mit der Klingel ausrufen lassen. Tausend Grüße. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

310) Norderney, d. 30. August 1883.

Liebe Frau.

Habe Dank für Deinen und Metes Brief, die heute früh hier eintrafen. Wir haben beide ziemlich schwere Wochen hinter uns: Du Langeweile mit Unbehagen, ich Einsamkeit mit Überarbeit. Und doch war es gut so; der große Kampf mußte dort ausgekämpft, und die große Novelle mußte hier zu Ende gebracht werden.

Diese letztre ist nun wirklich zu Ende, ja, nach der gründlichsten Korrektur (Du wirst Dich wundern, wie Dein schönes Manuskript aussieht) hab' ich diese 35 endgültig durchkorrigierten Kapitel in drei Tagen auch noch mal durchgelesen, wobei sich natürlich immer noch wieder kleine, mitunter auch große Fehler vorfanden, so daß diese letzte General-Durchsicht, die Parade vor dem Höchst-Kommandierenden, nicht vergeblich war.

Die Arbeit ist nun ganz, wie sie sein soll, und liest sich wie geschmiert. Alles flink, knapp, unterhaltlich, soweit espritvolles Geplauder unterhaltlich sein kann; wer auf plots und große Geschehnisse wartet, ist verloren. Für solche Leute schreib' ich nicht. Ich fühle, daß nur ein feines, vielleicht nur ein ganz feines Publikum (der Thiemussche eine Leser!) der Sache

gerecht werden kann; aber ich kann, um dem großen Haufen zu genügen, nicht Räubergeschichten und Aventüren-Blech schreiben. Natürlich gibt es auch höhere Räubergeschichten, und vielleicht sind diese das Romanideal. Aber weder die Lust noch das Talent dazu liegt in mir. Und nun genug davon. „Gehen wir zu interessanteren Dingen über," sagte Herr v. Behr[1]).

Heute hab' ich schon zwei relativ wichtige Briefe geschrieben: einen an Hülsen, einen andren längeren an P. Schlenther. Das Büchelchen Schlenthers[2]) ist merkwürdig gut, viel besser, als ich's ihm zugetraut hätte, trotzdem ich ihn für einen gescheiten und talentvollen Kerl hielt. Es ist überreich nicht bloß an glänzenden Bemerkungen, sondern, was höher steht, an scharfen und richtigen Beobachtungen. Wer sehr scharf sieht, findet meist auch einen ungewöhnlichen Ausdruck für das ungewöhnlich scharf Gesehene. Brahm in seiner Kritik ist ihm nicht zum zehnten Teil gerecht geworden. Trotzdem ist das Ganze, ich will nicht sagen ein Unsinn, aber ein Überfluß, ein Schlag ins Wasser, eine Ungerechtigkeit. Denn aller Mängel Hülsens unerachtet ist seine Verwaltung und sein Verwaltungs-Resultat um kein Haarbreit schlechter als das, was Wien oder München, oder Dresden oder Hamburg seit 20 Jahren geleistet haben. Hinter all dem lauert nur der Wunsch, auch irgendwo 'mal die Rolle von Heinrich Laube zu spielen[3]).

24 Stunden nach Eintreffen dieser Zeilen treff' ich wahrscheinlich selber ein. Dir und den Kindern bis dahin herzlichste

[1]) Anspielung auf ein persönliches Erlebnis, an das Fontane oft und gern erinnerte. Herr v. B. hatte sich bei einer Begegnung nach dem Befinden Fontanes erkundigt, den von diesem begonnenen Bericht jedoch alsbald mit den oben angeführten Worten unterbrochen.

[2]) „B. v. Hülsen und seine Leute."

[3]) Fontane hat sich mit dieser Vermutung als guter Prophet erwiesen. Dr. Paul Schlenther, der im Jahre 1889 zunächst an Fontanes Stelle das Theaterreferat für die „Vossische Zeitung" übernahm, ist im Jahre 1898 bekanntlich in das s. Z. von Laube verwaltete Amt des Direktors am Wiener Hofburgtheater berufen worden.

Grüße. Wie mein Befinden ist, weiß ich selber nicht. Das Blut hat sich gewiß gebessert, und der Bauchansatz, glaub' ich, ist weg; aber die Nerven sind schwerlich zu einer rechten Weide gekommen. Der Konsum war zu groß. Mit Hilfe von Schlaf, den ich hier nicht hatte, hoff' ich aber nachexerzieren zu können. Ergeh' es Dir gut. Wie immer Dein Th. F.

An Friedrich Stephany.

311) Berlin, d. 6. Dezember 1883.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Was haben Sie denn zu der Fehde Karl Frenzel und Anton v. Werner gesagt? Es ist freilich nur ein Sturm im Glase Wasser[1]), und die Tonkin- oder die Sudanfrage ist wichtiger. Aber so wichtig eine Kleinkramfrage sein kann, so wichtig ist sie. Die Frage wird auch nicht wieder einschlafen, denn sie birgt etwas von Revolutionskraft in sich und wird nicht eher ruhen, als bis die seit zwanzig Jahren immer maßloser gewordenen Prätensionen der Farbenklexerwelt auf ein richtiges und verständiges Maß zurückgeführt sein werden. Siehe den Wernerbrief als Belag. Ist das eine Sprache! Man mag über Frenzel denken, wie man will: unter allen Umständen

[1]) In einem Feuilleton in Nr. 551 der „Nationalzeitung" vom 23. November 1883 hatte sich Karl Frenzel gegen eine Broschüre „Berliner Kunstkritik mit Randglossen" von Quidam (Berlin, Freund & Jeckel) gewendet. In ihr hatte der Verfasser, Julius Stinde, die Widersprüche der Kritiker in den Urteilen über dieselben Kunstwerke zusammengestellt und aus ihnen die Unberechtigung der Zeitungskritik überhaupt hergeleitet. In Nr. 561 derselben Zeitung vom 6. Dezember d. J. ergriff Anton v. Werner in einem Brief die Partei des anonymen Verfassers, wozu K. Fr. einige scharfe Bemerkungen machte. Th. F.s Worte waren prophetisch. Denn diese Polemik war ein Vorspiel des heftigen Streites, der nicht ganz zwei Jahre später zwischen Werner und Frenzel im Gefolge des Meineidsprozesses gegen Graef ausbrach, als Frenzel den Künstlern eine gewisse Freiheit in moralischen Dingen zubilligen wollte, die sich Werner an der Spitze zahlreicher anderer Berliner Maler und Bildhauer entschieden verbat.

ist er ein sehr kluger, sehr gescheiter, sehr unterrichteter kleiner Mann, der sich die ganze Werner-Weisheit längst an den Schuhsohlen abgelaufen hat. Und diesen Mann nimmt sich der von der Tarantel gestochene Pittore vor und hält ihm einen Vortrag über Kunstästhetik. Macht ihm sozusagen seinen Standpunkt klar. Doll. Die Kunstkritiker haben viel auf dem Gewissen, aber verglichen mit dem Gequatsch, das die Maler selbst loslassen, sind es Halbgötter. Solch Affront, der in der Person Frenzels der ganzen Presse geschieht, ist auch nur in Deutschland möglich. In Paris würde einem Maler, der sich so zu schreiben unterfinge, gut heimgeleuchtet werden.

Ihr Th. Fontane

Briefe aus den Jahren 1884 und 1885.

In den ersten Monaten des Jahres 1884 vollendete Fontane seine Arbeit über „Christian Friedrich Scherenberg" usw., die demnächst in der „Vossischen Zeitung" und ein Jahr darauf in einer Buchausgabe erschien. In seiner Sommerfrische zu Thale entwarf er den Plan zu der Novelle „Cécile", mit deren weiterer Ausarbeitung er sich in Krummhübel beschäftigte. Im Oktober und November 1884 wurde die für die „Gartenlaube" bestimmte Kriminalnovelle „Unterm Birnbaum" geschrieben, die in den ersten Monaten des Jahres 1885 zur Vollendung gelangte. Im Sommer dieses Jahres, den Fontane wieder in Krummhübel zubrachte, setzte er die Arbeit an „Cécile" fort und entwarf den Plan zu einer zweiten, für die Gartenlaube bestimmten, zum Teil im schlesischen Gebirge spielenden Erzählung „Quitt".

An Otto Brahm.

312) Berlin, d. 2. Januar 1884.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Lassen Sie mich Ihnen aussprechen, wie sehr wir uns über Ihren Sieg[1]) gefreut haben. Viertausend Mark sind kein Pap-

[1]) Otto Brahm erhielt für seine Biographie Heinrich v. Kleists in einer Konkurrenz den ersten Preis des Allgemeinen Vereins für

penstiel, und wenn schon das Geld was bedeutet, so die Ehre noch mehr. Es zählt dies zu den im Leben nicht allzu oft vorkommenden Ereignissen, gegen deren Wucht sich auch der Übelwollendste nicht verschließen kann. Als Kollege habe ich — und mit mir gewiß viele — noch die Spezialfreude gehabt, daß ein Schriftsteller den ersten und ein Professor erst den zweiten Preis errungen hat. Es ist recht gut, daß wir Professoren und Geheimräte haben, aber ihre Alleinherrschaft dann und wann gebrochen zu sehn, ist doch eine Wonne, weil ein gelegentlicher Triumph von Gerechtigkeit und bon sens.

Wie immer Ihr Th. Fontane

An Martha Fontane.

313) Berlin, d. 16. März 1884.

Meine liebe Mete.

Heute früh erhielten wir Deinen zweiten Brief aus Nizza[1]) — ich bin entschieden gegen „Nice" —, und da ich nicht wissen kann, was die nächsten Tage an Störungen vielleicht bringen, so benutze ich die Sonntagsstille (für Mama viel zu still, woraus sie mir immer einen Vorwurf macht), um Dir zu schreiben und vor allem auch zu gratulieren. Mögest Du so froh, so heiter, so zweifelsohne wie möglich in den herrlichen blauen Himmel hinauf und auf das herrliche blaue Meer hinabschauen.

Was sollen wir von hier aus melden? Über das große Zauberfest bei M.s wirst Du schon gehört haben. Eigentlich war es nicht viel, und doch war es auch wieder alles, was es sein konnte: freundliche, liebenswürdige Wirte, gebildete, reiche, wohlanständige Gäste, feine Speisen und noch feinere Weine,

deutsche Literatur. Die Preisrichter waren die Universitätsprofessoren Rudolf Gneist, Wilhelm Scherer und Julius Weizsäcker. Den zweiten Preis erhielt Gottlob Egelhaaf für die Schrift „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation".

[1]) Fontanes Tochter befand sich damals als Begleiterin einer amerikanischen Dame, Mrs. Dooly, auf einer Reise in Italien.

Glanz der Einrichtung, Toaste, Musik und lebende Bilder. Und doch muß ich wiederholen: es fehlte was, ja es fehlte viel, alles. Wenn ich sagen würde, es habe bourgeoishaft oder gar geldprotzig gewirkt, so wäre das falsch; es war alles mehr bürgerlich-kleinstädtisch, vor allem aber unbedeutend, zweiten oder richtiger dritten Ranges. Welch Unterschied, wenn ich damit einen Abend beim Prinzen oder einen Nachmittag auf der Treppenveranda bei Heydens oder ein Dejeuner bei Lindau mit Auerbach, Bayard Taylor, Lasker oder auch nur einen Plauderabend bei Frau v. Wangenheim mit Windel oder einen dito Plauderabend bei Frau v. Noville mit Baron Buddenbrock vergleiche. Worin liegt der Unterschied? Ich glaube darin, daß in guten Häusern das Unfreie, das Zurechtgemachte, das Hinaufgeschraubte, die Trivialität und das Blech wegfällt. Es wird auch allerhand dummes Zeug gesprochen, Unausreichendes, Unfertiges, Unhaltbares, aber die Ziererei fehlt, die Prätention; alles gibt sich natürlicher. Gerade da, wo man Zwang fürchtet, herrscht Zwanglosigkeit, und umgekehrt.

Die Judenfrage brennt wieder infolge des Synagogenbrand-Prozesses in Konitz und Neu-Stettin, und im Reichstage haben Stöcker und Haenel kolossale Grobheiten ausgetauscht. Auch Bismarck hat zweimal fünf Spalten lang gesprochen, das erstemal über die Lasker-Sargent-Frage (Repräsentantenhaus-Adresse), das andre Mal über Staatssozialismus und den Parlamentarismus, wie er ist und wie er sein soll. Beide Reden wieder der reine Zucker. Wenn er niest oder Prosit sagt, finde ich es interessanter, als die Redeweisheit von sechs Fortschrittlern. Der Einzige, der mich neben ihm interessiert, ist Eugen Richter. Ich finde das Auftreten dieses letzteren unverschämt in der Form und begreife den Haß, den Bismarck gegen ihn hat; aber zugleich hat er doch eine Verwandtschaft mit ihm und kommt ihm in Wissen, Witz, Natürlichkeit und Schlagfertigkeit am nächsten.

Mit meinem Scherenberg-Aufsatz bin ich nun Gott sei Dank bald zu Ende; zwölf Kapitel sind schon abgeschrieben. Mama unterhält wie gewöhnlich die Vorstellung, daß es nie fertig wird. Es sei ihr aber verziehn, da sie mir seit einigen Tagen wieder mit Todesverachtung vorliest, so heute beispielsweise die H. Heineschen Memoiren, so weit sie bis jetzt in der „Gartenlaube" abgedruckt sind. Es hat mich sehr amüsiert. Alles kolossal geistreich, fein, witzig; kuckte nicht die Verlogenheit und Eitelkeit überall hervor, so wär' es Nummer eins.

Meine Scherenberg-Schreiberei bringt mich mit vielen neuen Leuten in Berührung. Auch mit Exzellenz Friedberg[1]) hab' ich vorgestern im Tiergarten eine lange Scherenberg-Aussprache gehabt. Er war sehr gnädig, wie gewöhnlich. Ich möchte nicht an seiner Stelle sein; wer sich in hohen Stellungen behaupten und glücklich fühlen will, muß grob und rücksichtslos sein und Fäuste haben. Und die hat er nicht und ich nicht.

Und nun lebe mir wohl und habe einen frohen Tag.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

314) Berlin, d. 8. April 1884.

Meine liebe Mete.

Statt eines Osterstollen wenigstens einen Osterbrief. Wo wir Dich in der ewigen Stadt suchen sollen, wissen wir noch nicht, doch denk' ich vorläufig in dem Hotel sopra Minerva. Da hast Du die Kirche in der Nähe, in der, glaub' ich, links neben dem Altar der wunderbar schöne Christus von Michel Angelo hängt, mit einem Goldschuh, weil der Vorderfuß — wenn mir recht ist — abgebrochen war. Da hast Du Monte Citorio, wo sich das römische Volk zu versammeln liebte, trotz-

[1]) Dr. Heinrich Friedberg, der damalige Justizminister, eine Bekanntschaft Fontanes aus dem „Tunnel über der Spree".

dem der Monte nicht höher und größer ist als unser Schneckenberg. Da hast Du die Piazza Colonna, die Post, das Kaffee Cavour, alles so nah, daß man sich von einem zum andern einen Guten Morgen zurufen kann. Auch eine wundervolle Konditorei ist da, wo man kleine „Bouches" kriegt, Schokoladenbiskuits mit Cremefüllung, woneben die ganze Herrlichkeit von Kranzler-Josty nur eine Roheit oder doch höchstens ein Kulturanfang ist. Und schräg über von der Konditorei ist eine Wasserbude, wo statt schrecklichen Sodawassers mit noch schrecklicherem Himbeersaft bloß aqua, bloß Leitungswasser verkauft wird; aber welch Wasserleitungswasser, nicht aus dem algenreichen Tegler-See, sondern ein Wasser „vom Gebirge her". Doch wozu Dir von dem erzählen, was Du vor Augen hast und in jedem Augenblicke genießen kannst; ich mach' es wieder wie vor vierzehn Tagen bei Lindau, wo ich den neben mir sitzenden Prinzen von Meiningen an der Hand Onkel Wittes[1]) über Meininger Zustände unterhielt, bis ich mich entsann und mich entschuldigte.

Wenn ich die letzten Blätter meines Tagebuchs durchsehe, so bin ich, wie jedesmal, wieder erstaunt, wieviel sich in einem kleinen, stillen Leben doch immer noch zusammenläppert. Mit Paul Heyse hab' ich korrespondiert, nachdem ich sein Volksschauspiel „Die Franzosenbraut" und seine letzte Novelle „Die schwarze Jacobe" gelesen habe; Richard Voß' fünfaktiges Schauspiel „Der Mohr des Zaren" hab' ich gesehn und besprochen und auf meine Besprechung hin seinen Dankesbesuch empfangen. Gustav Richter und Emanuel Geibel sind gestorben, Landrat v. Quast hat sich verlobt, an Stelle einer Minna haben wir eine Bertha, bei Frau Professor Lazarus und Frau v. Wangenheim hab' ich zwei Stunden lang geplaudert und bei letz-

[1]) Dr. Friedrich Witte aus Rostock, der Freund Fontanes, vertrat damals als fortschrittlicher Abgeordneter im Reichstage den Wahlkreis Meiningen.

terer noch Fräulein Desteuque, Pater Robiano und einen Zornausbruch über die preußische Kirchenpolitik mit in den Kauf genommen. Von Frau Lazarus — die viel freundliche Worte für Dich hatte — muß ich Dir bei der Gelegenheit einen hübschen Zug erzählen. Wir sprachen über die verschiedenen Rütli-Sorten und Rütli-Bewirtungen. Ich sprach dem Hause Lazarus hierin unbedingt den ersten Rang zu, schon wegen der wundervollen Kranzlerschen Blätterteige, trotzdem diese für einen 64er eigentlich tödlich seien. Indessen, wozu gäb' es Pepsin? Und nun schilderte ich ihnen Pepsin und Onkel Wittes Fabrik und sogar die Schweinemägen. Letzteres war etwas gewagt. Vier Tage später war Rütli bei Lazarus; zunächst natürlich der übliche Berg von Blätterteig, auf meiner Tasse liegt aber auch eine Kapsel und in der Kapsel Pepsin. Wie gütig, wie schelmisch, wie fein! Der gesamte märkische Adel leistet das nicht. Doch ich will nicht ungerecht sein, Fräulein v. Rohr brächt' es vielleicht auch zuwege. Aber die ist eine Nummer für sich.

Und nun gleich noch eine andre kleine Geschichte, ohne weiteren Zusammenhang mit dem eben Erzählten als den, daß es auch eine kleine Geschichte ist. Mama und ich waren gemeinschaftlich im Theater, um den „Mohr des Zaren" zu sehn. Um zehn fragt Bertha den sein Abendbrot verzehrenden Friedel, „ob sie aufbeiben müsse oder zu Bett gehen könne?" „Gehen Sie ruhig zu Bett; die Eltern haben Hausschlüssel und Drücker." Und Bertha geht zu Bett. Friedel holt Mama aus dem Theater ab und erzählt sein Gespräch mit Bertha. „Ja, das ist schlimm, ich habe keinen Drücker, und Papa kann vor zwölf von der Zeitung nicht wieder da sein." „Nun, so wollen wir solange zum Weihen-Stephan gehn und ein Seidel trinken." Gut. Von $11\frac{1}{2}$ an stehen sie aber wieder vor der Gittertür und warten auf mich. Endlich erkennen sie mich. „Da kommt er angehupft." „Guten Abend." „Gott sei Dank, daß Du kommst; wir können nicht in unsre Wohnung, Bertha ist zu Bett, und

ich habe keinen Drücker." „Und ich auch nicht." Kolossale Verlegenheit, Mama merkwürdig gefaßt, weil sie noch unter dem Einfluß des Weihen-Stephan-Seidels stand. „Ja, was machen wir nun? Wir können ja bei der verschlossenen Hoftür auch nicht einmal die Hintertreppe hinauf und ‚bullern'." Friedel drang nun darauf, wir sollten mit in seine Wohnung kommen, wo ich mich in sein Bett und Mama sich aufs Sofa legen sollte, er aber wolle entweder auf einem Stuhl nächtigen oder zu Karl Zöllner ins Bett kriechen. Ich dankte ihm, erklärte jedoch mein „non possumus"; ich habe keine Vorliebe für andrer Leute Betten. So wurde denn beschlossen, daß Mama und ich bei Fredrich drüben ein Unterkommen suchen sollten. Um es kurz zu machen, im letzten Moment entdeckten wir bei „Geheimrats" noch Licht; also wieder ins Haus hinein, Trepp' auf und geklingelt. Der Geheimrat erschien, und das Wort Hamlets, als er seines Vaters Geist auf sich zukommen sieht: „Thou comest in such a questionable shape", paßte auch hier. Schönheit ist auch bei Tage nicht seine Sache. Die Gattin stand ihm zur Seite. Beide übrigens voller Güte und er sogar voller Humor, natürlich seine Sorte. Mit einem Hackebeil bewaffnet, das ich in der geheimrätlichen Küche von der Wand nahm, zogen wir nun, fünf Mann hoch, treppauf und bullerten zunächst. Aber Bertha schlief den Schlaf der Gerechten; und so blieb denn nichts als das Hackebeil. Es wurde zwischen die Bodentür geklemmt, um eine Klinse zu gewinnen, in die nun die Hände von Herrlich, von Friedel und mir hineinfuhren; eins, zwei, drei, und mit einem ungeheuren Ruck und Krach flog die Tür auf. Sonderbarerweise war nichts zerbrochen; die nur dünne Tür hatte elastisch nachgegeben und war einfach aus dem Schloß herausgesprungen. Und nun die Hühnerstiege hinauf, um Bertha zu wecken. Ein vollkommener Sieg war erfochten, und ein mitternächtiger Schlummerpunsch war der allseitige, wohlverdiente Lohn.

Mein Scherenberg-Aufsatz ist endlich beendigt. Mama schrieb Dir neulich: „Zu Weihnachten sollte er fertig sein.“ Eine von den bekannten Angaben. Zu Weihnachten sollten sechs Kapitel fertig sein; es sind aber jetzt 24. Das vervierfachte Honorar zu empfangen, wird Mama schließlich nicht unwillig sein. Auch dieser Aufsatz hat das Gute für mich gehabt, daß er mich — wie ich Dir schon schrieb — mit neuen Menschen in Berührung gebracht hat: mit Frau Lina Duncker, der geschiedenen Frau des Buchhändlers Franz Duncker, Dr. Ludwig Schwerin, Amtsgerichtsrat Possart und Professor v. Holtzendorff, die mir einen wesentlichen Teil des Stoffes geliefert haben. Solche Bekanntschaften sind immer sehr interessant, weil sie von vornherein auf etwas Nützlichem und Reellem etabliert werden und zu bloß Redensartlichem gar keine Zeit ist.

Ich lege ein paar Zeitungsausschnitte bei. Wie rührend die schlichten Worte von Cornelius Richter, wie furchtbar dagegen das, was der alte St. sagt. Lammfrommheit ist schön, Schaffrommheit ist schlimm. Die Worte Kögels über Geibel sind vorzüglich, und welch' glücklicher und neuer Gedanke, in der Kirche eines so herrlichen Mannes zu gedenken, wie Geibel war.

Und nun lebe wohl, meine geliebte Mete, und habe ein frohes, glückliches, schönes Osterfest. Die Requisiten sind wenigstens da. Empfiehl mich allerseits. Wie immer Dein alter

Papa

An Martha Fontane.

315) Berlin, d. 18. April 1884.

Meine liebe Mete.

Ich schreibe Dir, um einen stillen Abend auszunutzen. Der „stille Abend“ resultiert aus Tante Jennys Geburtstag, zu dessen Mitfeier Mama gegen sechs aufbrach. Ich war schon über Mittag da und habe seit meinen Bräutigamstagen nicht

soviel geküßt, wie in dieser Gratulationshalbenstunde. Denn es waren 18 zu Küssende da: das Geburtstagskind, der Ehegemahl, sieben Kinder, vier Schwiegerkinder und fünf Enkel. Keiner fehlte. Die ganze Sache machte einen vorzüglichen Eindruck, alles war heiter, glau, behäbig, ungeziert und von gutem Aussehn (die sogenannte „kleine Jenny" eine wahre beauté).

Heute früh kam nun Dein Brief mit der großen Nachricht: „Ich habe den Papst gesehn." Wenn Dich dies und andres schon im Moment beglückt hat, so kommt die Hauptfreude doch erst nach, wenn Dir die Romtage, sei's diesseits, sei's jenseits des großen Wassers, weit zurückliegen werden. Kaum minder hat mich interessiert, was Du über Mr. Z. schreibst: ich halte diese Form gesellschaftlicher Tournure für die höchste; Freiheit und Natürlichkeit bei Zartheit und Rücksichtnahme. Die gewöhnliche gesellschaftliche Feinheit besteht aus äußerlicher Geschraubtheit und innerlicher Rücksichtslosigkeit. Wenn ich mir für Rom Ratschläge erlauben darf, so fahrt oder geht möglichst viel umher und seht möglichst wenig Bilder. Campagna, Frascati, Tivoli, Albano, Genzano, nemi, Palatin, Esquilin, Villa Doria-Pamfili (Trastevere), sechs, acht Kirchen, die vatikanische Galerie, die Galerie im Palazzo Borghese, die Farnesina: das sind — außer dem, was am Wege liegt — die Dinge, die man gesehen haben muß; das andre kann man sich schenken. Fünf Tage lang in Rom und Umgegend unausgesetzt umherfahren, ist lehr- und genußreicher als das programmäßige sightseeing. In Neapel, das ihr bald sehen werdet, trifft dies noch mehr zu; freilich ist dort auch die Verführung nicht so groß, um aufgespeicherter Kunst willen die Natur zu opfern. Die Natur ist da alles.

Unsre kleinen Osterdiners bei Heydens und Wangenheims verliefen sehr angenehm, nur George, der bei H.s mit eingeladen war, war mit der Verpflegung wenig zufrieden. Wir sehen dann immer, wie riesig verwöhnt die jetzige junge Welt

ist, sogar in Wahlstatt, in der „dreckigen Ente". George erzählte von einem befreundeten Oberstabsarzt, der vor kurzem bei Hiller ein Diner gegeben habe. 15 Personen. Die Rechnung betrug 700 Mk., also die Verpflegung jedes Gastes beinahe 50 Mk. Theo bezahlt eine Mark bei Oswald Nier inklusive zwei Glas Rotwein. Zu meiner Zeit hungerten die Oberstabsärzte.

Ich sehe in diesen Übertreibungen einen Einfluß des mit dem wachsenden Wohlstande überhand nehmenden Bourgeoistums, gegen das ich jetzt eine mindestens so tiefe Abneigung empfinde, wie in früheren Jahrzehnten gegen Professorenweisheit, Professorendünkel und Professoren-Liberalismus. Wirklicher Reichtum imponiert mir oder erfreut mich wenigstens, seine Erscheinungsformen sind mir im höchsten Maße sympathisch, und ich lebe gern inmitten von Menschen, die 5000 Grubenarbeiter beschäftigen, Fabrikstädte gründen und Expeditionen aussenden zur Kolonisierung von Afrika. Große Schiffsreeder, die Flotten bemannen, Tunnel- und Kanalbauer, die Weltteile verbinden, Zeitungsfürsten und Eisenbahnkönige sind meiner Huldigungen sicher. Ich will nichts von ihnen, aber sie schaffen und wirken zu sehn, tut mir wohl; alles Große hat von Jugend auf einen Zauber für mich gehabt, ich unterwerfe mich neidlos. Aber der „Bourgeois" ist nur die Karikatur davon; er ärgert mich in seiner Kleinstietzigkeit und seinem unausgesetzten Verlangen, auf nichts hin bewundert zu werden. Vater Bourgeois hat sich für 1000 Taler malen lassen und verlangt, daß ich das Geschmiere für einen Velasquez halte. Mutter Bourgeoise hat sich eine Spitzenmantille gekauft und behandelt diesen Kauf als ein Ereignis. Alles, was angeschafft oder wohl gar „vorgesetzt" wird, wird mit einem Blicke begleitet, der etwa ausdrückt: „Beglückter du, der du von diesem Kuchen essen, von diesem Weine trinken durftest"; alles ist kindische Überschätzung einer Wirtschafts- und Lebens-

form, die schließlich gerade so gut Sechserwirtschaft ist wie meine eigene. Ja, sie ist es mehr, ist es recht eigentlich. Ein Stück Brot ist nie Sechserwirtschaft, ein Stück Brot ist ein Höchstes, ist Leben und Poesie. Ein Gänsebratendiner aber mit Zeltinger und Baiser-Torte, wenn die Wirtin dabei strahlt und sich einbildet, mich der Alltäglichkeit meines Daseins auf zwei Stunden entrissen zu haben, ist sechserhaft in sich und doppelt durch die Gesinnung, die es begleitet. Der Bourgeois versteht nicht zu geben, weil er von der Nichtigkeit seiner Gabe keine Vorstellung hat. Er „rettet" immer, und man verschreibt sich ihm auf eine Schrippe hin für Zeit und Ewigkeit.

Gestern begegnete ich der D.; sie wirkte in einem mächtigen Samt- und Pelzmantel (es ist hier sehr kalt), ganz wie eine französische Schauspielerin, die die Fürstin Daschkoff oder Narischkin in einem Scribeschen Stück zu spielen hat. Sehr stattlich und sehr komisch.

Empfiehl mich den Damen und Mr. Z. und habe nach wie vor schöne, glückliche Tage. Wie immer Dein alter

Papa

An Emilie Fontane.

316) Hankels Ablage, d. 12. oder 13. Mai 1884.

Liebe Frau.

Ein Butterfaß und mein Koffer waren die einzigen Gepäckstücke, die in Berlin aufgeladen wurden.

Die Tinte ist furchtbar, und ich kann eigentlich nicht weiter schreiben; lauter kleine Klümpchen. Wovon man doch alles abhängig ist? Die ganze Schreiblust ist hin.

Mein Zimmer ist reizend, und der Blick über den Vorgarten fort auf den starkbewegten Strom und die Heide dahinter erquickt mich. Die Luft ist ozonreicher als nötig und macht mich fiebrig; es weht eine starke Ostbrise, dennoch fühle ich, daß meine Nerven sich dabei erholen. Nur die Tinte! Geht das so fort,

so können all the perfumes of Arabia mich nicht wieder gesund machen. Auch vor der Nacht hab' ich ein ahnungsvolles Grauen — es sieht alles sehr mäusrig aus. Mein Wirt, Herr Käppel, hat zwei Kinder — es geht nicht weiter. Er hat also zwei Kinder, einen vierjährigen Jungen und eine anderthalbjährige Tochter, beide stellen der Luft und Verpflegung ein glänzendes Zeugnis aus. Frau Käppel habe ich noch nicht gesehn — sie „erwartet". Nach 18 Monaten ihr gutes Recht. Der Verkehr — ich meine den geschäftlichen — ist gering, was mir eigentlich lieb ist. Wozu immer Berliner!

Über die Geschichte von Hankels Ablage bin ich bereits informiert, damit aber hat es sein Ende. Die Menschen gefallen mir, aber die Tiere! Hoffen wir indes; draußen schlägt eben die Nachtigall und widerlegt meinen Pessimismus. Ich bin angegriffen, müde, aber das schadet nichts, wenn ich nur jeden Tag zwei frische Stunden habe.

Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

317) Hankels Ablage, d. 13. Mai 1884.

Meine liebe Frau.

Wenn es so bleibt, so hab' ich es sehr gut getroffen. Zimmer, Blick, Luft vorzüglich, Verpflegung ganz nach meinem Geschmack, und Herr und Frau Käppel sehr freundliche Leute: selbst sie, trotzdem sie Berlinerin ist. Er Thüringer; was aber nicht immer ein Verbrechen ist. Ein Wetterumschlag bereitet sich vor, aber mein Winterüberzieher wird der veränderten Situation gewachsen sein. Gestern abend habe ich ein Stück Rehziemer mit sieben Kartoffeln und heute mittag ein Beefsteak mit Zwiebeln gegessen. Getränk: „Weiße". Das Rehziemer war mir aber doch zuviel, und ich werde zum Tee zurückkehren.

Heute vormittag, bei gelegentlich niederfallendem Regen, habe ich meine „Rate" geschrieben, und mit Rücksicht darauf,

daß es eine sehr schwierige Situation war, kann ich leidlich zufrieden sein. Ich möchte nicht eher hier fort, als bis ich mit dem Entwurf des Ganzen fertig bin, und so werd' ich wohl am Sonnabend nur zum Theater in die Stadt kommen und am Sonntag drei Uhr wieder nach hier hinausfahren. Sonderbar, wie solch kleiner Dienst einen doch bindet. Erst wollte ich Dich bitten, mir bei Stephany[1]) Urlaub zu erwirken; aber es ist doch besser so. Mein Ansehn, das ich an maßgebendster Stelle habe, ist nicht groß genug, um mir solche Sprünge zu erlauben. Ja, wenn ich Frenzel wäre oder „studiert" hätte. So bleibt man ein kleiner Töffel und ist unterm Schlitten.

Manschette und „goldner Knopf" sind mir für Theo eingehändigt worden. Ich glaube, den „goldnen Knopf" kriegen nur Ober-Mandarinen, und so läßt sich denn sagen: „es spuke vor". Denn Mandarin wird er; er hat ganz das Zeug dazu. Schade, daß ich es lächelnd nicht mehr erlebe.

Herr Käppel unterhält mich dann und wann auf zehn Minuten, bei welcher Gelegenheit ich auch schon in Intimitäten eingeweiht worden bin. Als ich ihm heute sagte, „seine Frau (eine frische, hübsche Blondine) scheine sehr gesund zu sein", lächelte er und sagte: „Nein, sie ist kränklich, matt und bleichsüchtig, und nur wenn sie ‚wie jetzt' ist, ist sie gesund." Worauf ich ihm antwortete: „Na, da haben Sie wenigstens das Spiel in der Hand." Er lächelte wehmütig und strich mit seinem Teerpinsel (das Gespräch fand an einem Boot statt) weiter.

Bitte, reibe mir doch etwas Rhabarber, tu's in eine Kapsel und leg' es Deinem Briefe bei.

Tausend Grüße Dir, den Kindern, den Freunden. Dein

Th. F.

---

[1]) Dr. Friedrich Stephany, Chefredakteur der „Vossischen Zeitung".

318) Hankels Ablage, d. 14. Mai 1884.

Meine liebe Frau.

Habe besten Dank für Deine freundlichen Zeilen. Hoffentlich geht es mit Deiner Gesundheit wieder besser. Husten bei diesem Wetter ist etwas sehr Fatales: ich verordne: Emser Krähnchen, Tee, Rhabarber, dann und wann Wein mit Wasser, kein Fett. Bier und Kaffee verpönt.

Natürlich ist mir dies Wetter nicht sehr angenehm und erschwert mir das Arbeiten; dennoch bin ich herzlich froh, hier zu sein. Trotz starken Abattuseins hab' ich auch heute wieder meine Kapitel geschrieben — nach dem alten Goethe-Satze: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandiert die Poesie." Daß es gleich gut wird, ist schließlich auch nicht nötig und eigentlich von dem, der täglich sein Pensum arbeitet, auch nicht zu verlangen. Es wird, wie's wird. In der Regel steht Dummes, Geschmackvolles, Ungeschicktes neben ganz Gutem, und ist letzteres nur überhaupt da, so kann ich schon zufrieden sein. Ich habe dann nur noch die Aufgabe, es herauszupulen. Dies ist zwar mitunter nicht bloß mühsam, sondern auch schwer; es gibt einem aber doch eine Beruhigung, zu wissen, „ja, da ist es, suche nur und finde." Meine ganze Produktion ist Psychographie und Kritik, Dunkelschöpfung im Lichte zurechtgerückt. Ein Zufall hat es so gefügt, daß ich diese ganze Novelle mit halber und viertel Kraft geschrieben habe. Dennoch wird ihr dies schließlich niemand ansehn.

Ich freue mich, Euch Freitag erwarten zu dürfen, bitte aber noch um bestimmte Benachrichtigung am Freitag früh, wann ihr eintreffen wollt. Ich halte — was ich nicht mißzuverstehn bitte — die Nachmittagsfahrt 3^{10} Uhr für besser. In acht Stunden langweilt Ihr Euch hier tot, aber vier Stunden ist gutes Maß.

Herzlichste Grüße. Wie immer Dein Th. F.

319) Thale, d. 9. Juni 1884.

Meine liebe Frau.

Ich schreibe mit ganz klammen Fingern, so frisch ist es hier. Mir aber angenehm.

Seit Potsdam, wo Hofprediger Strauß mit Frau und Tochter einstieg, bin ich bis diesen Augenblick, $7^1/_2$ Uhr, in einer unausgesetzten Konversation geblieben; erst legte der Strauß seine Eier, dann bei Tische General W. und Oberamtmann W., dann ein Ostpreuße aus Insterburg (also aus Pankritius Vaterstadt), dann die Familie Sieben, dann ich. Ich genieße diese Plaudereien; sehr wählerisch bin ich nicht, aus allem saug' ich meinen Honig, und jedenfalls werde ich stundenlang der ewigen Produktion entrissen, was das Beste und Wohltuendste ist. — Es gibt auch Weißbier hier, sogar gutes. Darauf freu' ich mich besonders.

In Potsdam hatte ich mir eine „Deutsche Monats-Zeitung" gekauft, die von denselben Leuten wie das „Berliner Tageblatt" geschrieben wird. Diese eine Nummer enthält elf selbständige lange Artikel und ein Festgedicht von Schmidt-Cabanis. Selbst dies Festgedicht ist relativ gut und eine Goethe-Leistung, wenn ich an das denke, was die „Kreuzzeitung" in solchen Fällen bringt. Alle elf Artikel sind von klugen, geist- und talentvollen Leuten geschrieben; eine gewisse Sorte Witz, die mir nicht sehr angenehm ist, herrscht vor, aber auch das mir am wenigsten Angenehme liest sich gut, unterhält und belehrt mich. Ich schreibe dies alles im Hinblick auf die „Kreuzzeitung" und die konservative Partei. Schließlich gehör' ich doch diesen Leuten zu, und trotz ihrer enormen Fehler bleiben märkische Junker und Landpastoren meine Ideale, meine stille Liebe. Aber wie wenig geschieht, um diese wundervollen Elemente geistig standesgemäß zu vertreten. Es ist mir das immer ein wirklicher Schmerz. Das konservative Fühlen unsrer alten

Provinzen wäre von unwiderstehlicher Kraft, wenn die Leute da wären, diesem Gefühl zu einem richtigen Ausdruck zu verhelfen. Büchsel war mal ein solcher Mann, wiewohl auch er einen starken Beisatz von uckermärkischer Enge, Kleinheit und Borniertheit hat. Es ist durchaus nötig, man muß die ganze Welt kennen und im Besitz dieser allgemeinen Weltkenntnis zu der Erkenntnis kommen: „In dem und dem Stück ist es bei uns am besten." Das ist dann fester Patriotismus. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

320) Thale, d. 14. Juni 1884.

Liebe Frau.

Habe Dank für Brief und Geldsendung. Was die gewünschten 100 Mark angeht, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, Dir die ganzen 250 zu Füßen zu legen. Mache damit, was Du willst; nur kaufe nichts für mich, sonst hört ja der Witz auf und nur Rubrik und Name haben gewechselt.

An H.s schreibe ich morgen. Die Nüchternheit ihres Briefes ist wieder kolossal. Vergleiche damit die Krönerschen[1]) Briefe, die ich diesen Zeilen beischließe. So furchtbar oft quält mich der Gedanke: Forderst du nicht zuviel? Zuviel an Kunstleistung, an Gesinnung, an Freundschaft, an Form und Artigkeit, an Geld? Wenn man dann aber erlebt, daß einem das alles sehr wohl erfüllt werden kann, ohne daß ein Mirakel geschieht, so sieht man sehr deutlich, daß unsereins (denn ich glaube, wir sind beide darin gleich geartet) nicht zuviel fordert, und daß nur Kümmerlichkeit und Ruppigkeit, auch Hochmut und Charaktergemeinheit einem das versagen, was einem zukommt.

[1]) Verlagsbuchhändler Adolf Kröner in Stuttgart, der heutige Inhaber des J. G. Cottaschen Verlages, hatte damals die „Gartenlaube" angekauft und für diese von Fontane eine Novelle erbeten. Auch der spätere Briefwechsel mit ihm war für F. eine Quelle großer Genugtuung.

Wenn bloß Dummheit dahinter steckte, ging' es noch, aber leider liegt es anders. Der Neid spielt eine kolossale Rolle. Die Menschen wollen den Mitmenschen — besonders wenn er nie „Portenser" war — möglichst klein sehn, um ihn dann mit 5 Mark und einer zur Unterzeichnung herumgehenden Liste „retten" zu können. Es klingt das hart, aber es ist so.

Metes Brief ist wieder brillant. Was sie über „Petöfy" schreibt, ist richtig; höher potenzierte Menschen von Geist und Wissen sprechen beständig so, wie der alte Graf, Franziska, Phemi und Pater Feßler sprechen. Die Trivialität unsrer Schmierer (die Weiber an der Spitze) hat es zum Axiom erhoben, daß in Novellen und Romanen nur Blech vorkommen darf. Das ist aber nicht bloß trostlos langweilig, sondern auch einfach unwahr. Denke Dir doch: wir sind mit Mete im Bade, Frau Kahle-Keßler ist auch da, und Windel und Frau v. Wangenheim kommen zu einer Kaffee- oder Teeplauderstunde hinzu. Da wird noch viel kühner, intrikater und geistreicher gesprochen.

Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

321) Thale, d. 17. Juni 1884.

Liebe Frau.

Das Leben ist hier nach wie vor sehr angenehm; eigentlich fehlt einem nichts, und wenn doch vielleicht etwas fehlte, diese oder jene Kleinigkeit, so fehlt dafür auch die Großigkeit: Ärger. Und wer viel gereist ist, weiß, was das sagen will. In den meisten Fällen heißt reisen, sich ärgern, und wär' nicht der Wechseltrieb im Menschen so stark, der Hang, mal was andres zu sehn und zu erleben, so reiste kein Mensch.

Im Hotel „Zehnpfund" war von Sonnabend auf Sonntag wieder großer Kommers „alter Herren". Einer hatte 123 Semester, war also etwa 82 Jahr alt. In der Nacht beschäftigten

sich einige damit (meistens Herren zwischen 40 und 50), im Hotel herumzugehn und die vor die Türen gestellten Stiefel zu verwechseln. Infolge davon am andern Morgen „Versammlung in Pantoffeln mit Stiefel unterm Arm", um nun die richtige Verteilung stattfinden zu lassen. Die Menschen bleiben Kinder, und schließlich: wohl ihnen, wenn sie's bleiben!

Die Krönerschen Briefe brauche ich nicht mehr; bitte, bewahre sie aber gut auf. Vielleicht empföhle es sich, für solche Skripturen eine eigne Mappe anzuschaffen. Andrerseits, es verlohnt sich kaum noch. Aus der Art und dem Resultate der Unterhandlungen wirst Du ersehn, daß ich gar nicht so furchtbar anspruchslos bin. Ich bin Zeit meines Lebens anspruchslos gewesen, weil ich's sein mußte. Ich habe immer ein Auge für die Tatsächlichkeiten gehabt, und die Tatsächlichkeiten schrieben mir Bescheidenheit vor. Ebenso ist es mit meiner gesellschaftlichen Stellung. In meinem Herzen aber hat es mir nie an Selbstgefühl gefehlt. Was wäre auch wohl sonst aus mir geworden? Andre (merkwürdigerweise Dich ausgenommen) haben immer nur gezweifelt und gelächelt. Gott, und in der Regel was für Nummern?

Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

322) Altenbrak a. d. Bode, d. 19. Juni 1884.
„Zum Rodenstein".

Liebe Frau.

Heute von hier aus einen Gruß!

Nach dreistündigem Marsch traf ich hier in Altenbrak ein und will nun über Treseburg zurück, nachdem ich mit dem „Herrn Präzeptor", einer klassischen, 80jährigen Figur (Kopf genau wie Roquette, aber sechs Fuß groß und im tiefsten Baß sprechend), zwei Stunden lang geplaudert habe. Alles wundervoll. Phantastisch-humoristische Märchenwelt. Er,

seine am „Zittern" leidende, beständig weinende Frau und seine entzückende Tochter, Försterfrau, 30 Jahre alt, mit fünf strammen Jungens. Alles wundervoller Stoff für meine neue Novelle (nicht die Gartenlauben-Novelle), die sich mir heut' auf dem dreistündigen Marsch in allen Teilen klar ausgestaltet hat[1]). Es kann nun also damit losgehn — ich glaube 'was ganz Feines. Herzliche Grüße Dir und den Kindern von Deinem Th. F.

An Emilie Fontane.

323) Thale a. H., d. 20. Juni 1884.

Liebe Frau.

Der gestrige Tag war sehr schön, nur etwas anstrengend: $3^1/_2$ Stunde hin, $3^1/_4$ zurück. Erst nach neun war ich wieder hier und ließ mir ein Stück Wildbraten schmecken — den ganzen Tag über hatte ich wieder nichts gegessen. In der Luft leb' ich von der Luft. Eigentlich der geborene Lumpazivagabundus. Das beste war, daß ich mit meiner Arbeit plötzlich von der Stelle kam; bis dahin hatte ich nur die Tendenz und ein paar Einzelszenen, mit einem Male aber ging die ganze Geschichte klar vor mir auf, namentlich auch in ihren schwierigsten Partien, und heute früh hab' ich denn auch alles in 14 Kapiteln niedergeschrieben, d. h. ganz kurz, jedes Kapitel ein Blatt. Aber es lebt doch nun und strampelt.

Die Geschichte mit Hopfen ist mir wertvoll. Die Herren können daran ersehen, daß die Tage von 1 oder $1^1/_2$ Groschen pro Zeile vorüber sind. Gott sei Dank, daß ich diesen Wandel der Zeiten noch erlebt habe; der frühere Zustand war schmachvoll. Für das reine dichterische Talent, das dann Protektion an Fürstenhöfen fand, mag die alte Zeit förderlicher gewesen sein, aber für Menschentum und Durchschnittstalent ist der

[1]) Gemeint ist die Novelle „Cécile".

Fortschritt unsrer Tage riesig. Es ist und bleibt ein Glück (vielleicht das höchste), frei atmen zu können.

W.s Zustand hat meine Teilnahme. So schwinden die Ideale. Was er jetzt diesen Dingen gegenüber empfindet, habe ich lange empfunden; es ist ein ganz zweifelhaftes Geschäft, dies parlamentarische Politikmachen, verdirbt den Charakter und macht einseitig. Die Leute sehen alles nur noch in Fraktionsbeleuchtung. Und doch ist das Ganze ein Segen. So ein regierender Bredow oder Rochow, der einen nach Spandau schickte, wenn man ihm andeutete, „er sei ein Schafskopf", war auch kein Glück für Staat und Menschheit. Der absolute Staat mag noch soviel Vorzüge haben, er ist für ein freifühlendes Herz doch eine Unerträglichkeit; er hat die Annahme zur Voraussetzung, daß Wissen, Macht, Herrscherbefähigung in Schichten steckt, während es doch einfach in den Individuen lebt.

Lebe wohl. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

324) Thale a. H., d. 22. Juni 1884.

Heute, meine Teuerste — man muß mit den Liebesanreden wechseln — nur ein paar Worte. Besten Dank für alle Briefe. Der von Mete ist wieder sehr gut; dabei hocherfreulich, daß ihr Florenz so gefällt; ihre Sehnsucht nach der Heimat würde sonst noch größer sein. Mein Geschmack wäre nun Florenz nicht, ich ziehe Rom weit vor; wenn dort die Geschichte aufhört, fängt sie hier erst an.

Vor Sonnabend komm ich nicht, und wenn es Schusterjungen regnet; übrigens ist mir das Wetter, wenn auch nicht angenehm, so doch auch nicht allzu unangenehm — es ist draußen warm, und ich kann im Waldkater nach wie vor im Freien Kaffee trinken. — Heute abend werde ich Schmerlen essen, meiner neuen Novelle zuliebe, worin „beim Präzeptor" Schmerlen gegessen werden.

Gestern erhielt ich einen langen, netten Brief von Theo, heute einen langen, netten Brief von George. Letzterer hat sich bis zu drei Bogen aufgeschwungen und deshalb drüber geschrieben: „Erschrick nicht allzu sehr". Er behandelt das Liebes- und Heiratskapitel, schildert sich als old bachelor und spricht von seiner „Mediokrität", angesichts welcher es ihn nicht trösten könne, daß andre noch mediokrer seien. Ich werde ihm morgen früh antworten. Theo hat mich aus der Beantwortungspflicht entlassen, was ich dankbarst akzeptiere. Wegen des „Petöfy" werde ich mich mit ihm mündlich auseinandersetzen; auch George kommt am Schlusse seines Briefes auf den guten, alten Grafen zurück. Alles in allem scheint ihn die Geschichte kalt gelassen zu haben, was sein gutes Recht ist. Die Kinder entschuldigen sich immer gegen mich, wenn ihnen etwas von meinen Arbeiten nicht sonderlich gefällt; sie gehen darin weiter als nötig. Einen ehrlichen, verständig motivierten Tadel kann ich von jedem ertragen, am leichtesten aber von Personen, die mir nicht nur persönlich zugetan sind, sondern auch ein gutes Vertrauen zu meinem Talente haben. Es ist lächerlich, anzunehmen, daß alles, was man schaffe, wunderschön und unsagbar interessant sei. Man macht es, so gut man kann, und freut sich, wenn es Verständigen gefällt; gefällt es aber mal weniger, so muß man dies ruhig hinnehmen. Auch kann man sich mit der Verschiedenheit des Geschmackes trösten; unter meinen Balladen und Feldherren-Liedern ist jede einzelne Nummer mal als beste erklärt worden. Nur immer sein Bestes tun, darauf kommt es an.

In Berlin werde ich wohl wieder Glühhitze treffen, aber zehn bis vierzehn Tage hält man's ohne Beschwerde aus. Ein paarmal will ich ins „Deutsche Theater" gehn, um mich einigermaßen auf der Höhe zu halten; selbst der große Kainz, der den Romeo bis zur Unanständigkeit wahr spielen soll, ist mir noch ein süßes Geheimnis.

Eben kommt der Nachmittagsbriefträger. Kein Brief. So will ich denn den meinen schließen, eine Tasse Kaffee trinken (natürlich mit Kognak) und einen Erwärmungsdauerlauf unternehmen. In der Zeitung interessieren mich die Mitteilungen aus Bluntschlis Buch aufs lebhafteste. Was mit Bismarck Zusammenhang hat, ist immer interessant. Bluntschli war von Natur langweilig, aber kaum hat er mit Bismarck gesprochen, so ist er schon nicht mehr er selbst.

Laß heizen. Wie immer Dein Th. F.

An Martha Fontane.

325) Berlin, d. 8. Juli 1884.

Meine liebe Mete.

Deine Vorliebe für München teile ich ganz; es ist so frei und luftig, und man empfindet in jedem Augenblick, daß man eine gesunde Luft atmet, was man von den italienischen Städten nicht sagen kann. Und nun gar im Sommer. Reizend ist immer die Zeit der Wachtparade (so ungefähr zwischen zwölf und eins), wo vor der Feldherrnhalle musiziert wird. Man muß dann unter den Arkaden sitzen, Eis essen und zuhören.

Deine Begegnungen mit P. Heyse und Tochter haben uns sehr interessiert. Mama findet, daß er Dich hätte einladen können, hat aber Unrecht; er ist einer der aufgesuchtesten Schriftsteller — alles, was nach Italien geht, spricht bei ihm vor — und einer solchen Menge gegenüber Gastfreundschaft zu üben, erfordert eine gastgeberische „Passion". Die ist aber selten.

Wir haben hier unter der großen Hitze sehr gelitten, speziell ich; ich kann mich dabei nicht erholen und leide unter einer ungeheuren Schlaffheit, die mich selbst gegen das gleichgültig macht, was mich sonst wohl noch erquickt: Reisen, Spazierengehn, ein bißchen Kunst. Dazu kommt, das wir im Hause nun schon seit vielen Wochen ein ausgesuchtes Pech haben. Die berühmte Bertha — eine ganz auf die dumme Seite gefallene

Mädchengestalt — war absolut unbrauchbar und in den letzten fünf Tagen krank. Als die „Neue" antreten sollte, kam eine Karte, sie habe sich anderweit vermietet; infolge davon Mama drei Tage allein, morgens auf der Straße den Bolle-Wagen abgefangen und die Milch allerpersönlichst eingekauft usw. usw. Endlich erscheint eine „Ernestine" auf der Bildfläche, nettes Mädchen, Pommerin, die bei Frau Schultze-Delitzsch gedient hat; nach zwei Tagen aber fängt sie an zu humpeln und befindet sich seit heute in der Klinik. Die Mädchensuche beginnt also von neuem. Mache Dir danach ein Bild. Im ganzen benimmt sich Mama tapfer und verständig dabei, und ich würde ihr teilnahmevoll zur Seite stehn, wenn sie nicht die schreckliche Eigenschaft hätte, schließlich immer mit mir unzufrieden zu sein. Was ich nun, in seiner ganzen Unsinnigkeit, in meinen alten Tagen absolut nicht mehr aushalten kann. Sie hat keinen Humor, keine Widerstandskraft und kein Gefühl für Gerechtigkeit. Sie glaubt sich benachteiligt, aber was habe ich dann? Diese Frage findet sie nicht für gut, sich vorzulegen.

Bis zu dem Momente Deiner Rückkehr hat sich diese Hauspleite hoffentlich gebessert; wenigstens habe ich den lebhaften Wunsch, daß Du fröhliche Gesichter vorfinden mögest.

Wie immer Dein alter Papa

An Wilhelm Hertz.

326) Berlin, d. 13. Juli 1884.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Pardon, daß ich in drei Tagen nichts habe von mir hören lassen. Ich bin aber so grenzenlos matt und müde, daß ich vor allem ernsten Anfassen einer Sache erschrecke. Glücklicherweise pressiert es nicht, und so bitt' ich denn nochmals „um drei Tage Zeit". Eh' ich abreise (wahrscheinlich nach Rügen), schreibe ich die nötigen Zeilen.

Wie steht es zu Haus[1])? Es hat mich doch sehr beschäftigt und meine Frau auch! Gott, was ist Glück! Eine Griessuppe, eine Schlafstelle und keine körperlichen Schmerzen — das ist schon viel.

Mit aufrichtigen Wünschen für wenigstens Passables, wie immer Ihr Th. Fontane

An Emilie Fontane.

327) Krummhübel, d. 19. Juli 1884. (Augusta-Bad.)

Meine liebe Frau.

Die Koppe sieht mir gerad' ins offenstehende Fenster, und die Wiesen vor mir tragen mir balsamische Luft zu, aber hinter mir liegt ein Korridor mit einem „Hier" und trägt mir so unbalsamische Luft zu, daß ich Kopfweh habe und vor Ekel nichts essen kann. Das „Hier" ist u. a. die Lieblings-Rückzugsstätte zehn alter Jungfern, die an dem Korridor entlang wohnen und sich durch Ammoniakabsonderungen auszeichnen. Wäre ich jünger und frischer und machte mir überhaupt noch etwas Spaß, so würd' ich ein Feuilleton schreiben, „Das Örtchen", und den vollkommen richtigen, durchaus nicht übertriebenen Satz durchführen: „Jeder Ort in Deutschland scheitert am Örtchen". Dobbertin, Dahlem (beim alten Schierstädt), Liebenberg, Lützburg (Knyphausen), Wernigerode (Kagelmann), Potsdam (Windel), Norderney, Thale und viele andre noch — alle werden wertlos und unbesuchbar durch das Örtchen. Das klingt scherzhaft, ist aber eine ganz ernsthafte Kalamität. Mein erster Gang heute war in den Wald, in dem ich mir auch für die Zukunft einige verschwiegene Lauben ausgesucht habe. Wenn man will, „Sommerfrische bis ins Letzte".

Ich kam gestern gegen sechs hier an; die Fahrt von Schmiedeberg hierher war reizend, und ich fühlte ordentlich, wie mir wohler wurde. Kaum daß ich vor dem Exnerschen Gasthause

[1]) Ein Sohn von Wilhelm Hertz war schwerkrank.

hielt, so kam mein guter Schwerin angehumpelt, zeigte mir die Wohnung, die ich von Dienstag an beziehen werde, und führte mich dann in meine Interimswohnung, die sich inzwischen aus einem Dachstübchen in ein entzückend gelegenes Zimmer (der Aussicht nach das schönste im Hause) im sogenannten „Augusta-Bad" verwandelt hat. Dies Augusta-Bad ist auch eine Schöpfung des Evangelischen Vereins, wie Hagenthal bei Gernrode, das ich mit Hofprediger Strauß besuchte. Ich komme also aus dem „Christlich-Germanischen" gar nicht mehr heraus, und ein jüdischer Philosophie-Doktor hat mich introduziert. Den Abend verbrachte ich bei Dr. Schwerin und Frau; sie wohnen wie in einem Eden: Seitental, nur zwei Villen, Springbrunnen, Stille, und die Bergkegel kucken von oben her herein. Das Ehepaar war sehr liebenswürdig; ich war ihr Gast, trank Tee, den ihnen Li Fong Pao (mit dem sie befreundet sind) zum Geschenk gemacht hat, und ging um zehn nach Haus. Schlief gut. Um $7^1/_2$ war ich unten und bat bei dem christlichen Hausverwalter um mein Frühstück. Er führte mich in sein Privatzimmer und gab sich als meinen alten Gensdarm Brey zu erkennen, bei dem ich 1868 in Erdmannsdorf gewohnt hatte. Dann kam seine Frau, nur noch mit einem Zahn, und wir plauderten in einer Stunde Welten. Dann in den Wald mehrere Stunden.

Das ganze Gebirge liegt seit einer halben Stunde in Nebel, wir werden also Regen bekommen. Mir auch recht. Mein Befinden ist gleichmäßig schlecht. Auf der Fahrt gestern wurde mir besser, aber es hat nicht vorgehalten, und ich bin wieder so abgespannt, kraft- und freudlos wie vorher. An Arbeiten ist nicht zu denken; es interessiert mich nichts. Nur mit Mete beschäftige ich mich. Je mehr ich mir's überlege: ich kann ihr eigentlich nicht unrecht geben, und ich bitte Dich, es auch so ansehn zu wollen[1]). Hätte sie einen schlichteren Sinn, und ge-

[1]) Fontanes Tochter hatte damals in Erwägung gezogen, mit ihren amerikanischen Freunden nach Amerika überzusiedeln.

fiele sie sich darin, ihr Leben demgemäß zu gestalten, so wäre mir das, wenn es zugleich freien und frohen Gemüts geschähe, das Liebere. Sie hat diesen schlichten Sinn aber nicht; sie leidet unter unsrem Hauszuschnitt und Hauston und kann in der ewig zitierten Herrlichkeit unsres Umgangs unmöglich soviel finden, um all das balanciert zu sehn, was ihr contre cœur ist. Wir sprechen immer von „elterlichem Haus", aber sie hat nicht das davon, was sie befriedigt. Sie kriegt ein Kleid und einen Unterrock und dazwischen Ärger und Langeweile. Natürlich kann es ihr noch viel trister gehn, und vielleicht harrt ihrer dergleichen, aber ich finde es so begreiflich, daß ein junges Herz hofft und — wagt.

Euch allen tausend Grüße von Deinem Th. F.

An Emilie Fontane.

328) Krummhübel, d. 21. Juli 1884.

Liebe Frau.

Eben erhalte ich Deinen lieben Brief vom Sonntag, für den ich bestens danke. Was meine „Stimmung" angeht, so schießest Du vorbei wie gewöhnlich; Du hast ein riesiges Talent, die Dinge nicht so zu sehn, wie sie sind, sondern wie Du sie sehn willst. Du hast Dir aus dem Th. F. von Gottes Gnaden einen Th. F. von Emiliens Gnaden zurechtgemacht, und alles, was Du über mich denkst und sprichst, sind Sätze, die auf Deine Phantasiepuppe passen, aber nicht auf mich. Indessen es schadet nichts; ich bin vielfach nicht gut dabei gefahren, aber vielfach auch sehr gut, und so mag's sich balancieren. Nur der Sinn für exakte Beobachtung des Tatsächlichen fehlt Dir.

Hier höre ich mancherlei Freundliches über meinen Scherenberg-Aufsatz. In der „Täglichen Rundschau" hat Neumann-Strelas Aufsatz über mich gestanden; er soll ganz gut und sehr freundlich sein. Ein bißchen sonderbar ist es, daß mir Ste-

phany keine Zeile schreibt. Neugierig bin ich auch auf die Haltung der Scherenberge. Die Familie nicht zufrieden zu stellen, daran bin ich von meinen Wanderungen her gewöhnt und lege kein Gewicht mehr darauf.

Grüße die Kinder. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

329) Krummhübel, d. 26. Juli 1884.

Meine liebe Frau.

Mete hat mir ein paar interessante, wichtige und mich erfreuende Briefe geschrieben. Ich glaube, Du nimmst sie nicht immer richtig. Sie schreibt mir heute: „Ich bin nicht unzufrieden, im Gegenteil, aber ich würde mir gerne meiner geistigen und herzlichen Fähigkeiten lebhafter bewußt — ich habe das Gefühl eines Menschen, der Klavier spielen kann, aber kein Klavier hat." Das trifft, glaube ich, zu. Sie würde sich gern ein andres „sort" bereiten, sie würde Welt und Amerika Welt und Amerika sein lassen, aber wie die Verhältnisse nun mal liegen, sucht sie das Beste draus zu machen. Wenn der Weg, den sie dazu einschlägt, ihr Weg ist und nicht unsrer, so kann man ihr daraus keinen Vorwurf machen. Weißt Du, welcher Weg der richtige ist? Ich weiß es nicht. Und so hat man kein Recht, dem im Gefühle wurzelnden Entschluß eines andern Menschen, und wenn es das eigne Kind ist, entgegenzutreten. Ich bitte Dich, ihr ihre Freiheit zu gönnen und daran zu denken, daß es ihre Sache ist, und daß sie die Konsequenzen trägt. Wenn wir, was möglich, in Mitleidenschaft gezogen werden, so verschwindet das doch neben dem, was, wenn es fehlschlägt, ihr zufällt. Ich bitte Dich, nach Möglichkeit Dein Benehmen zu ihr danach einzurichten.

Mein Befinden ist leidlich. Wie immer Dein Th. F.

An Richard Béringuier.

330) Krummhübel, d. 3. August 1884.

Sehr geehrter Herr Doktor.

Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen und den angefügten Stammbaum, der mich aufs höchste interessiert hat. Eine dunkle Sage ging von „Schneiderfamilie aus Montpellier", so daß „Zinngießer aus Nîmes" ein Fortschritt, eine Art Nobilitierung ist.

Mein Papa wußte von diesen Dingen nichts. Er hatte, als Kind seiner Zeit, keinen Sinn für Zurückliegendes. Meine Mutter aber, wenn das Gespräch auf die „Familie" kam, mokierte sich über die Schneiderabstammung — sie selber stammte von Seidenhändlern, war also Aristokratin — und nannte mir die drei Frauen meines Großvaters so, wie ich es angegeben habe:

1. verwitwete Tod oder Todt,
2. Fr. Reimann,
3. Fr. Werner.

Mein Papa stammt von der ersten Frau, also von der verwitweten Tod (nach Angabe meiner Mutter). Ich bezweifle aber keinen Augenblick, daß die Ihnen vorliegenden Papiere zehnmal zuverlässiger sind als dieser vage Familienschnack. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß seitens meiner Mutter eine Namensverwechslung vorliegt: „Tod und Deubel". Deubel war richtig, aber sie nahm Tod. — Den Todestag meines Großvaters kann ich in Berlin feststellen.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Georg Friedlaender.

331) Berlin, d. 3. Dezember 1884.

Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Alle vier Bücher haben mir viel Freude gemacht, trotzdem keines eigentlich interessant ist. An die Spitze stelle ich die

beiden kleinen Bücher von Bernays[1]). Sie zeigen die Macht des Stils, und daß das, was gesagt wird, eigentlich gleichgültig ist, wenn es nur gut und klar gesagt wird. In dem Buche von der Assing sind die Hinzufügungen aus den Varnhagenschen Tagebüchern das Interessanteste. Doves Essays über die Forsters und Humboldts sind lehrreich, lassen mich aber insoweit unbefriedigt, als sie nach dem in Deutschland üblichen Biographierezept gearbeitet sind und sich das mir unerträgliche „beautifying for ever" zur Aufgabe stellen. Wenn man sich entschließen könnte, die Geschichte der Humboldts echt und wahr zu erzählen und beispielsweise bei den sexuellen Unkorrektheiten, ich glaube beider (des einen gewiß), zu verweilen, so würde ihr Lebensbild zehnmal interessanter werden, und zwar nicht vom gemeinen Klatschbasen-, sondern vom physiologisch-psychologischen Standpunkt aus. So wie es da ist, ist alles öde Redensart, und selbst das Beste, das Zutreffende schwebt in der Luft, statt auf zwei menschlichen Beinen zu stehn. Außerdem, welche Überschätzung! Was Wilhelm v. Humboldt über Schiller gequackelt hat, ist sehr fragwürdig.

Mit der Bitte, mich Frau Gemahlin angelegentlichst empfehlen zu wollen, Ihr ganz ergebenster Th. Fontane

An Georg Friedlaender.

332) Berlin, d. 21. Dezember 1884.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Empfangen Sie unsern herzlichsten Dank für Ihren liebenswürdigen Brief, der uns in seinem Inhalt und seinen Beilagen

[1]) Michael Bernays, Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes (Berlin 1866), und J. W. v. Goethe und J. C. Gottsched. Zwei Biographien. Leipzig 1880. — Ludmilla Assing, Briefe von Alexander v. Humboldt an Varnhagen v. Ense aus den Jahren 1827—1858 (Leipzig 1860). — Alfred Dove, Die Forsters und die Humboldts. Leipzig 1881.

eine rechte Weihnachtsfreude war. Das Bild des verehrten Ehepaares ist vorzüglich und das der beiden Kinder einfach entzückend. Hirschberg in seiner photographischen Kunst rivalisiert siegreich mit Berlin, zum mindesten ist es ebenbürtig. Ich hebe dies absichtlich hervor und füge aus voller Überzeugung die Worte hinzu: „Wohl jedem, der in glücklicher unmittelbarer Umgebung in Schmiedeberg sitzt und statt auf den Berliner Kreuzberg auf das Riesengebirge blickt." Bismarck, der so oft recht hat, hat auch recht in seiner Abneigung gegen die Millionenstädte. Sie schreiben selbst: „Bei weniger ‚Karriere' hätten wir mehr Wahrheit in der Welt." Gewiß. Und nicht bloß mehr Wahrheit, auch mehr Einfachheit und Natürlichkeit, mehr Ehre, mehr Menschenliebe; ja, auch mehr Wissen, Gründlichkeit, Tüchtigkeit überhaupt. Und was heißt Karriere machen anders, als in Berlin leben, und was heißt in Berlin leben anders, als Karriere machen? Einige wenige Personen brauchen ihrem Berufe nach die große Stadt. Das ist zuzugeben; aber sie sind doch verloren, speziell für ihren Beruf verloren, wenn sie nicht die schwere Kunst verstehn, in der großen Stadt zu leben und wiederum auch nicht zu leben. Adolf Menzel ist beispielsweise ein Meister in dieser wie in seiner eigentlichen Kunst. Gewiß war ihm Berlin eine Notwendigkeit (Menzel fünfzig Jahre in Filehne wäre nicht Menzel mehr), aber wie hat er auch in Berlin gelebt! Von neun bis neun ein Einsiedler in seinem Atelier, und dann erst, wenn andre zu Bette gehn, geht er mit seinem Ordensband zu Hof oder mit seinem Klapphut zu Huth[1]). Er war zeitlebens ein Meister in der Kunst der Konzentration und hat deshalb eine Kunstkarriere gemacht, ohne je ein Karrieremacher gewesen zu sein. Aber das alles ist Ausnahmefall. Als Regel steht es mir fest: die große Stadt macht quick, flink, gewandt, aber sie verflacht und nimmt jedem, der nicht in Zurückgezogenheit in ihr lebt, jede höhere Produktionsfähigkeit.

[1]) Weinstube Potsdamer Straße 139.

Schon vor vierzig Jahren schrieb Macaulay: „Fruchtbare Gedanken sind einem Londoner Parlamentsmitglied eine Unmöglichkeit. Er geht unter im Lärm, im oberflächlichen Getriebe. Der kleinste Krämer der kleinsten schottischen Stadt kann die Welt der Ideen eher bereichern als ein Londoner, der ein ‚Londoner' ist." Wie wahr! Die große Stadt hat nicht Zeit zum Denken und, was noch schlimmer ist, sie hat auch nicht Zeit zum Glück. Was sie hundertfältig schafft, ist nur die „Jagd nach dem Glück", die gleichbedeutend ist mit Unglück. Unter meinen nächsten Bekannten sind ein paar solche Jäger, alte Herren, ihre Ehegesponse natürlich an der Spitze. Es ist ein Jammeranblick. Natürlich sind es Geheimräte, die nun also längst das sind, was sie werden konnten. Aber die Jagd geht gewohnheitsmäßig weiter. Titel und Orden können es nicht mehr sein, und so ist denn aus der Jagd eine ganz triviale Rennerei geworden, eine Rennerei nach Quartettkonzert, nach Premieren, nach Bazaren, wo die Kronprinzeß vielleicht erscheint, nach Prinzessinnentrousseaus, nach Cumberland [1]), nach Stanley, nach einer Koegelschen Trauung. Alles zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre. Wenn ich dann zugleich an Ihr Haus denke, an Ihre Frau und Kinder, an gesunde Luft und Natur, so finde ich: Sie leben im Paradiese. Dies ist meine aufrichtigste Meinung. Und was ist denn der Einzelne hier, wenn er nicht zufällig Bismarck oder Bleichröder heißt?

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Friedrich Fontane.

333) Berlin, d. 23. Dezember 1884.

Mein lieber Friedel.

Mamas Weihnachtskiste ist hoffentlich schon in Deinen Händen, und von mir sollen Dir wenigstens die herzlichsten Wünsche nicht fehlen. Ich denke mir, daß Du morgen, den Tag über,

[1]) Cumberland gab spiritistische Vorstellungen in Berlin.

noch viel zu tun haben und den Abend halb bei Deinem Chef, halb bei Baltzens (denen wir uns angelegentlichst empfehlen) zubringen wirst. Wo's aber auch sei, sei heiter und vergnügt und nimm teil an der Freude der andern. Dabei fällt dann immer auch etwas eigne Freude ab.

Hier sieht es leidlich aus; das polnische Mädchen, das wir haben, befriedigt zwar nur unvollkommen, aber als Polin kann sie wenigstens Karpfen kochen, was ja in der Weihnachtszeit etwas bedeutet. Gestern hat sie sich dadurch in momentane Gunst hineingekocht. George ist seit drei Tagen hier und in ganz guter Stimmung; heute abend übersiedelt er in die kleine Stube von Mutter Kerckow. Mete war, solange George hier ist, bei M.s; heute abend zieht sie wieder in ihr Stammquartier ein. Theo weiß noch immer nicht, wann sein Examen stattfinden wird; ich denke mir, Mitte Januar. Mama, trotzdem sie sich sehr quälen muß, ist ausreichend bei Wege; vorgestern war sie bei Wilhelm Hertz in der Behrenstraße und kam leidlich befriedigt wieder nach Hause. Von Steffens habe ich für ein paar Freunde einige Petöfy-Exemplare besorgt; das einzige bewährte Mittel zum Absatz meiner Bücher — ich muß sie selber kaufen. Julius Wolff ist in vier Wochen schon wieder bis an 12- oder 15000 'ran; Gott gibt es den Seinen im Schlaf. Und wer diese Höhe mal erreicht hat, der kann sie nie wieder ganz verlieren, auch wenn er das Dümmste schreibt. Es wird dann wohl etwas weniger, und die 15000 schrumpfen zu 10- und 5000 zusammen, aber eine gewisse Präponderanz bleibt für Lebenszeit. Nachher aber ist es egal, und in der Literaturgeschichte scheint die Sonne über Gerechte und Ungerechte; jeder kriegt seine zwei Zeilen.

Nochmals: habe einen frohen Tag, einen glücklichen Abend. Bei dem bekannten Sherrypunsch, wo wir Dich und Deine Rede vermissen werden, werden wir Deiner in Liebe gedenken. Wie immer Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

334) Krummhübel, d. 1. Juni 1885.

Meine liebe Frau.

Vor anderthalb Stunden bin ich wohlbehalten hier eingetroffen, von Hirschberg aus bei beständigem Regen und Sonnenschein, was zur Folge hatte, daß lange Zeit ein Regenbogen über Krummhübel stand. Außerdem setzte sich gleich ein entzückender kleiner Vogel, weiß und schwarz (aber viel graziöser als die Preußen sind), aufs Fensterbrett und begrüßte mich, was mich alles beglückt hat. Ich kann den Friedensbogen und eine poetische Vogelstimme gleich gut brauchen, jenen zum Abschluß, diesen zum Anfang.

Die guten Schreibers, er, sie und das Normalmädchen Anna oder „die Anna", wie es hier heißt, empfingen mich mit großer Liebenswürdigkeit; daß die Markstücke nicht zu fest in der Tasche halten, hat doch auch seine Vorzüge. Ausgepackt ist bereits, alles an Ort und Stelle, der Arbeitstisch schon wieder ans Fenster gerückt.

Morgen vormittag will ich die biographische Skizze über Lepel schreiben. Natürlich eine undankbare Arbeit. Aber ich bin daran gewöhnt.

Mein Befinden ist schon besser. Die Hauptsache ist, daß mir meine Arbeit schon wieder Freude zu machen anfängt; noch freilich ist es nicht so weit, aber ich hoffe doch, daß es wiederkommt. Wenn ich doch mal einen Sonntag hätte, wo ich mich fühlte, wie Wildenbruch sich alltags fühlt. Ich mag aber doch nicht mit ihm tauschen.

Grüße die Kinder in N., NW., W. und S. Hier kannst Du Dich als Geographin bewähren. Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

335) Krummhübel, d. 3. Juni 1885.

Meine liebe Frau.

Ich habe gestern viel gearbeitet, ohne daß es mir sauer geworden wäre. Erst den kleinen Aufsatz über Lepel, dann,

am Nachmittag und Abend, habe ich die neue Novelle entworfen[1]), so weit man etwas entwerfen kann, zu dem noch überall das Material fehlt. Von der ersten Hälfte gilt dies halb, von der zweiten — die bei den Mennoniten in Amerika spielt — ganz. Natürlich kann ich mir auch alles erfinden und die ganze Geschichte aus dem Phantasiebrunnen heraufholen, aber besser ist besser. Ich habe nicht die Frechheit, drauflos zu schreiben ohne Sorge darum, ob es stimmt oder nicht.

Gegen Mittag kam Dein Brief mit seinen Beilagen. Die Anzeige von Frau H. wirkt lächerlich. Oder hättest Du Lust, von mir zu schreiben: „Ritter des Kronenordens vierter Klasse und des großherzoglich mecklenburgischen Ordens zur wendischen Krone?" Die ganze Ordensgeschichte, wenn es nicht ordentlich kommt, hat doch wirklich etwas Kindisches. Heute nach Tisch plauderte der Schulmeister beinah zwei Stunden mit mir; ein ganz netter Mann, der mir auch den Novellenstoff in aller Seelenruhe vortrug. Ich verschwieg ihm aber, daß ich vorhätte, darüber zu schreiben. Auch die Formation des Gebirges hat er mir mit großer Klarheit auseinandergesetzt, besser als ein geognostischer Professor.

Wie immer Dein Th. F.

An Theodor Fontane.

336) Krummhübel, d. 4. Juni 1885.

Mein lieber Theo.

Habe Dank für Deinen lieben Brief, der von hier aus zunächst nach Neuhof und von Neuhof nach Warnemünde gewandert ist.

Daß es Dir jetzt dienstlich besser geht, habe ich zu meiner großen Freude aus Deinem Briefe ersehn. Es genügt, wenn man mit seinen Vorgesetzten leidlich auskommt; Intimitäten sind nicht nötig. Und wo gibt es überhaupt Intimitäten!

[1]) Es handelte sich um die für die „Gartenlaube" bestimmte Erzählung „Quitt".

Der furchtbare Lindausche Satz, daß unsre Stellung zu den Menschen durch die Frage nach unserm Vorteil und unserm Vergnügen bestimmt werde, ist au fond richtig.

Das Koloniefestspiel macht hoffentlich Fortschritte. Ich meinerseits werde mich — vielleicht hab' ich Dir's schon erzählt — mit einem durch Kahle vorzutragenden Toast ausspielen. Daß sich für uns beide mal die Gelegenheit zu einer Legitimierung der Kolonie gegenüber bietet, ist mir höchst angenehm; wir verdanken ihr doch sehr viel.

Seit anderthalb Wochen bin ich hier wieder allein und arbeite fleißig. Aber immer nur Verse. Daß es mir noch mal vergönnt sein würde, zu den Göttern oder Hämmeln meiner Jugend zurückzukehren, hätt' ich mir nicht träumen lassen. Es handelt sich dabei um ein ganzes Dutzend Balladen, so daß mein Balladenkapital, das ich Euch als einziges Vermögen hinterlasse, dadurch um ein Drittel anwächst. Wie hoch Ihr das veranschlagen wollt, muß ich Euch überlassen. Wäre der Sinn der Nation ein andrer, so würde dem vorstehenden Satz jede Bitterkeit, jede Selbstironie fehlen; wie's aber mal steht und liegt, ist eine alte, sieben Jahre getragene Hausweste allerdings mehr wert als eine Ballade. Die Weste bringt auf dem Trödel wenigstens 1,50 Mark ein. Übrigens ist unter den hier geschriebenen Gedichten auch ein langes Bismarckgedicht; ich glaube, daß es mir gelungen ist, was mich sehr freut, wenn es auch verlorene Liebesmüh' sein wird.

Wie immer Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

337) Krummhübel, d. 8. Juni 1885.

Meine liebe Frau.

Gestern hatten wir, als ich meine Pfaffenberg-Promenade machte, Gewitter mit Sturm und Regen, aber trotzdem der Sturm anhielt und die ganze Nacht über ein schwer Gewölk

am Himmel stand, ist es heute heißer denn je. Die Dorfstraße ist wie ausgestorben.

Mit meiner neuen Arbeit geht es rüstig weiter, dabei pußle ich an meinen Versen herum. Gelänge es mir, noch mal eine neue Ausgabe zu veranstalten, so würde der Band wohl um die Hälfte stärker werden. Im Laufe so vieler Jahre läppert sich doch was zusammen; an kleinen lyrischen Sachen (wenn auch nichts davon bedeutend ist, so ist doch alles niedlich oder auch wohl mal amüsant) habe ich ziemlich ein Dutzend und an Balladen ebensoviel. Aber das meiste von diesen letzteren ist erst halb fertig. Ich würde freudiger an all das herantreten, wenn ich nicht von der vollkommenen Gleichgültigkeit aller meiner derartigen Bestrebungen, auch *jetzt*, in bester Stimmung, tief durchdrungen wäre. Gestern, bei Exner, saß an einem andern Tisch ein nettes Ehepaar, er 50, sie 45; sehr gebildete Leute, die sich davon unterhielten, was sie nun, nachmittags beim Kaffee, lesen wollten. „O," sagte sie, „da werd' ich mir das Buch von der Heimburg wieder schicken lassen. Wir haben es uns, als es zuerst in der Gartenlaube stand, in Breslau vorgelesen, und ich habe es als Buch noch mal gelesen. Es ist reizend. Weißt du noch, wir konnten die Zeit immer nicht erwarten, bis die nächste Nummer kam." „Ja, du hast recht, es war sehr hübsch. Aber willst du's denn zum drittenmal lesen?" „Nun, warum nicht? Mit Vergnügen." Ich glaube, daß es eine Juristenfamilie war, Staatsanwalt oder Landgerichtsrat. Ich glaube nicht, daß jemals ein Ehepaar irgendwo gesessen und über irgend was, das ich geschrieben, auch nur annähernd mit solcher Begeisterung gesprochen hat. Es fällt alles in den Brunnen. Und deshalb hat auch der Brief von *Kröner* solchen Eindruck auf mich gemacht. Aber er wird sich zu seinem Schaden überzeugen, daß auch *das* wieder spurlos vorübergeht. Meine Coeur Sieben gewinnt nicht.

Allseitige Grüße. Wie immer Dein Th. F.

An Martha Fontane.

338) Krummhübel, d. 16. Juni 1885.

Meine liebe Mete.

Diese Karte Mamas, die mit vieler Geschicklichkeit nur Dinge enthält, die Exner — der zugleich Posthalter ist — und Krummhübel überhaupt nicht lesen darf, muß nun doch in ein Kuvert gesteckt werden.

Nach Glühhitze heute endlich ein schöner, milder, weicher Tag. Ich pußle täglich an Gedichten, deren ich gleichzeitig zehn, zwölf auf dem Ambos oder unter der Feile habe. Der Ring, der sich schließt. — Heute hat die Saison begonnen; die „schöne Marie", böhmische Kellnerin aus der Halbweltsphäre, hat ihren Einzug gehalten. Auch Schwerins sind heute mit Sack und Pack eingezogen, aber das Verhältnis hat einen Knax weg, und einmal aus meiner Unbefangenheit gerissen, ist mit mir nichts mehr anzufangen. — Von der Welt hören wir nichts, mit Ausnahme dessen, was die Zeitung bringt; das ist nun freilich, seit Mama hier ist, über und über genug: Prozeß Stöcker und nun heute der Tod des Prinzen Friedrich Karl! Was sagt Witte zu dem Prozeß? Natürlich ist Stöcker ein ganz unsicherer Passagier, und die Rechtsanwälte haben recht, aber sie überspannen nicht nur sachlich den Bogen (so toll ist es denn auch wieder nicht), sie schlagen auch einen Überheblichkeitston an, der in preußischen Gerichten bisher noch nicht gehört worden ist. Munckel behandelt den Präsidenten à la Schafskopp.

Die vorstehenden Zeilen sollten „unterwegs" in einen Postkasten gesteckt werden; dieser „Unterwegs-Postkasten" kam aber nicht, und so genießen diese Zeilen den Vorzug, in meiner Brusttasche bis auf die Kleine Koppe geschleppt worden zu sein. Denn das Denkmal, das die Förster des Grafen Schaffgotsch ihrem durch einen Wilddieb erschossenen Kameraden gesetzt haben, steht nur 500 Schritte unter der Kleinen Koppe auf

einem Felsenvorsprung, der das ganze Hirschberger Tal mit seinen Bergen, Kuppen, Städten, Dörfern, Parks und Schlössern beherrscht. Sehr schön, auch für meine Arbeit wundervoll zu verwenden, um so mehr, als sich hoch oben schon alpine Sterilität, Krüppelkiefer, Knieholz und Moorgründe mit wucherndem Huflattig mit einmischen. Aber für Mama war es doch viel zu viel; wir hatten auf $1^1/_2$ Stunden gerechnet, und es dauerte drei Stunden, eh' wir hinauf waren, immer steil an, nirgends eine gerade Linie, wo man im Gehen mal ausruhen konnte. Und nun kam der Rückweg, der für die arme Frau, wegen des Rucks im Körper, ebenso mühevoll und anstrengend war. Sie liegt nun heute noch im Bett; das Frühstück hat aber doch geschmeckt, und so denke ich, daß sie heute mittag bei Exners wieder wohlauf sein und wie ein alter Krieger von Anno 13, 14 und 15 mit Stolz und Freude auf ihre Erlebnisse zurückblicken wird.

Das Material für meine Novelle habe ich nun zusammen. Auf dem Denkmal steht: „Ermordet durch einen Wilddieb." Ich finde dies zu stark. Förster und Wilddieb leben in einem Kampf und stehen sich bewaffnet, Mann gegen Mann, gegenüber; der ganze Unterschied ist, daß der eine auf dem Boden des Gesetzes steht, der andre nicht. Aber dafür wird der eine bestraft, der andre belohnt; von „Mord" kann in einem ebenbürtigen Kampfe nicht die Rede sein.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

339) Krummhübel, d. 16. Juli 1885.

Meine liebe Mete.

Gestern war ich in Neuhof bei Prinz Reuß, wo ich wieder „Fürstenknecht" spielte. Den Tag über krank und auf Pfefferminztee gestellt, fuhr ich gegen Abend zu „Dörchläuchtings". Es war wieder sehr nett. Dennoch erfüllt mich solch' Auftreten

mehr und mehr mit Bedenken; ich bin zu solchen Arbeiten am Trapez doch nicht mehr jung und auch nicht unbedeutend genug. Ein kleines Gefühl von Scham über die Schaustellung werd' ich nicht los, und ich begreife ganz die vornehme Welt, die nichts so sehr perhorresziert, als sich vordrängen und ausspielen. Im allgemeinen darf ich auch sagen, daß ich damit Schicht gemacht habe, hier aber ließ sich ein Rückfall nicht vermeiden; Friedländer[1]) hat mir dies alles eingebrockt, und die große Liebenswürdigkeit derer, die den Schauplatz für diese Turnerei hergeben, läßt mich den Rückfall in diese kleinen Eitelkeiten und Ungehörigkeiten auch kaum bedauern.

Ich las gestern drei neue Gedichte vor, von denen das dritte, „Gulbrandsdal", am meisten gefiel. Das zweite: „La Grande Chartreuse", wurde durch meine Schuld gar nicht verstanden. Ich sagte nämlich: „es sei was Humoristisches" (was es au fond auch ist); infolgedessen erwartete man, es werde auf einen Ulk hinauslaufen, in welchem der „Chartreuse" (Likör) eine Hauptrolle spiele. Das blieb nun aber ganz aus; der Schluß ist sogar ernst, so daß die ganz dekontenanziert waren. An meinem Gedichte lag es aber nicht, dessen bin ich sicher.

Gruß und Empfehlung an Tante Witte und alle die ihr anverwandt und zugetan sind. Wie immer Dein alter

Papa

An Martha Fontane.

340) Krummhübel, d. 4. August 1885.

Meine liebe Mete.

Letzten Sonnabend hatten wir hier eine „Reunion", die mich sehr amüsierte, so daß ich von acht bis zwölf Uhr (es dauerte aber bis vier) tapfer aushielt. Aus Hirschberg waren sieben Leutnants gekommen, die natürlich alles aufkratzten und belebten. Sie tanzten brillant und ließen Mama und mich mehr als einmal sagen: „Wenn doch die arme Mete je so gute Tänzer

[1]) Dr. Georg Friedländer, Amtsgerichtsrat in Schmiedeberg.

gehabt hätte." Jedenfalls wurden Juristenball und Schillerfest durch das, was die „Reunion" hier bot, weit übertroffen. Alles verlief angenehm. Nur ein Berliner Musikdirektor, der seinen Platz im Saal (sein Tisch stand gerade in der Tanzlinie) nicht räumen wollte, gab Anstoß und erhielt am andern Tage eine Karte: „Man kann ein Berliner Musikdirektor sein und doch den rechten Ton nicht treffen." Eine Hauptzierde der Reunion war eine auffallend schöne Frau aus Berlin, die nur ihren Namen ins Fremdenbuch geschrieben hatte, märchenprinzessinhaft wirkte und sehr umkurt wurde. Den Tag darauf kritzelte eine unbekannte Hand ein einfaches „Frau Registrator" vor den Namen der schönen Frau, und vier Stunden später, nachdem sie geweint und geschimpft hatte, reiste sie mit ihrem Gatten ab. Sie hatte ganz den Charakter einer abgesetzten Fürstengeliebten.

Zwei Tage vor der „Reunion" hatten wir Theater. Herr Exner spielte die Hauptrolle und bewies mir wieder, daß nichts häufiger ist als eine mittlere Theaterbegabung. Frau Exner (sehr hübsche Frau) stellte in einem lebenden Bilde die „Germania". Sie sah gerad' so gut aus wie Fräulein de Ahna, und das Bild war, als ob es Karl Becker gestellt hätte. Und das alles in Krummhübel! Da wird man bescheiden. Wie klein sind oft die Unterschiede.

Nimm aus diesem Geplauder so viel Gutes Du kannst, erhole Dich bald wieder und empfiehl uns der teuren Frau Anna.

Wie immer Dein alter Papa

An Theodor Fontane.

341) Krummhübel, d. 9. September 1885.

Mein lieber Theo.

Seit über acht Tagen sitz' ich nun wieder hier als Singleton oder Solokrebs und werde binnen ganz kurzem nicht bloß

im Frau Schreiberschen Hause (das in der Saison eine Einquartierung von 27 Mann, d. h. Damen hatte), sondern in ganz Krummhübel der einzige Sommergast sein. Schon jetzt ist dieser Titel gewagt; denn selbst mutige Leute heizen bereits seit Wochen, und nur ich als „Le brave des braves" trotze den Elementen. Bei „Le brave des braves" oder Ney oder Herzog von Elchingen oder Prince de Moskwa fällt mir übrigens ein, daß ich mit Hilfe dieser französischen Marschallkenntnis, die ja auch Dein Steckenpferd ist, neulich einen erheblichen Triumph gefeiert habe. Ich führte Frau v. Bülow, geb. Eberty (Schriftstellername Hans Arnold) und hatte selbstverständlich das Bedürfnis, mich irgendwie zu legitimieren. Das Gespräch kam auf Napoleon, Spanien, Soult, und mit einem Male war die Frage da: „Welchen Titel hatte doch General Kellermann?" Frau v. Bülow war nämlich im vorigen Jahre mit einer Gräfin Kellermann in Meran zusammengewesen und hatte den Herzogstitel mal gehört, aber wieder vergessen. Gott sei Dank, ich wußte ihn und gleich danach auch die geographische Lage des Pruth, so daß ich der ganzen Gesellschaft die Karte von Südrußland inklusive Moldau usw. mit der Schirmspitze in den Sand zeichnete. Die Wirkung war groß, weil eine auch nur leidliche Kenntnis auf diesem Gebiet noch viel seltener ist als ein leidliches Bewandertsein in der Latinität, womit es übrigens auch erbärmlich steht.

Hast Du Notiz von dem Professor Paulsenschen Buche genommen oder in Deiner Zeitung Auszüge daraus gelesen? Paulsen, Professor der Philosophie, Freund von Lazarus und Windel, hat über den Blödsinn unsrer Schulen ein wundervolles Buch geschrieben, das auf meinen ewig gepredigten Satz hinausläuft: ordentlich oder gar nicht. Man kehre entweder ganz zur Klosterschule zurück und lehre nur Latein und Griechisch oder lehre es (mit Ausnahme derer, die Philologen werden wollen) gar nicht. Es kostet viel Zeit und Kraft und nutzt gar

nichts. „Höhere Geistesbildung, feinerer Schliff, klareres Denken, klassischerer Ausdruck in Wort und Schrift.“ Und nun vergleiche man damit, was ein Durchschnittspastor, ein Durchschnittsdoktor, ein Durchschnittsgerichtsrat auf dem Gebiet des „Höheren“ leistet. Es ist zum Lachen. Gott sei Dank, daß es tagt.

Ergeh' es Dir gut. Wie immer Dein Alter

An Emilie Fontane.

342) Krummhübel, d. 12. September 1885.

Meine liebe Frau.

Das Wetter ist nach wie vor toll, aber mir nicht unangenehm; überhaupt ist mir jedes Wetter recht, wenn nur keine Malaria herrscht. Und davor bin ich hier sicher.

Heut hatte ich eine lange Unterhaltung mit Frau Schreiber über Milch, Küche, Wirtschaft usw., die mich einerseits in die Natürlichkeiten, anderseits in die Sorgen und Verlegenheiten einer solchen kleinen Viehwirtschaft einweihte. Schon um 8 Uhr hatte ich den alten Schreiber mit einer Kuh am Strick abziehen sehn. Ich dachte, nun ist die Milchzeit um, er wird sie wohl an einen Schlächter verkaufen wollen. Dies führte eine Stunde später zu folgender Konservation:

Ich: „Wo ging denn die Kuh hin?“

Frau Schreiber: „Die ging zum Bullen.“

Ich: „Wohin?“

Frau Schr.: „Zum Bullen.“

Ich: So, so. — Ich dachte, das wäre zum Frühjahr. (Ich hätte ebensogut sagen können „zu Weihnachten“.)

Frau Schr.: „Nein, nein. Das ist öfter. Das ist immer.“

Das letztere halte ich nicht für richtig, da mir mein alter Papa mal in seiner humoristischen Weise sagte: „Ja, sieh mein Sohn, das ist das Merkwürdige: die Tiere sind an be-

stimmte Zeiten gebunden, nur nicht der Mensch, und ich weiß nicht, ob ich es als einen Vorzug oder Nachteil ansehn soll." Danach hat Frau Schreiber unrecht. Auf eine weitere Erörterung wollte ich mich aber nicht einlassen. Übrigens erfuhr ich bei der Gelegenheit auch noch, daß sie mit der andern Kuh Unglück gehabt hätten; sie habe sehr gute Milch gegeben, sei aber immer magerer geworden und außerdem auch unbequem gewesen durch ihre großen „Gestänke". Da hätten sie sie denn verkauft mit über 20 Taler Verlust, und da habe sich's beim Schlachten gezeigt, daß sie einen großen Spannagel mit 'runtergeschluckt und dadurch ein Loch im Magen oder in den Eingeweiden gehabt habe. Wie klug sind doch auch darin die Juden, die nur propres Fleisch essen, ohne Spannägel und ohne Gestänke. Meine Kenntnis des Tierlebens hat sich hier sehr erweitert und mir wieder die Verwandtschaft alles Irdischen, den Menschen mit eingeschlossen, gezeigt.

Gestern nachmittag besuchte mich noch Frau R., um Dir und mir wegen der Autographen zu danken. Am wertvollsten war ihr der Brief von Storm, für dessen Sachen sie schwärmt. Natürlich. Es paßt wohl vieles zu ihrem eignen Leben. Aquis submersus ist ihr das Liebste.

Tausend Grüße. Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

343) Krummhübel, d. 13. September 1885.

Meine liebe Frau.

Besten Dank für Deinen Brief vom Sonnabend, den Du in besonders guter Stimmung geschrieben haben mußt, so beispielsweise Metens Garderobe und das Mantellied. Von General Baeyers Tod hatte ich auch schon in der Vossin gelesen; es ist doch ein fragliches Glück, so alt zu werden, namentlich wenn man ganz überholt ist und doch immer noch den Anspruch erhebt, mitraten und taten zu wollen. Bei Leopold

v. Ranke allerdings geht es; der schreibt still und großartig seine Bücher.

Gestern abend habe ich angefangen, die Heimsche Biographie zu lesen. Verfasser: Geh. Oberfinanzrat Keßler (1835). Wer kennt ihn? Und doch mußte ich mir im Lesen sagen: „Ja, so was wie Deins ist es am Ende auch." Es ist dies eine sehr wichtige Sache; damit hängt es nämlich zusammen, daß jeder gebildete Mensch sagt: „Gott, Schriftsteller kann ich jeden Tag werden." Und es ist nicht ganz unrichtig. R. las mir gestern ein kleines, an die W. gerichtetes Gelegenheitsgedicht vor. Es war ganz nett und nicht viel schlechter, als ich es mache. Man ist noch lange nicht bescheiden genug und kann über den Kunstbetrieb, wenn man nicht Goethe heißt, oder wie J. Wolff 45 000 Mark auf einem Brette ausgezahlt kriegt, nicht klein genug denken. Ich würde, wenn ich es könnte, es morgen aufgeben und nur noch spazieren gehn, plaudern und Zeitung lesen.

Ich freue mich, daß Du vorhast, Dich nun wieder unter Menschen zu begeben; schreibe mir nur ein bißchen darüber. Was Du über die Juden schreibst, ist richtig; man muß aber doch sehr aufpassen und vieles, was nicht sehr nett ist, mit in den Kauf nehmen. Aber freilich, wo müßte man das nicht? Und in bezug auf einen selbst wird es wohl ebenso liegen.

Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

344) Krummhübel, d. 16. September 1885.

Meine liebe Frau.

Besten Dank für Deinen ausführlichen Brief. Sehr amüsiert hat mich Tante J.; alles ist so voll von bon sens, und wenn sie zu unsern Kindern sagt: „Ohne Eure Mutter wär' es nischt mit Euch," so hat sie ganz recht. Die Väter können sich überhaupt begraben lassen, und ist das Spezialexemplar

gar noch ein Künstler oder Dichter, nun, dann erst recht. Ausnahmen gibt es freilich; aber diese Väter, die dann sozusagen das Erziehen kriegen, sind immer Erziehungskünstler, und was die leisten, steht noch unter gar keiner Erziehung.

Die Hitze ist kolossal, aber sowie man eine schattige Stelle findet, ist es herrlich. Heute früh ging ich nicht nach dem Waldhaus, sondern stieg, um die lange, sonnige Straße zu vermeiden, beim Kretscham hinunter und marschierte bis an den Melzergrund, an dessen Eingang ich fast eine Stunde saß. Anno 72 war das mein Hauptspaziergang und im übrigen auch noch die Stelle, wo ich das Einleitungsgedicht zu meinem Bande „Havelland" schrieb. Ich komme darauf, weil Lehrer L. neulich eine Stelle daraus zitierte und dabei blieb: „Ja, das ist von Ihnen," auch, als ich es bestritt. Zuletzt fand ich mich zurecht; er hatte es nämlich so zitiert, als ob es ein Gedichtanfang wäre, während es eine mitten herausgenommene Stelle ist. Ja, das sind nun 13 Jahre. Was ist nach abermals 13 Jahren? Nun, die Gedichtstelle wird wohl noch existieren und um Nauen und Friesack herum auch das Gedicht selbst. Aber „der Vater vons Janze"![1])

Gestern abend hatte ich ein längeres Gespräch mit Frau X. und ihrer Nichte, dem sogenannten „Seraphim". Wir kamen u. a. auch auf Frau v. B. und die Art ihres Talents. Zuletzt, nachdem mir viele Geschichten mitgeteilt und ein paar Bände davon (auf meinen Wunsch) in Aussicht gestellt waren, mußte ich mein vorläufiges Urteil doch dahin abgeben: „Ja, das ist eine gefährliche Form der Produktion. Lacht man, so ist es himmlisch; lacht man nicht, so ist es gar nichts." Übrigens erfuhr ich bei der Gelegenheit und sozusagen als Seitenstück zu dem, was ich bei Exners in bezug auf die Heimburg erleben mußte, daß Frau v. B. bereits ein ganzes Archiv von Hul-

[1]) Fontane ist am 20. September 1898, also 13 Jahre und 4 Tage nach diesem Briefe gestorben.

digungszuschriften angelegt hat, in denen ihr von allen Sorten von Menschen die verbindlichsten Sachen gesagt werden. Und nun vergleiche damit mein mehr als 40 Jahre umfassendes literarisches Leben. Wenn ich alles zusammenzählen wollte, was mir von Dankesbriefen zugegangen ist, kämen doch noch nicht 100 heraus (also jährlich zwei) und „begeisterte" nicht zehn. Und dabei bin ich doch ein wirkliches Stück Dichter und gelte auch dafür. Das Beste ist, man denkt gar nicht darüber nach und läßt es laufen.

Wie immer Dein Alter

An Emilie Fontane.

345) Krummhübel, d. 17. September 1885.

Meine liebe Frau.

Das ist nun der letzte Brief. Natürlich graule ich mich vor der Reise (von 12 bis 1 Uhr gerade in Kohlfurt!) und vor Berlin mit seinem Lärm, seinen Menschen und seiner Malaria erst recht; aber „es muß geschieden sein," von allem und natürlich auch mal von Krummhübel. Und hier wäre ich denn glücklich wieder bei der Sentimentalität angelangt. Es ist aber nicht Sentimentalität; eine freundlich wehmütige, halb humoristisch gefärbte Resignation ist doch noch was andres. Wenn Du übrigens mit einem Male so tapfer und so krägel geworden bist, kann ich Dir nur gratulieren. Etwas helfen solche Vorsätze wirklich, und fuchst man sich in erträglichen Zeiten darauf ein, so ist man, wenn's dann ernsthafter kommt, in guter Übung und Gewohnheit.

Morgens und abends sitze ich jetzt auf der Bank am Melzergrund und verträume glückliche Stunden. Gestern abend hatte ich mich mit Zeitung, Heim und Holteis Gedichten bewaffnet. Ich begann mit den letzteren und war wieder betroffen von dem großen Talent. Alles ist bloß hingeworfen und deshalb oft unfertig bis zur Unverständlichkeit; da aber, wo's rund 'raus-

gekommen ist, ist es entzückend. Das Gelegenheitliche ist das Beste. Einige 40 Gedichte richten sich an Luise Roger, seine erste Frau, alle unmittelbar nach dem Tode derselben geschrieben. Ich entsinne mich auch aus dem Anfang der 30er Jahre her, daß Holtei wegen dieses Massenschmerzes angegriffen und ridikülisiert wurde; trotzdem sind einige dieser Sachen ganz vorzüglich und rührten mich.

Die Hitze ist heute so kolossal, daß mir die arme Frau Schreiber sagte, wenn man auf dem Felde sei, fürchte man beständig, den Sonnenstich zu kriegen. Noch toller ist es oben auf dem Kamm. Und doch steigen Unermüdliche hinauf.

Gruß und Kuß. Dein Th. F.

An Wilhelm Hertz.

346) Berlin, d. 26. September 1885.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Besten Dank für das reizende Werderbuch und die freilich weniger reizende Scherenbergbuchkritik[1]). So stellt sich die konservative Presse zu Scherenberg und mir, die wir doch als zwei „Säulen" der ganzen alten Pastete angesehn werden. Mit „Post" und „Kreuzzeitung" bin ich fertig wie sie mit mir, und nun kommt auch noch mein Freund Pindter und läßt mir meinen Stil und meine Schreibweise durch einen seiner Myrmidonen korrigieren. Nun meinetwegen. „Legt's zu dem Übrigen." Aber die Sehnsucht, irgendwo Kohl zu bauen und ein paar Pflaumen am Spalier zu ziehn, wird immer größer. Und hätte ich ein klein wenig mehr Glück gehabt, so wäre ich schon dabei.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

[1]) Karl Werder, Vorlesungen über Shakespeares Macbèth (Berlin, Hertz, 1885). — Die Kritik über „Scherenberg" stand in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 5. Juli 1885. Sie tadelt den häufigen Gebrauch fremdländischer Ausdrücke und Wendungen.

An Georg Friedlaender.

347) Berlin, d. 7. Oktober 1885.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Heut sind wir in großer Aufregung durch den Ausgang des Graefschen Prozesses, obschon kaum was zu verwundern ist. Das Gericht mit seiner Anklage vertritt den alten Zustand der Gesellschaft, das Verdikt der Geschworenen den neuen. Ich bin von Graefs doppelter Schuld überzeugt und hätte ihn trotzdem wahrscheinlich auch nicht verurteilt. Die gebildete Welt geniert sich nach dieser Seite hin, Rigorismus zu zeigen; läßt aus Angst, der Tugendbotschaft, richtiger noch der Tugend*lüge* bezichtigt zu werden, fünf grade sein und rafft sich erst dann zu einer Verurteilung auf, wenn die Schuld klipp und klar ist und ein Ertappen in flagranti vorliegt. Der Ausgang des Prozesses beweist, daß das sexuelle Gebiet ein Gebiet ist, auf dem der Indizienbeweis zur Verurteilung nicht mehr ausreicht, weil die moderne Welt dies nicht wünscht. Für die ganze juristische Welt ist es ein furchtbar harter Schlag, und der Staatsanwalt[1]), ein, glaub' ich, forscher und gescheiter Kerl, steht da wie ein Fatzke. Es ist eine sehr ernste Sache.

Unter Gruß und Empfehlung an die Hermsdorfer Herrschaften Ihr herzlich ergebenster Th. Fontane

An Friedrich Fontane.

348) Berlin, d. 16. November 1885.

Mein lieber Friedel.

Seit Deiner Abreise hast Du nichts von uns gehört. Das Fest am 3. verlief sehr hübsch, und was über junge Kolonieschönheiten in der Zeitung gestanden hat, war keine Übertreibung[2]). Bei Tische — an der Béringuiertafel — hatten wir

[1]) Max Heinemann.

[2]) Die französische Kolonie hatte ihr 200jähriges Bestehen gefeiert.

relativ gute Plätze. Wir plauderten ganz angenehm, und Theo spendierte zum Schluß eine pikfeine Flasche Hochheimer. Natürlich schmeckte er so wie der Brauneberger, den wir vorher getrunken hatten; aber der Name und der Preis sind das Entscheidende, und so hatten wir denn das Gefühl eines großen Moments. Nach Tisch ging ich; Mama blieb mit George und Theo, die dann noch bis in die halbe Nacht hinein getanzt und sich recht gut amüsiert haben.

„Unterm Birnbaum" ist nun erschienen; Honorar und 20 Exemplare (darunter sogar 10 gebundene) sind in meinen Händen und man sieht, es geht alles prompt und flink. Möchte auch der Verkauf flink gehn, aber es wird wohl nicht der Fall sein, und dann schwindet die letzte Hoffnung. Macht mich übrigens nicht unglücklich.

Wie immer Dein alter Papa

An Friedrich Fontane.

349) Berlin, d. 11. Dezember 1885.

Mein lieber Friedel.

Habe Dank für Deine freundlichen, mich sehr interessierenden Mitteilungen über den Groteschen Verlag und seine Weihnachtsnovitäten. Ich fürchte nur, daß sich das alte Lied wiederholen und alles gehen wird, nur meine Novelle nicht. Ich muß mich drin finden. Gott hat mir ein Talent gegeben, dafür muß ich dankbar sein; Erfolg hat er mir nicht gegeben und darüber darf ich nicht murren. Jedem fehlt etwas und mir nun gerade das. Ich bin verständig genug, es nicht für eine Hauptsache zu halten; vieles andre ist wichtiger. Meine Schicksale nach dieser Seite hin haben etwas geradezu Komisches, und es bleibt immer dasselbe. So habe ich jetzt ein langes Gedicht zu Menzels Geburtstag gemacht, der am 8. Dezember gefeiert wurde. Ich erwartete, Menzel würde mir schreiben: „Lieber Freund, alles war sehr schön, aber Ihre Huldigung war das Schönste."

Was ist nun geschehn? Alles hat mir gehuldigt, der Kronprinz, der ganze Menzelsche Freundeskreis, Pietsch, Anton v. Werner usw. und drei, vier Zeitungen (vielleicht noch mehr) haben das Gedicht, trotz seiner Länge, aus der Vossin abgedruckt. Nur von Menzels Seite her habe ich in diesen vier Tagen noch kein Wort gehört; er und die Seinen haben es vermutlich noch nicht gelesen. Es ist das auch nicht zu verwundern, so groß waren ihre Anstrengungen; aber es würde vielleicht doch anders liegen, wenn dies Gedicht von einem andern geschrieben wäre. Bei mir ist es von vornherein Schicksalsbeschluß, daß ich einen totalen Abfall erleben muß. Im Sommer war es mit meinem langen Bismarck-Gedicht dieselbe Geschichte. Gar keine Antwort. Nun, es muß auch so gehen. Im übrigen geht hier alles ganz leidlich; Mama ist munter, George glücklich in seiner neuen Hauptmannschaft und auch mir fehlt nichts. Bloß zu kalt ist es mir, was mich am Spazierengehen verhindert. Neuerdings habe ich wieder mit Kröner korrespondiert, weil ich die Novelle, die er wünscht, vor Neujahr 1887 (statt Sommer 1886) nicht abliefern kann. Der Verkehr mit ihm ist höchst angenehm; immer perfekter Gentleman in Gesinnung und Form. Von diesem Schwaben könnten unsere Berliner viel lernen, die alle mehr oder weniger sonderbar sind, entweder großmäulig oder benglig oder pfiffig oder rüplig oder gar mit Gelehrsamkeitsallüren. Das sind die Schlimmsten.

Und nun adieu. Dein alter Papa

Briefe aus den Jahren 1886—1888.

In die Jahre 1886—1888 fallen als für das Leben der Familie Fontanes wichtige Ereignisse: die Verheiratung seiner beiden ältesten Söhne, die Geburt seines ersten Enkels und der Tod seines Sohnes George. Von seinen literarischen Arbeiten wurden in diesem Zeit-

abschnitt vollendet und veröffentlicht: die Novelle „Cécile", der Roman „Irrungen Wirrungen", die Kapitel Quitzöwel und Plaue aus „Fünf Schlösser", sowie die Mehrzahl der später in dem Buche „Von, vor und nach der Reise" zusammengestellten kleineren Erzählungen. „Quitt" wurde im wesentlichen beendigt, die Novelle „Stine" wieder in Angriff genommen. Als ein neues Werk entstand in den letzten Monaten des Jahres 1887 die erste Niederschrift des Romanes „Unwiederbringlich".

An Paul Schlenther.

350) Berlin, d. 10. Februar 1886.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Doktor.

Eben hat mir meine Frau die zweite W.-Kritik vorgelesen[1]). Ich finde sie vortrefflich sans phrase: klar, anschaulich, liebenswürdig und geistreich und an der entscheidenden Stelle, wo Sie das Wesen dieser Volkstragödie schildern und damit zugleich aussprechen, wie solche Stücke überhaupt sein sollen, von einer mir unendlich wohltuenden Kraft und Fähigkeit, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Und auf diesen sicheren Hammerschlag, der weiter nichts ist als die natürliche Konsequenz eines frischen, gesunden und starken Empfindens, kommt es einzig und allein an. Das macht den Kritiker, nur das. Alles andre, vor allem das Ausmessen mit irgendeiner Elle, die Elle hieße nun Tieck oder Lessing oder gar Aristoteles, ist Mumpitz. Hinter solcher Defensive, von der aus Vorstöße „mit Binden und Bandagen" gewagt werden, lauert immer Ohnmacht. Ich freue mich herzlich, daß Sie sich selbst geben und ein Programm in der Brust und nicht bloß in der Brusttasche haben.

[1]) Schlenther, durch Frau Fontane an C. R. Lessing empfohlen, zeichnete seine Theaterberichte für die „Voss. Ztg.", da er erst versuchsweise angenommen war, zunächst mit W. Es handelt sich hier um eine Aufführung von Anzengrubers „Herz und Hand" im Ostendtheater. (Vgl. „Voss. Ztg." vom 10. Februar 1886.) Die erste Kritik hatte der Uraufführung des L'Arrongeschen Dramas „Loreley" am 6. Februar 1886 gegolten.

Gestern vernahm ich auf weiten, verwunderlichen Umwegen, daß Ihre erste W.-Kritik Anstoß oder doch mindestens zu kleinen Bedenken Veranlassung gegeben habe. Sollte dies der Fall sein, so kann ich mich in solcher Stellungnahme nicht zurechtfinden. Ich fand jene Debütkritik, nachdem mich der erste längere Absatz entzückt hatte, nicht ganz einheitlich und Ihre Position der Dichterpersönlichkeit L'Arronge gegenüber einigermaßen schwankend, dabei zugleich ein wenig strenger und herber als nötig. Aber das alles, selbst wenn ich recht haben sollte (was doch schließlich auch noch zweifelhaft bleibt), bedeutet weiter nichts als ein einzelnes Fehlgreifen in Wort und Ausdruck oder schlimmstenfalls die nicht völlige Besiegung einer sich in der Charakterschilderung darbietenden Schwierigkeit. Solch kleines, mit drunterlaufendes Manko darf nie beanstandet werden, wenn's in der Hauptsache stimmt. Die Kunst, schlechte Stücke schlecht zu finden und es doch so zu sagen, daß der Getroffene sich geschmeichelt fühlt, die Kunst wird nie gelernt werden. Das soll uns erst einer vormachen. Wie immer Ihr

Th. Fontane

An Theodor Fontane.

351) Berlin, d. 15. März 1886.

Mein lieber Theo.

Wir sind herzlich erfreut, daß Dich Georges Lorbeeren nicht haben ruhen lassen[1]). Vivat Sequens! Dieser Sequens bist aber vorläufig Du, nicht Friedel. Abgeneigt wäre er wohl auch nicht, und als Eiskönig hat er Ansprüche.

Deine Braut, glücklicherweise auch eine Martha, hat ein liebes, gutes Gesicht. Die frühere Deklination Deiner Gefühle nach der semitischen Seite hin, so begreiflich sie mir war, war

[1]) Fontanes zweiter Sohn, Theodor, damals Intendantur-Assessor in Münster, hatte sich mit der Tochter des dortigen Oberpostdirektors Soldmann verlobt.

doch nicht das Richtige. Das Richtige ist: Verbleib' innerhalb der eignen Sphäre, dieselbe Nationalität, dieselbe Religion, dieselbe Lebensstellung. Nur aus dieser Gleichheit ergibt sich auch die Gleichheit der Anschauungen, die Übereinstimmung in den entscheidenden Dingen, ohne die kein rechtes Glück und keine rechte Freude möglich ist. Man muß sich verstehen. Dies oft bespöttelte Wort ist ein Weisheitswort. Über ein bißchen Katholizismus (wiewohl ich auch da bei „besser ist besser" bleibe) wäre hinzukommen. Ich mache diese Bemerkung, weil ich an eine katholische Möglichkeit denke.

Genieße das Glück dieser Tage vollkommen, grüße Deine Braut und empfiehl mich dem hochverehrten schwiegerelterlichen Hause aufs angelegentlichste.

Wie immer Dein alter Papa

An Moritz Lazarus.

352) Berlin, d. 29. März 1886.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Leibniz.

Zum ersten Male in zwanzig Jahren oder länger habe ich in Schillerstiftungssachen einen kleinen Sieg errungen, und meine Bitte geht dahin, ihn nicht wieder umstoßen zu wollen. „Die Schlacht ist verloren," sagte Napoleon bei Marengo, „aber es ist gerade noch Zeit genug, sie wiederzugewinnen." Richten Sie's so ein, daß ich nicht das Umgekehrte sagen muß.

Ich las die beiliegende — an der angestrichenen Stelle unübertrefflich schöne — Eingabe der Agnes Mylius mit so herzbeweglicher Stimme vor, schilderte den Ruhm der Verfasserschaft von „Mutter, der Mann mit 'm Koks ist da", im Gegensatz zu dem Zehnpfennigelend des humoristischen und täglich tausendfältig zitierten Dichters so lebhaft, daß man das Votum zwar nicht umzustoßen, aber wenn irgend möglich zu amendieren beschloß. Zöllner, Eggers und ich sind in der Hilfsbereitschaft

einig. Kommen Sie noch dazu, so sind wir Majorität und können machen, was wir wollen, d. h. was uns unser gutes Herz eingibt. Beauftragt bin ich nur, Ihnen von einer Unterstützung von zwanzig oder dreißig Mark aus der Ihnen unterstehenden Extrakasse zu sprechen. Ich sehe aber nachträglich nicht ein, warum wir nicht noch einen Schritt weiter gehn und ihm wenigstens fünfzig Mark aus der eigentlichen Kasse bewilligen sollten.

Es liegt hier doch wirklich ein ganz besonderer Fall vor. Faucher[1]) sagte mir mal an einem unvergeßlichen Tage, wo ich in einem halben Dutzend Londoner Tavernen und Kaffeehäusern mit ihm umherkneipte: „Ja, es ist etwas Sonderbares mit dem Dichterruhm. Sehen Sie, da gibt es den Gassenhauer aus dem vorigen Jahrhundert: ‚Und wenn der Große Friedrich kommt Und klopft bloß auf die Hosen, Reißt aus die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen' — nun, was meinen Sie wohl, was der alte Gleim für'n Gesicht gemacht haben würde, wenn man ihm damals gesagt hätte: ‚Ja, lieber Kanonikus, wenn Ihre berühmten Grenadierlieder vergessen sein werden, wird der Gassenhauer noch leben.'" Das machte damals einen großen Eindruck auf mich und fiel mir bei diesem modernsten Gassenhauer wieder ein. Er wird zwar nicht hundert Jahre leben, auch nicht hundert Tage; aber es ist doch immer was, eine Millionenstadt auf vier Wochen hin ein bestimmtes Wort oder Lied in den Mund gelegt zu haben. Wie immer Ihr

Th. Fontane

An Friedrich Stephany.

353) Berlin, d. 16. April 1886.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Mit der einzigen absoluten Promptheit meines Lebens, der briefschreiberischen, antworte ich Ihnen umgehend, zunächst, um Ihnen zu danken, dann, um, soweit es in meiner Kraft

[1]) Vgl. Von Zwanzig bis Dreißig. Ges. Werke II, 2, S. 275.

steht, Öl auf die erregten Wogen zu gießen. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß ich an dem Überheblichkeitstone des jüngsten Deutschlands, an dem Allesbesserwissen der Scherer-schen Schule (deren die Sache aufs Philologische hin ansehende Berechtigung mir außerdem noch zweifelhaft ist), daß ich, um meinen höchsten Trumpf auszuspielen, an der Karl-Bleib-treuerei der modernen Kritik Anstoß nehme. Zu gleicher Zeit aber leb' ich und sterb' ich der Überzeugung, daß wir in Brahm-Schlenther die besten Nummern der jungen Schule gehabt haben respektive noch haben. Von Natur gescheit, gut geschult und gebildet, fleißig, klar und gute Stilisten und in ihren besten Momenten auch mit Witz ausgestattet, sind sie all den andern, die ich kenne, literarisch, ganz gewiß aber in den landesüblichen Umgangsformen überlegen. Sie sind frei von dem Rüpeltum, dem Knotismus, die sich jetzt überall so breit machen. Auf Details gehe ich nicht ein, ist auch sehr mißlich. Tieck, Platen, Schlegels, Fichte, Schopenhauer waren alle blutjung, als sie kritisch vom Leder zogen. Nun werden Sie zwar sagen: „Ja, die," aber das Kleistbuch vom kleinen Brahm kann sich neben allem sehn lassen, was die vorgenannten großen Leute geschrieben haben, und Schlenther bleibt wenigstens nicht weit dahinter zurück. Also: Gnade, Gnade! Ihr Th. Fontane

An Theodor Fontane.

354) Berlin, d. 20. April 1886.

Mein lieber Theo.

Seit Tagen begleitet mich das Gefühl, daß es doch wohl an der Zeit sei, mal wieder was von mir hören zu lassen oder Dir wenigstens einen Gruß zu schicken. Dieser Mahnerstimme wird nun gehorcht. Recht was zu sagen, ist nicht, wofür man au fond zu danken hat; denn was furchtbar pressiert, ist selten was Gutes. Deine Verlobung, die ein Telegramm bedingte, war entschieden ein Ausnahmefall.

Wir treten dem Anscheine nach in ziemlich ruhige Ostern ein. Die letzte Woche verlief dafür verhältnismäßig unruhig: am Mittwoch „Timandra", Trauerspiel von Graf Schack, am Donnerstag großes Diner im Kaiserhof, das Menzel seinen Freunden in Erwiderung auf den 8. Dezember gab, am Sonntag Frau G.s Geburtstag mit großem Souper — das ist für meine Kräfte ein bißchen zuviel. Schacks Tragödie war wohl nur angenommen, weil er seine berühmte „Galerie", sei es der Stadt Berlin, sei es dem Kaiser in Person, als Geschenk übermacht hat; ein Geschenk, dessen Tatsächlichkeit nur bestritten wird, um ihm seine Münchner Stellung nicht zu verderben. Das Menzel-Diner höchst interessant; er selbst orakelhafter denn je in seinen Auslassungen — Delphikadett. Ich selbst kam zu einer Annäherung an Wildenbruch. Souper bei G.s nicht aufregend.

In zwei, drei Tagen wird nun Friedel als Herold der Familie in Münster eintreffen. Ich möchte ihn sehen; er ist sich der Bedeutung der Sache vollkommen bewußt, das ist das Schöne und das Heitere von der Sache. Grüße den guten Kerl recht herzlich von mir, desgleichen und in erster Reihe Deine Braut. Ihre und Deine gemeinschaftliche Photographie hat mir übrigens sehr gefallen; Du siehst nicht aus wie ein Beau aus Wachs im Friseurladen-Schaufenster, aber gerade das ist gut. Das Tollste, was es gibt, ist ein Beau. „Lauter tote Flächen," sagt Menzel.

Und nun habe mit den dortigen Deinen ein frohes Fest.

Wie immer Dein alter Papa

An Theodor Fontane.

355) Berlin, d. 14. Mai 1886.

Mein lieber, alter Theo.

Verschiedenes liegt vor, worüber ich ein Wort sagen möchte, d. h. Nettes und Freundliches. Zunächst die Polterabend-Dichterei. Kein Mensch denkt daran, Dir aus der Verstopfung

oder mindestens Nichthahnöffnung Deiner kastalischen Leitung einen Vorwurf zu machen. Selbst wenn Du ebensoviel Zeit hättest, wie Du wenig hast, kann man solche der höchsten Plakkerei gleichkommenden Liebesdienste nur sehr ausnahmsweise und sehr spärlich von einem Menschen verlangen. Ich habe selbst zeitlebens so furchtbar unter solchen Forderungen gelitten, daß ich auf der Seite jedes stehe, der so mir nichts dir nichts zum Opfer ausersehen werden soll. Alle Welt hält „dichten" für langweilige Quatscherei und mehr oder weniger ungehörige Beschäftigung, die man nur Kindern und Imbeciles verzeiht, und doch verlangt jeder Bourgeois, Philister und Staatshämorrhoidarius seinen Vers, wenn's ihm gerade paßt. Darüber denken wir nun aber anders (speziell ich) und hüten uns, dergleichen als Forderung zu stellen. Was sich freiwillig gibt, ist gut; jemanden aber damit quälen, ihm die Pistole auf die Brust setzen: „dichte, dichte", ist ebenso grausam wie gräßlich. Soviel ganz allgemein; hier liegen außerdem noch die Dinge so verworren oder doch unbestimmt, daß der betreffende Dichter sich möglicherweise für den Papierkorb bemüht hätte. Mache also ein heiteres Tafelliedchen, wenn Dir so zumute ist; damit wirst Du Dir den Dank aller verdienen.

Und nun Punkt zwei. Aus allerhand kleinen Zeichen und Andeutungen, zumal in Briefen an Deine Freunde, scheint es fast, als nähmest Du an, daß wir uns Deinem Glücke gegenüber etwas mau und flau verhielten, und zwar, weil wir Dich lieber auf dem Felde der Haute finance gesehn hätten. Nichts kann falscher sein. Es liegt, Gott sei Dank, gerade umgekehrt. Deine Verlobung erscheint uns schlechtweg als eine Musterverlobung, als Ideal — uns allen, am meisten mir. Ob die Zukunft Glück oder Unglück für Dich hat, wer will das wissen, aber so viel Garantien fürs Glück gegeben werden können, so viel sind da: untadliger Ruf, Neigung, Liebenswürdigkeit, Heiterkeit. Du wirst doch nicht glauben, daß wir, die wir bei

Sechsdreier glücklich und bevorzugt gelebt haben, mit einem Male das Glück im Mammonkultus finden sollten. Und nun gar im Hinblick auf Dich! Du könntest die Unbemitteltheit in Person heiraten und würdest uns doch keine Sorge machen. „Vor Peter ist mir gar nicht bange" usw. Bei Peter war es die Dummheit; was es bei Dir ist, will ich nicht sagen, um Dich nicht rot zu machen.

Alles grüßt herzlich. Wie immer Dein alter Papa

An Georg Friedlaender.

356) Krummhübel, d. 5. Juli 1886.

Hochgeehrter Herr.

Nicht um nochmals für den schönen Tag zu danken (wozu Grund genug vorläge), sondern um uns wegen eines kleinen faux pas oder etwas Ähnlichen zu entschuldigen, gehen diese Zeilen in die Welt. Ich glaube, daß es besser gewesen wäre, meine Tochter und ich hätten in des liebenswürdigen Diskant-amerikaners Gegenwart über R.s geschwiegen, und ich bedaure lebhaft, Ihr leises Augenplinken (leise aus Rücksicht gegen mich) erst so spät verstanden zu haben. Ich verfalle immer wieder in meinen alten Fehler, der Situation und der jeweiligen Gesellschaft nicht genug Rechnung zu tragen. Was mich dabei vor Gott entschuldigt, entschuldigt mich nicht vor den Menschen. Immer meiner Natur nach geneigt, alles Schöne, Freundliche, Kluge, Talentvolle rückhaltlos anzuerkennen, betrachte ich es, nebenherlaufend, als mein gutes Recht, auch über Unauskömmlichkeiten offen mich auszusprechen, immer mit dem Bewußtsein, in ähnlichen Unauskömmlichkeiten tief drin zu stecken. So war es gestern mit R.s sowohl bei dem Mittags- wie bei dem Abendgespräch. Ich betrachte das Leben, und ganz besonders das Gesellschaftliche darin wie ein Theaterstück und folge jeder Szene mit einem künstlerischen Interesse wie von meinem Parkettplatz Nr. 23 aus. Alles spielt dabei mit. Alles hat sein Gewicht und seine Bedeutung, auch das Kleinste, das Äußer-

lichste. Von Spott und Überhebung ist keine Rede, nur Betrachtung, Prüfung, Abwägung. Und zu solcher Prüfung forderte die Pfirsichgeschichte geradezu heraus. Ein Pfirsich ist etwas Wundervolles, und wenn einem zu Ehren ein Pfirsich bei Borchardt[1]) telegraphisch bestellt wird, so muß man solchem liebenswürdigen Besteller einen Tempel oder doch mindestens einen Kiosk bauen. Ich glaube, das letztere zieht er vor. Wenn eben dieser Wunderpfirsich aber abgezogen, bräunlich getönt und günstigenfalls von dem Ansehn einer geschmorten Prünelle auf einer Untertasse herumgereicht wird, und wenn dann ein Diener mit gefrornem Champagner (es ist mir noch lieb, daß ich diesem Unsinn ganz naiv ein kleines Mißtrauensvotum gegeben habe) diesem Pfirsichumgang folgt und krampfhaft Eisklümpelchen von verdächtigstem Ansehn in die Gläser hineinschüttelt, so langsam, so andauernd, daß man Zeit gewinnt, die furchtbaren baumwollenen Handschuhe des Unglücklichen zu mustern, so wächst zwar, weil ich eine glücklich-humoristische Natur habe, mein Amüsement, und ich möcht' es nicht missen, weil es in seiner Art unübertrefflich ist; aber es ist und bleibt, gesellschaftlich und schönheitlich angesehn, eine lächerliche Leistung, lächerlich trotz der besten und liebenswürdigsten Intentionen. Wenn die reichen R.s lernen wollten, wie feine Leute das machen, so hätten sie's bequem. Sie brauchten sich nur in Schmiedeberg umzutun, in einem Hause, das neben Frau John liegt, und mit dem sie noch dazu befreundet sind. Herzlichste Grüße von Ihrem Th. Fontane

An Emilie Zöllner.

357) Krummhübel, d. 19. August 1886.

Hochverehrte Freundin.

Ist es in Berlin so wie hier, so haben auch bei Ihnen die schönen Tage begonnen, und mein Geburtstagswunsch geht

[1]) Delikatessengeschäft in Berlin.

dahin, daß sie durch ein ganzes Jahr hin dauern mögen. Dann fangen wir neu zu wünschen an und so fort, bis der Wunsch schweigt.

Als ich Anfang dieses Monats nach Franzensbad schrieb, ließ Krummhübel viel zu wünschen übrig. Regen und Hitze wechselten, und alle Welt war krank und verstimmt. Seit beinah vierzehn Tagen geht es aber besser, und nur meine arme Frau nimmt nicht teil an diesem aufgebesserten Zustande, wie ihre beiliegenden Zeilen bezeugen. Andauernde Magenkatarrhe verstimmen auch den Heitersten und Verstimmungsgeneigte erst recht. Zum Glück ist Mete[1]) mit hier, die sich sehr erholt hat und nach traurigen fünf Vierteljahren, eine kleine Ewigkeit, zum ersten Male wieder aufatmet. Sie macht das Mögliche möglich und trinkt Brunnen, badet, tanzt, klettert, kocht und ißt nicht nur Honig und Apfelmus, worauf ihre Zustände sie sonst vorzugsweise anweisen, sondern auch Steinpilze, Reitzker und Champignons mit Sahnensauce. Dazu spielt sie vier Stunden lang Lawn-Tennis und ist mal wieder glücklich; was sie schon aufgegeben hatte. Ehe meine Frau hier war, lasen wir viel: Zeller (über Strauß), Strauß' Alten und neuen Glauben und Ranke. Dazwischen, um auf der Höhe der Situation zu bleiben, Lindau. Das berühmte Buch von Strauß enttäuschte mich ein wenig, so glänzend es als rein literarische Leistung dasteht. Die Kritik der Christengemeinde (der erste Abschnitt des Buches) hat etwas machtvoll Überzeugendes. Was nachher kommt, schwebt geradezu so in der Luft wie alles, was durch Jahrtausende hin über Gott und Unsterblichkeit gesagt ist und in ferneren Jahrtausenden darüber gesagt werden wird. Der Mensch als solcher bringt in dieser Frage die „Forsche" nicht 'raus.

Seit ich mich erholt habe, lebe ich hier wieder glückliche Tage und freue mich an allem, worauf mein Auge fällt. Ein Mütterchen, das mit dem Reisigbündel auf dem Rücken über den

[1]) Martha Fontane.

schmalen Steg geht, die Mädchen mit den feinen Fußknöcheln, die Himbeeren oder Besinge zum Verkaufe bringen, die Gewitter, die mit Sturm und Gekrach am Gebirge hinziehn, die nach Mehl schmeckende Wassersemmel, das zähe Rindfleisch, das das Hinschwinden seiner Zähigkeit nicht auch mit dem Hinschwinden seines Geschmacks bezahlt hat, die blinde Harfenistin, die mit einer Stimme, daraus ein Elend und eine Seele spricht, kleine Lieder auf dem Hausflur singt, die Lomnitz, die rauscht, die Heide, die blüht, der Tourist mit aufgekrempelter Hose, die Touristin mit einer aus Schals und Plaids bestehenden Außen- und Langturnüre — alles unterhält mich, alles erfreut mich und macht es mir schwer, mich von dieser schönen Stelle zu trennen. Aber der Augenblick wird kommen, wie jeder, und unter meinen Tröstien wird der sein, mich Ihnen präsentieren und Ihnen die Hand küssen zu dürfen.

Unter Gruß und Empfehlung an Mann und Kinder, wie immer Ihr aufrichtiger ergebenster Th. Fontane

An Theodor Fontane.

358) Berlin, d. 18. Oktober 1886.

Mein lieber, alter Theo.

Drei Karten haben wir von Eurer Hochzeitsreise erhalten: vom Drachenfels, vom Niederwald und aus Wiesbaden, und schon auf die erste hätten wir mit einem Gegengruß geantwortet, wenn wir gewußt hätten, wohin. Seit gestern seid Ihr nun wieder daheim, und wenn es schon unterwegs „selig" war, so muß es jetzt am seligsten sein. Du kannst übrigens von Glück sagen. Nicht immer verlaufen Hochzeitsreisen so hell und heiter, vielmehr sind sie ein bevorzugtes Aktionsfeld für die Heimtücken und Spielverderbereien des Schicksals. Frau v. Lepel (die erste) kam in Venedig aus den Heimwehtränen nicht heraus, und Lepels Versuche, diese Tränen durch Bildergalerien zu trocknen, scheiterten jämmerlich. Noch schlimmer

erging es dem jetzigen Kaiser von Rußland und seiner schönen Dagmar; sie waren nach einem selten besuchten Schloß ins Innere gereist und verbrachten die Nacht auf einem Tisch sitzend, weil Bett und Zimmer ein Ameisenhaufen von Schwaben (blackbeetles) waren. Kastellan des Schlosses hätte ich am andern Morgen nicht sein mögen!

Uns ist es all die Zeit über nicht sonderlich gut gegangen. Vielleicht ist das sonderbare Klima dieses Sommers schuld, vielleicht die Malariawohnung in Krummhübel, vielleicht das Alter. Brauchte man nicht seine Kräfte, um, des lieben Brotes halber, am Trapez weiter zu turnen, so wär' es alles ziemlich gleichgültig; aber Aufgaben erfüllen sollen, ohne den richtigen Muck dazu, ist mitunter schwer.

Die Lichterfelder[1]) haben wir in den letzten anderthalb Wochen wenig gesehen, zum Teil wohl, weil ihre Zeit, wenn sie in Berlin sind, durch Proben zum Koloniefest (Aufführung von „Krieg im Frieden") in Anspruch genommen wird. Ich bastle natürlich wieder an einem Prolog und insofern gern, als ich immer an die Möglichkeit einer Unterkriechung in einem Koloniehause denke. Holtei verbrachte seine letzte Zeit in einem Breslauer Kloster, warum ich nicht in irgendeinem Maison d'Orange! Doch mit solchen Betrachtungen will ich den Brief nicht schließen, lieber mit Wünschen für Euer andauerndes Glück.

Wie immer Dein alter Papa

An Theodor Fontane.

359) Berlin, d. 13. Dezember 1886.

Mein lieber, alter Theo.

Sei schönstens bedankt für Deinen lieben Brief vom 5. Mit herzlicher Freude hören wir stets von Deinem, von Eurem

[1]) Fontanes Sohn, Hauptmann George F., der seit 1885 wieder als Lehrer am Haupt-Kadettenhause in Lichterfelde wirkte, und dessen Frau.

Glück; häusliche Plauderabende sind das Beste. Außerdem scheint mir die politische Lage doch so zu sein, daß man jedem, der vorläufig noch warm sitzt, zurufen darf: „Nimm's mit." Wenn die alte Geschichte vom „auf dem Vulkan tanzen" je zutraf, so in diesem Augenblick. Ich traue der Geschichte nicht von heut' auf morgen und begreife die Fortschrittler nicht, die noch nicht genug Blamage weghaben und gewillt scheinen, ihre Regierungsunfähigkeit immer deutlicher zu zeigen. Man kann an ihnen recht studieren, wie wenig bei doktrinärer Rechthaberei, bei Betonung an und für sich guter und trefflicher Sätze herauskommt, wenn der Sinn für das Natürliche, das Nächstliegende fehlt. Freiheit, Sparsamkeit, Geldbewilligung: alles wundervoll; aber daß ich morgen meinen Kaffee ohne eingestippten Franzosen (oder er mich) trinke, ist wichtiger als die ganze Dreiherrlichkeit. Ich habe das Vertrauen zu den Leitern unserer Regierung, daß sie nicht zum Spaß aus Deutschland ein Heerlager machen wollen. Sie tun, was sie müssen.

Dein Telegramm zum 4. war reizend, fein und graziös, und ließ alles andere Gesäure (darunter auch eine Drahtleistung von mir) weit zurück. Am 2. (Polterabend)[1]) haben die drei mitwirkenden Fontanes den Vogel abgeschossen, Mete natürlich an der Spitze. Ich war nicht da, es soll aber famos gewesen sein. Wenn doch ihr Glück einigermaßen ihrer Begabung entspräche! Aber das Glück hat sie nicht mal in kleinen Dingen; so verknaxte sie sich, über einen Balken stürzend, unmittelbar vor der Aufführung den linken Fuß, fiel aus einer Ohnmacht (vor Schmerz) in die andere und trat dann vor, um einen von Jul. Wolff gedichteten Prolog zu sprechen, was an und für sich eine Leistung war.

Strengt Euch nur nicht mit Weihnachtsgeschenken an, jede Mark ist weggeworfen; man muß mit solchen alten

[1]) Polterabend und Hochzeit des mit Fontanes Tochter eng befreundeten Fräuleins Martha Müller-Grote.

Geschichten brechen, wenn man nicht Harun al Raschid oder Bleichröder ist.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

360) Berlin, d. 2. Januar 1887.

Meine liebe Martha.

Habe herzlichen Dank für Deine Gratulationskarte zum 30., die, mit einer gleichzeitig eintreffenden Deines Theo, den Tag glücklich einleitete. Du hast recht, die Sehnsucht nach Geschenken ist eingeschlafen, so total, daß nicht mal mehr aufgebaut wird, was ich als einen entschiedenen Fortschritt empfinde; denn die Trios, Filzschuhe, Buckskin-Handschuhe und Eau-de-Cologne-Flasche, brachten mich immer nur in Verlegenheit. Zur Steuer der Wahrheit muß ich hinzusetzen, daß mir das aufgebaute große Los auch nur Verlegenheit bereitet haben würde; das Alter (eine seiner besten Seiten) macht wunschlos. Freilich soll man darin nicht zu weit gehn, was ich leider tue; denn man hat Kinder, und ich bezweifle keinen Augenblick, daß Ihr mir ein Viertel vom großen Lose nur zum Guten anrechnen würdet.

Aber kehre ich aus dem Reich der Betrachtungen und Träume zu den Wirklichkeiten des 30. zurück. Wir ergingen uns in einer „großen Gesellschaft", die, nach der Seite der Verpflegung, wenigstens quantitativ genügt haben muß, oder noch mehr als das; denn verschiedene liegen salat- oder marzipankrank darnieder, darunter auch George und ich. Beim Essen sorglich Maß halten, ist leider keine Fontanesche Tugend; wie's mit Deinem Theo in dieser Beziehung steht, weiß ich nicht mehr genau. Unter allen Umständen grüße ihn und danke ihm herzlich für seinen Brief und seine Karten zu Geburtstag und Neujahr. Er wird mir nicht böse sein, wenn ich die weitere Beantwortung den Damen überlasse. Von Eurem Glück zu hören, ist mir im-

mer eine Herzensfreude; wohl hab' ich es nicht anders erwartet, denn gut und gut gibt Glück. Aber sicher hat man's nie, und um die Gnade der großen Rätselmacht, sie heiße nun Gott oder Schicksal, muß immer gebeten werden. Sicherheit ist Gefahr; wir sollen in einem Bangen bleiben und jedem neuen glücklichen Tag neuen Dank entgegenbringen.

Wie immer Dein alter Papa Th. Fontane

An Mathilde v. Rohr.

361) Berlin, d. 2. Januar 1887.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Glückwünsche, desgleichen für das, was gestern noch in sich immer gleichbleibender Güte für Küche und Sonntagstisch einpassierte. Der Geburtstag verlief gut. Wir hatten die Freunde gebeten, mit ihren Gratulationen erst am Abend kommen und dann bleiben zu wollen. Und so geschah es denn auch. Wir waren bei Pute und Punsch bis nach ein Uhr zusammen. Menzel, der immer erst spät kommt, war dafür auch der letzte, der ging. Es verlief alles sehr gut, was man nicht dankbar genug anerkennen kann. Denn eine so bunt zusammengewürfelte Gesellschaft zusammenzuhalten und die fremden, ja beinah feindlichen Elemente bis zu gemütlicher Konversation zu bringen, ist wirklich eine Leistung. Zöllners sind in dieser Beziehung immer eine große Hilfe. Auch machte sich's gut, daß drei junge Damen, Anna Zöllner, Frl. Conrad (die sehr beliebte Schauspielerin) und Georges junge Frau mit unsrer Martha gemeinschaftlich die Bedienung der Gäste übernahmen. Unter diesen waren mein Schwager Sommerfeldt und Frau, Justizrat Robert und Frau, Herr und Frau v. Heyden und eine reiche und schöne Frau Richter (Krummhübler Bekanntschaft), welche Aufzählung ich nur mache, um Ihnen zu zeigen, wie schwer es

war, die Leute aneinander zu bringen. Um acht erschienen die Gäste, und zehn Minuten vor acht erschien, wie von ungefähr, auch Frau v. Bl. Meine Frau geriet in eine gewisse Verlegenheit. Ich gar nicht, weil mich's amüsierte. Als drei, vier Gäste da waren, brach sie auf, nachdem sie aufgefordert war zu bleiben. Immer wieder habe ich den Eindruck des Unheimlichen. Dieser schwarze, mächtige, wohlgenährte Kasten und ewig mit der Witwenträne im Auge. Wenn ich ihr unrecht tue, will ich ihr gern abbitten. Dabei hat ihr Schmerz so was Beleidigendes. Sie tut, als ob der liebe Gott das Herrlichste von Glück, Idyll und Liebe zerstört habe, was je gewesen sei, ein Glück, eine Herrlichkeit, eine Schönheitsschöpfung, die er eigentlich die Pflicht gehabt hätte, noch viele, viele Jahre zu konservieren. Das Schlimmste ist, daß sie auch den armen Mann dadurch schädigt, und daß die Freundschaft für ihn notwendig unter der Betrachtung leiden muß; und mit dieser Frau soll er ein Liebes- und Turteltaubenleben geführt haben! Es ist doch eine merkwürdige, nicht sehr erquickliche Familie. Das Christentum kann einem da ordentlich verleidet werden.

Nochmals Dank und tausend Glückwünsche zum neuen Jahr.
In aufrichtigster Verehrung Ihr Th. Fontane

An Paul Schlenther.

362) Sonntag abend (9. Januar 1887).

Hochgeehrter Herr.

Nochmals besten Dank für den großen Genuß[1]), um den ich ohne Ihre Güte gekommen wäre. Ich empfehle mich Ihnen gleich für die Zukunft und bitte Sie, wenn mal wieder dergleichen vorkommt — freilich die Ibsens sind dünn gesät — meiner gleich freundlich zu gedenken. Liebevoller Zwang ist das Beste, was einem passieren kann.

[1]) Es handelt sich um die erste Berliner Aufführung von Ibsens „Gespenstern" in einer Matinee im Residenztheater.

Ich wollte diesen Zeilen fünf Mark für mein Billet beischließen. Glücklicherweise ist mir aber noch eingefallen, daß es vielleicht viel mehr kostet, und daß ich, mit erstrebter Schuldentilgungsexaktheit, dann eine Verlegenheit geschaffen haben würde. Ihre Güte läßt mich wohl wissen, was ich mit bestem Danke einzusenden habe.

Und nun die Hauptsache. Sie werden morgen vormittag über Ibsen schreiben, und ich freue mich schon auf die Abendstunde, wo ich's lesen werde. Mich selber drängt es ebenfalls, etwas über dies merkwürdige Stück zu sagen, weshalb ich bei Ihnen anfrage, ob es Sie nicht verdrießen würde, wenn ich mich sechsunddreißig oder achtundvierzig Stunden nach Ihnen auch noch in der „Vossin" vernehmen ließe. Von einem Widerstreit der Meinungen kann dabei gar keine Rede sein. Ich bin selbst so sehr die helle Bewunderung, daß ich mit meiner Altenherrnweisheit weder Ihnen noch Ibsen sonderlich ins Gehege kommen würde. Nur den in den „Gespenstern" umgehenden gesellschaftlich-reformatorischen Schemen der Sittlichkeitsprätension oder, wenn diese (was möglich ist) fehlen sollte, dem anspruchsvoll und unberechtigt zutagetretenden Pessimismus einer trotz scheinbarer Zutreffendheit doch verschrobenen Weltanschauung würde ich entgegentreten. Die Bewunderung für die dichterische Arbeit bleibt: Abweichung nur im Letzten und Innersten[1]).

Ich richte es so ein, daß Sie diese Zeilen erst um ein Uhr erhalten, wenn Sie mit Ihrer Kritik fertig sind. Ist Ihnen meine Bitte nicht angenehm, worin ich mich leicht zurecht finden würde, so bitte ich Sie, diese Zeilen einfach in den Papierkorb wandern zu lassen. Erscheint Ihnen diese Doppeläußerung in der „Vossin" aber als ein guter, glücklicher, ersprießlicher Gedanke, so bitte ich Sie auch noch, beim Herrn Chefredakteur, dem ich mich empfehle, die Sache durchfechten zu wollen.

In aufrichtiger Ergebenheit Th. Fontane

[1]) Vgl. Kritische Causerien. Ges. Werke, II 8, S. 180ff.

An Karl Zöllner.

363) Berlin, d. 22. Februar 1887.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Chevalier.

Die Wahlen sind Gott sei Dank vorbei. Noch in zwölfter Stunde wollte man mich durch einen „Eilenden" an die Wahlurne zitieren. Ich lehnte aber standhaft ab. Die Verhältnisse liegen bei mir so kompliziert, daß ich ehren- und anstandshalber nicht stimmen kann.

Tausend Grüße meiner lieben Freundin.

Wie immer Dein alter Noel

An Theodor Fontane.

364) Berlin, d. 1. April 1887.

Mein lieber, alter Theo.

Der Tod der guten R. wird auch Dir durch B. gemeldet sein; trotz des breiten Trauerrandes um Brief und Kuvert kann die Trauer nicht groß sein, denn Tante R., wie mir Frau Professor G. neulich erzählte, war für das Haus ihrer Nichte ein Schrecknis geworden. Sie wollte alles vom Standpunkt der höheren Berliner Geheimrätin aus reformieren und der armen Frau das Singen abgewöhnen, „weil sie so schlecht sänge". Als ob es darauf ankäme, wenn man singen will. Nichts tyrannischer als alte Leute mit dem Liebenswürdigkeitsruf. Mitunter ist mir, als bereitete ich mich auch darauf vor.

Aber lassen wir die Toten und die's werden wollen, und wenden wir uns den Lebenden zu, den Lebenden und den Glücklichen. Mit herzlicher Freude lese ich Deine Briefe, die nicht nur von Glück sprechen — das will nicht viel sagen, jeder ist mal glücklich — nein, die mir in jedem Wort auch zeigen, daß Du Dich auf Glück verstehst. Und das ist die Hauptsache. Denn wenn ich auch nicht ganz bestreiten will, daß es Pechvögel gibt, so gilt doch vom Glück im ganzen dasselbe wie vom Gold: es liegt auf

der Straße, und der hat's, der's zu finden und aufzuheben versteht. Du hast, wenn mich nicht alles täuscht, von Deinem Alten die Fähigkeit geerbt, Dich in zehn Stunden (um nicht zu sagen Minuten) an zehn Dingen freuen zu können, und wer die Fähigkeit hat, der ist „schöne 'raus". Ist sie wirklich ein Erbe von mir, so kannst Du's auf wenigstens 50 000 Mark schätzen, was mir ein Selbstgefühl und eine Beruhigung gibt.

Heut' am Bismarckstage haben wir wie gewöhnlich gratuliert, aber nur mit drei Karten, darunter zwei weibliche; es gab Zeiten, wo wir wie ein Clan im Kanzlerpalais auftauchten oder wie der Rohrsche Ahnherr, der irgendeinem alten Kaiser 24 Rohrs vorstellte. Wenn sie damals schon so lange Nasen hatten wie heute, muß ein Kilometer herausgekommen sein, und wenn sie schon so geistreich waren wie heute, muß die Tafelkonversation merkwürdige Funken gesprüht haben. Ich liebe sie aber doch.

Das Befinden hier ist leidlich, was ich, soweit ich in Betracht komme, meiner wachsenden Absperrung von der Welt zuschreibe. König Ludwig II. war verrückt, aber daß er keine Menschen und am wenigsten seine Bierbayern sehen wollte, kann ich ihm nicht verdenken. Ich mache aber nicht Proselyten in Einsiedelei; ganz im Gegenteil, die Jugend gehört ins Leben, weil ihr das Leben gehört.

Wie immer Dein alter Papa

An Paul Schlenther.

365) Berlin, d. 2. Juni 1887.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Erst gestern abend, wo Dr. Brahm eine Stunde bei uns verplauderte, habe ich in Erfahrung gebracht, daß ich die freundliche Besprechung „Céciles" in der „Vossin"[1]) Ihrer Güte verdanke. Jede Zeile bekundet Wohlgeneigtheit gegen Buch

[1]) Im Morgenblatt vom 27. Mai 1887.

und Verfasser, am meisten vielleicht da, wo der Schwächen und angreifbaren Punkte gedacht wird. So z. B. der Längen und Breiten in der Quedlinburger Lokalbeschreibung. Dabei hat Ihre Güte darauf verzichtet, den Leser wissen zu lassen, daß das Buch von solchen „Quedlinburgereien" (Julius Wolff deutungsreich, ist aus Quedlinburg, nicht bloß Klopstock) wimmelt. In einem Punkte sind Sie mir, glaub' ich, nicht ganz gerecht geworden. „Cécile" ist doch mehr als eine Alltagsgeschichte, die liebevoll und mit einem gewissen Aufwande von Kunst erzählt ist. Wenigstens will die Geschichte noch etwas mehr sein. Sie setzt sich erstens vor, einen Charakter zu zeichnen, der, soweit meine Novellenkenntnis reicht (freilich nicht sehr weit), noch nicht gezeichnet ist, und will zweitens den Satz illustrieren: „Wer mal drin sitzt, gleichviel mit oder ohne Schuld, kommt nicht wieder heraus." Also etwas wie Tendenz. Auch das, wenigstens in dieser Gestaltung, ist neu. Mein Dank wird durch diese Bemerkungen nicht beeinträchtigt. In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Martha Fontane.

366) Berlin, d. 1. Juli 1887.

Meine liebe Mete.

Schon über vier Wochen bist Du fort und bis heute keine Zeile von Deinem schreibeseligen Papa. Aber das viele Schreiben war eben schuld, daß er nicht schrieb. Übermorgen hoffe ich mit der Novelle, bei der ich wenigstens wieder „Geduld" bewiesen habe, fertig zu sein, dann ein paar Besuche und dann hinaus nach „Seebad Rüdersdorf", wo Du, acht Tage später, vielleicht auch Deinen Einzug hältst. Außer einer wundervollen Badestelle findest Du auch die Mutter des Wirtes, eine 85jährige Französin, die, trotz 55jährigen Aufenthaltes in Berlin, immer noch ausschließlich französisch spricht. Also Fortsetzung der Desteuquetage; Lettow, Massow, Witzleben werden freilich

fehlen und die Sperlinge nicht von der richtigen Nummer sein.

Meine Sommerpläne sind übrigens auch jetzt noch in der Schwebe; ich habe zwar in „Seebad Rüdersdorf" bis Weihnachten gemietet, aber vielleicht halte ich nicht acht Tage aus. Das Lokal ist entzückend, die Wirtin eine angenehme Frau, und die Verpflegungsfrage kann nicht maßgebend werden für jemand, der in Krummhübel die hohe Schule durchgemacht hat. Aber was kann einen nicht alles vertreiben: Köter, Hähne, Mäuse, Menschen. Findet solche Vertreibung statt, so gehe ich noch vierzehn Tage nach Rügen und dann — hoffentlich von Dir begleitet — im September zu Frau Schreiber nach Krummhübel. In Rüdersdorf will ich einige lange märkische Kapitel schreiben, in Krummhübel die neue, in Schleswig und Kopenhagen spielende Novelle[1]). — George ist recht elend und macht mir wirklich Sorge. Wenn er morgen nach München führe und das bayerische Gebirge vier Wochen lang durchwanderte, wäre er wieder in Ordnung, aber aus sich heraus kann er es nicht (so viel Kraft und Willen bringt er gar nicht mehr auf), und ein superiorer, Macht über ihn habender Faktor ist nicht da. Für solche Fälle war unser alter Pankritius vorzüglich, aber wir haben ihn nicht mehr, und ein junger Durchschnittsdoktor kann solchen alten Isegrimm nicht ersetzen. Und so müssen denn die Dinge gehen, wie sie gehen wollen.

Grüße und küsse das Münstersche junge Paar. Wann wird denn Theo „Rat"? Dies muß er mich doch erleben lassen. Er ist dann der erste dieses Namens. Wie immer Dein alter

Papa

An Emilie Fontane.

367) Seebad Rüdersdorf, d. 7. Juli 1887.

Liebe Frau.

Den ganzen Nachmittag über habe ich Mete begleitet, die

[1]) „Unwiederbringlich".

während dieser Stunden so ziemlich den Gegensatz von Seebad Rüdersdorf kennengelernt haben wird: den Kölner Dom. Das einzig Gemeinsame ist ein süßlicher, penetranter Geruch, aber da bin ich doch für katholischen Weihrauch. Zu meinen kleinen Schicksalen gehört auch: regelmäßige Flucht vor Berliner Luft, und welcher Eintausch! In Wernigerode, in Norderney, in Schmiedeberg, in Krummhübel und nun hier — überall dasselbe!

Den Nachmittag habe ich in Rüdersdorf verbracht, wo ich mein Telegramm und meinen Brief abgab. Die Fahrt hin machte ich zu Schiff, zurück ging ich, nachdem ich mir Kirche, Kriegerdenkmal (hübsch auf dem Berge gelegen) und den Bergwerksbetrieb angesehen hatte. Der Ort wirkt so wie Plaue, Wilsnack usw. Alle diese Jammernester haben irgendwo einen Charme, eine relative Bedeutung: in Plaue das Schloß samt seinen historischen Erinnerungen, in Wilsnack die Wunderblutkirche mit ihrer immerhin interessanten Geschichte, in Rüdersdorf das Bergwerkswesen und die Wichtigkeit desselben für Berlin. Trotzdem — Du siehst, daß ich gelten lasse, was nur irgend Geltung beanspruchen kann — empfinde ich diesen märkischen Nestern gegenüber immer wieder den niedrigen Stand unserer Provinz und ihrer Bevölkerung. Berlin ist ein Ding für sich, und auch in vielen kleinen Städten mögen sich gelegentlich Erfreulichkeiten finden; im ganzen steht alles nach wie vor auf einer traurigen Tiefstufe, so daß die schlesischen Gebirgsdörfer wahre Paradiese daneben sind. Die Leute dort (in Schlesien) haben einen natürlichen Schönheitssinn, auch die ärmsten sind beflissen, alles niedlich, anheimelnd erscheinen zu lassen. Dieser Sinn fehlt unsrer Provinz; alles ist arm, häßlich, trist, und mit der Wohlhabenheit fängt nicht der feine Sinn, sondern die Protzigkeit an. Es ist ein zuverlässiger, verständiger, intelligenter Menschenschlag, aber ohne jede Spur von dem, was gefällig wirkt.

Die Häuser hier sind mit Menschen besetzt. Viele Kinder, doch scheint alles ausreichend artig und manierlich zu sein. Ich glaube nicht, daß große Störungen zu befürchten stehen. Auch Mücken, krähende Hähne usw. fehlen. Fehlen auch Wanzen und Mäuse, so will ich zufrieden sein. Ich will nur arbeiten und mich in Wald- und Seeluft ergehen, und das werde ich ja wohl erreichen. Es gibt nur ein Mittel, sich wohl zu fühlen: man muß lernen, mit dem Gegebenen zufrieden zu sein und nicht immer das verlangen, was gerade fehlt.

Kommt noch nicht; ich muß mich erst mehr einleben.

Wie immer Dein Alter

An Emilie Fontane.

368) Seebad Rüdersdorf, d. 10. Juli 1887.

Liebe Frau.

Sei schönstens bedankt für die Kiste. Alles ist mit gewohnter Promptheit besorgt worden und sogar mit einem Agio: Tasse, Milchtopf, Fleischextrakt. Mit Hilfe von Papierschere, Falzbein und Eggersschem Korkenzieher habe ich geöffnet und ausgepackt und mein Zimmer in a snug home umgewandelt. Übrigens hatte sich's schon vorher gebessert; gestern kam der Glaser, ein Tisch mit Tischkasten hat sich eingefunden, und bei der Frau habe ich einen Stein im Brett. Noch mehr bei der alten, 87jährigen Französin, Liesens Mutter.

Es ist hier viel besser, als ich anfangs gedacht habe; beide, er und sie, sind ausgezeichnete Wirte, verbindlich, umsichtig; alles, was man genießt, appetitlich und wohlschmeckend und die Nächte weder durch Glut, noch Mücken, noch Schlimmeres gestört. Ich kam etwas deprimiert heraus, fand alles in einem traurigen Schmuddelzustand vor, namentlich sehr unordentlich, und sah nun die Sache trostloser an als nötig. Ich bin in diesem Augenblicke mit meinem Aufenthalte vollkommen zufrieden und zieh' ihn Interlaken oder Ragaz oder Thale weit

vor. Du verkennst ganz meinen Geschmack. Stünden mir für Juli und August alljährlich 2000 Taler zu Gebot, so ginge ich nach Schwenningen oder Isle of Wight oder Sorrent (himmlisches Tramontane, noch dazu Reimwort auf unsern Namen), und da wollt' ich Dir und Mete ganz angenehm leben, aber aut aut. So lieb es mir ist, alle diese Finessen kennengelernt zu haben, so habe ich mich nur wohl dabei gefühlt, weil ich es als „Studie" ansah, als unerläßlich für meine Stellung und meinen Beruf; zu Hause war ich auf diesen Höhen des Lebens nie, weil ich arm wie eine Kirchenmaus ins Leben getreten bin und ebenso wieder hinausgehe. Wie so vieles, ist auch das lediglich eine Geldfrage; Bleichröder gehört nach Tréport oder Biarritz ich gehöre nach Seebad Rüdersdorf. Und wenn ich es an solchem Platze nur nicht zu tief unter den märkisch-landesüblichen Ansprüchen finde, so bin ich zufrieden. Ich übe diese Sorte von Anspruchslosigkeit nicht aus Bescheidenheit, sondern aus künstlerischem Sinn, ganz so, wie unsre kleine Schneiderwohnung für unser Mobiliar und unsern ganzen Lebenszuschnitt das einzig Richtige ist. Die alte Erbuhr in ein Zimmer mit Stuckposaunenengeln gestellt, wäre ein Unding; bei uns freue ich mich, wenn ich sie sehe.

Wie immer Dein Alter

An Emilie Fontane.

369) Seebad Rüdersdorf, d. 10. Juli 1887.

Liebe Frau.

Eben komme ich von einem reizenden Spaziergange nach der Woltersdorfer Schleuse zurück, wo ich in dem „Gasthaus zum Kranichsberg" einen Gilka und eine Flasche Sodawasser genoß. Beides zusammen kostete 20 Pfennige, der Gilka 5, das Sodawasser 15; dergleichen tut mir wohl, ich bin nun mal fürs Kleine, da ich das Große nicht haben kann. Vielleicht wäre ich aber auch unter allen Umständen fürs Kleine.

Es gibt solche Naturen; die letzten drei Hohenzollern gehören dahin: Friedrich Wilhelm III. (der gewiß), aber auch Friedrich Wilhelm IV. und unser alter Kaiser. Alle drei waren Leute, die Lichtstümpfchen — ein Hauptkennzeichen — aufhoben.

Auf der Woltersdorfer Schleuse war ein großes Leben. Überall (wie auch hier) Vorstadtsehepaare mit merkwürdig forschen und hübschen Weibern, manche sehr hübsch, und alle von einer kolossalen Sicherheit und Befriedigtheit. Sie wirken ganz glücklich und haben wohl auch Grund dazu: sie sind gesund, die meisten in andern Umständen, haben hübsche Kinder um sich her und verfügen über einen Mann, der gehorcht und für alles sorgt und nicht bloß zärtlich, sondern von seinem Ehegespons auch noch sehr eingenommen ist. Unendlich harmlose, zugleich aber von sich, ihrem Wert und Können stark überzogene Menschen. Woltersdorf hat eine sehr komplizierte Lage. Dorf, Schleuse, Kietz sind sehr weit voneinander getrennt und bilden sozusagen drei Ortschaften; der Kietz, weil auf einer Landzunge zwischen zwei Seen gelegen, heißt Interlaken, so daß ich also Deinem Wunsche prompt nachkam und mich auf der Stelle nach „Interlaken" begab.

Aber weshalb ich eigentlich heute noch schreibe? Ich habe gestern die vier Bogen (64 Seiten) gelesen, die den Anfang von Lindaus „Arme Mädchen" enthalten. Eine ganze Weile war ich nicht sonderlich befriedigt; von dem Augenblick an aber, wo der Charakter der Regine v. Sellnitz in den Vordergrund tritt und nun der Gang in die Oper und die Logenszene zwischen ihr und dem jungen Roué (auch eine famose Figur) geschildert wird, interessierte mich die Geschichte nicht bloß, sondern imponierte mir auch. Ich hätte nicht gedacht, daß Lindau etwas so Hervorragendes schreiben könne; die Szene selbst ist tiefwahr, der Dialog wundervoll, die Wirkung bedeutend. Leute, wie unser guter Roquette werden vielleicht

sagen, „daß sie so was Ordinäres und nach Bums Schmeckendes nicht lesen können"; aber der Kleine könnte lachen, wenn er so etwas schreiben könnte. Dazu gehört eine andre Puste, als er besitzt. Die Ähnlichkeit mit „Irrungen, Wirrungen", auch mit „L'Adultera", „Cécile" und „Stine" ist mitunter außerordentlich groß, aber der Geist, aus dem heraus wir schreiben, ist ganz verschieden. Er beherrscht diese Welt ganz anders wie ich, und ich stehe, was Wissen, Eingeweihtsein, Anschauungen usw. angeht, wie ein Waisenkind neben ihm. Aber in diesem bloß halben Wissen und in dem Gezwungensein, dichterisch nachzuhelfen, stecken auch wieder meine Vorzüge.

Überall hier seh' ich reizende junge Leute, die diesem oder jenem Klub angehören: Bicyclefahrer, Seglerklub, Bootfahrerklub, Kegelklub. Friedel muß durchaus Anschluß bei etwas Derartigem suchen, dann hat er das, was ihm fehlt. Sind es nette Leute und gute, anständige Menschen, so bezahle ich mit Vergnügen, was die Sache kostet — natürlich, solange ich kann.

Wie immer Dein Alter

An Emil Dominik.

370) Seebad Rüdersdorf, d. 14. Juli 1887.

Hochgeehrter Herr.

Ihren liebenswürdigen Brief vom 4., den ich noch in Berlin empfing — erst seit dem 7. bin ich hier — hätte ich viel früher beantwortet, wenn ich nicht gewünscht hätte, vorher über die Schicksale meiner für die „Vossin" bestimmten Novellen aufgeklärt zu sein. Stephany kam und kam nicht (er war diesmal acht Wochen fort statt der herkömmlichen sechs), und da sich in seiner Abwesenheit weder Lessing noch der stellvertretende Redakteur Dr. Liepmann bei mir meldeten, so kam mir der Soupçon: „Gott, die fangen wohl an, mau zu werden." Hätte sich dieser Soupçon nun bestätigt, so hätte ich mir erlaubt,

Ihnen die Novelle[1]) anzubieten, wiewohl ich weiß, daß man Arbeiten (auch ungelesene), die von andern eben zurückgewiesen wurden, nicht gleich wieder ins Feuer schicken soll. Es ist wie mit einer geschlagenen Truppe. Der Führer hat die Courage verloren, und der Truppe selbst sitzt „der Dod um der Nase". Nun, um's kurz zu machen, meine Befürchtungen waren unbegründet. Stephany war bei seiner Rückkehr (meine Frau suchte ihn auf; ich war schon fort) sehr liebenswürdig, und so wird denn wohl der Abdruck am Sonntag oder Dienstag früh beginnen. In einem Betracht bin ich froh darüber, weil das bessere Publikum der „Vossin" so recht in der Lage ist, den berlinschen „flavour" der Sache — worauf ich mich schließlich doch wohl am besten verstehe — herauszuschmecken. Auch hat das rasche Aufeinanderfolgen der Kapitel große Vorteile. Anderseits sag' ich mir: „Gott, wer liest Novellen bei die Hitze? Wer hat jetzt Lust und Fähigkeit auf die hundert und, ich kann dreist sagen, auf die tausend Finessen zu achten, die ich dieser von mir besonders geliebten Arbeit mit auf den Lebensweg gegeben habe[2])?" Den Geldpunkt lasse ich dabei noch unerwähnt. Ich kriege nun, weil es schon ein über vier Jahre altes Abkommen ist, vierhundert Mark pro „Nord- und Süd"-Bogen, während mir Kroener für meine neueste, im vorigen Jahr in Krummhübel geschriebene Arbeit sechshundert Mark zahlt. Es ist mir dies aber gleichgültig, was ich mit Nachdruck hervorhebe, damit Sie nicht unter ironischem Lächeln sagen: „Donnerwetter, der ist teuer geworden." Unter vier-

[1]) Emil Dominik gab die Zeitschrift „Zur guten Stunde" heraus. Hier erschien (vgl. den Schluß des Briefes) Bd. 1 (1888) Sp. 813ff. Th. Fs. Novelette „Eine Frau in meinen Jahren". (Ges. Werke II, Bd. 9, S. 358.) Derselbe Band enthält Sp. 37ff. den Vordruck des ersten Aufsatzes aus den „Fünf Schlössern": Quitzöwel oder die Quitzows in Geschichte, Lied und Sage.

[2]) „Irrungen, Wirrungen!" Der Roman erschien in der „Vossischen Zeitung" vom 24. Juli bis 23. August. Als Buch in demselben Jahr in Leipzig bei Steffens.

hundert möchte ich nicht mehr sinken. Aber was darüber ist, ist mir angenehm, ohne Gegenstand der Begehrlichkeit zu sein. Wenn Sie die Arbeit lesen — Sie machen ja dergleichen möglich, und wenn's auch Geschäfte hagelt — bin ich neugierig, Ihre Meinung darüber zu hören, und ob Sie's als Fluch oder Segen ansehn, an der Geschichte vorbeigeschrammt zu sein. Nie hätte ich geglaubt, daß Ihnen die Bilderfrage je Sorge machen könnte. Hoffentlich hat die Reise nach München alles erledigt. — Quitzöwel rückt trotz der kannibalischen Hitze tapfer vorwärts. — Von Novellistischem geb' ich Ihnen ein paar Kleinigkeiten zur Auswahl, weil ich, solange die märkischen Kapitel laufen, nicht gern mit einer größeren Arbeit daneben auftauchen möchte. Es sieht so gnietschig aus.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Friedrich Stephany.

371) Seebad Rüdersdorf, d. 16. Juli 1887.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihren Brief und die erste Kritik über „Irrungen, Wirrungen". Ich kann nur sagen, ich wünsche von Herzen, daß die Kritiken, die folgen werden, nicht unfreundlicher ausfallen mögen. Ja, Sie haben es vorzüglich getroffen: „Die Sitte gilt und muß gelten." Aber daß sie's muß, ist mitunter hart. Und weil es so ist, wie es ist, ist es am besten: man bleibt davon und rührt nicht dran. Wer dies Stück Erb- und Lebensweisheit mißachtet — von Moral spreche ich nicht gern —, der hat einen Knax für's Leben weg. Ja, das wär' es ungefähr.

Wenn ich Tugendphilister dergleichen schreiben konnte, so ist das die ewig alte Geschichte: Rotköppe mit Sommersprossen und einer riesigen Sirupsstulle im Maul verschlingen Heldengeschichten[1]), und Leute, die keine Fliege an der Wand töten

[1]) Vgl. Th. Fs. Gedicht „Fritz Katzfuß". — Krauts, der damals sehr bekannte Scharfrichter.

können, sind literarisch von einer Beilfertigkeit, um die sie Krauts beneiden könnte. So bin ich zum Schilderer der Demimondeschaft geworden. Ich hab' es durch Intuition, um nicht blasphemistisch zu sagen „von oben". Schließlich ist es aber nicht so wunderbar damit. Erstlich hat man doch auch in grauer Vergangenheit in dieser Welt rumgeschnüffelt, und zweitens und hauptsächlichst: alles was wir wissen, wissen wir überhaupt mehr historisch als aus persönlichem Erlebnis. Der „Bericht" ist beinah alles. Alles ist Akten- oder Buch- oder Zeitungswissen, auch in den intimsten Fragen. Ich bilde mir ein, über den alten Fritzen einen Essay aus dem Stegreif schreiben zu können, und manche sollen wirken, als ob ich bei Kunersdorf oder Torgau oder auf der Terrasse von Sanssouci mit dabei gewesen wäre. Ich war aber glücklicherweise nicht mit dabei. Sonst wäre ich längst tot, und der Mensch ist nun doch mal dumm genug, leben zu wollen.

Wem verdanke ich die famose Kritik in den „Grenzboten"?[1]) Ist Ihnen der Verfasser erreichbar, so bitte ich dringend, ihm in meinem Namen zu danken. Gott, sich so liebevoll, eingängig und nicht bloß wohlwollend, sondern auch fein im Ausdruck behandelt zu sehn, ist eine wahre Herzstärkung. Wer die Sachen so anfaßt, den Ton hat, der könnte einem selbst den schärfsten Tadel versüßen.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Theodor Fontane.

372) Krummhübel, d. 8. September 1887.

Mein lieber, alter Theo.

Sei schönstens bedankt für Deinen lieben Brief, dem ich in vielen Stücken zustimmen kann, freilich nicht in allen. In

[1]) Th. Fs. Roman Cécile. (Grenzboten 1887. Drittes Vierteljahr S. 130 f.). Der Verfasser des anonym erschienenen Aufsatzes war ein Dr. Stern.

der Parallele, die Du zwischen „Irrungen, Wirrungen“ und „Cécile“ ziehst, stehe ich ganz auf Deiner Seite. Die langen Auseinandersetzungen über die Askanier werden nicht viel Freunde gefunden haben, und hinsichtlich meiner künstlerischen Absicht, den „Privatgelehrten“ als eine langweilige Figur zu zeichnen, wird man mir mutmaßlich sagen, „meinem Ziele nähergekommen zu sein als nötig.“ Als ich an „Cécile“ arbeitete, begegneten mir allerhand Ödheiten in den Berliner und Brandenburgischen Geschichtsvereinen, und weil diese Ledernheiten zugleich sehr anspruchsvoll auftraten, beschloß ich, solche Gelehrtenkarikatur abzukonterfeien. Ich hätte es aber lieber nicht tun sollen, die Novelle wäre dadurch um etwas kürzer und um vieles besser geworden.

Auch darin hast Du recht, daß nicht alle Welt, wenigstens nicht nach außen hin, ebenso nachsichtig über Lene denken wird wie ich; aber so gern ich dies zugebe, so gewiß ist es mir auch, daß in diesem offene Bekennen einer bestimmten Stellung zu diesen Fragen, ein Stückchen Wert und ein Stückchen Bedeutung des Buches liegt. Wir stecken ja bis über die Ohren in allerhand konventioneller Lüge und sollten uns schämen über die Heuchelei, die wir treiben, über das falsche Spiel, das wir spielen. Gibt es denn, außer ein paar Nachmittagspredigern, in deren Seelen ich auch nicht hineingucken mag, gibt es denn außer ein paar solchen fragwürdigen Ausnahmen noch irgendeinen gebildeten und herzensanständigen Menschen, der sich über eine Schneidermamsell mit einem freien Liebesverhältnis wirklich moralisch entrüstet? Ich kenne keinen und setze hinzu, Gott sei Dank, daß ich keinen kenne. Jedenfalls würde ich ihm aus dem Wege gehn und mich vor ihm als vor einem gefährlichen Menschen hüten. „Du sollst nicht ehebrechen“, das ist nun bald vier Jahrtausende alt und wird auch wohl noch älter werden und in Kraft und Ansehen bleiben. Es ist ein Pakt, den ich schließe und den ich schon um deshalb, aber auch noch

aus andern Gründen, ehrlich halten muß; tu' ich's nicht, so tu' ich ein Unrecht, wenn nicht ein „Abkommen" die Sache anderweitig regelt. Der freie Mensch aber, der sich nach dieser Seite hin zu nichts verpflichtet hat, kann tun, was er will und muß nur die sogenannten „natürlichen Konsequenzen", die mitunter sehr hart sind, entschlossen und tapfer auf sich nehmen. Aber diese „natürlichen Konsequenzen", welcher Art sie sein mögen, haben mit der Moralfrage gar nichts zu schaffen. Im wesentlichen denkt und fühlt alle Welt so, und es wird nicht mehr lange dauern, daß diese Anschauung auch gilt und ein ehrlicheres Urteil hergestellt. Wie haben sich die Dinge seit dem „Einmauern" und „In-den-Sack-stecken" geändert, und wie werden sie sich weiter ändern. Empörend ist die Haltung einiger Zeitungen, deren illegitimer Kinderbestand weit über ein Dutzend hinausgeht (der Chefredakteur immer mit dem Löwenanteil) und die sich nun darin gefallen, mir „gute Sitten" beizubringen. Arme Schächer! Aber es finden sich immer Geheimräte, sogar unsubalterne, die solcher Heuchelei zustimmen.

Unrecht hast Du, trotz Deines Balkons und Deiner Blumenzucht, hinsichtlich der Blüherei; ich habe das mit den Kastanien und der Pappelwolle auf Tiergartenspaziergängen ausgeprobt.

Wie immer Dein alter Papa

An Theodor Fontane.

373) Berlin, d. 22. September 1887.

Mein lieber, alter Theo.

Was ich Dir heute zu melden habe, ist etwas recht Trauriges: unser alter George ist sehr krank und war zwei Tage lang am Auslöschen. Seit heute mittag — unser guter Pankritius war gerufen worden und kam auch — geht es um eine Spur besser. Nur soviel, daß Hoffnung noch nicht absolut ausgeschlossen

ist; aber Dr. Stryck (Onkel Martchens) brach, als er ihn sah, in Tränen aus und bezeugte dadurch, wie wenig hoffnungsvoll er die Sache ansieht. Der gute Bericht, wenn man von „gut" sprechen kann, ist aber um zwei Stunden später, wo der eigentliche behandelnde Arzt, ein Stabsarzt Dr. Falkenstein, eine kleine, kleine Wandlung zum Guten konstatierte. Der Kranke fand endlich Schlaf, und das entsetzliche, nun schon dritthalb Tage dauernde Brechen hatte nachgelassen; er behielt auch Chinin bei sich. Champagner, den er trinken kann, soviel er will (was wie Hohn klingt), schmeckt ihm. Dauert dieser bessere Zustand an, behält er die Speise oder auch nur Chinin bei sich, und schläft er, so kann alles noch werden. Aber solche guten Momente sind oft nur Affungen. Natürlich schreibe ich morgen wieder.

Wie immer Dein alter Papa

An Theodor Fontane.

374) Berlin, d. 24. September 1887.

Mein lieber, alter Theo.

Meinem Telegramm an Soldmann lasse ich noch diese Zeilen folgen, damit Du, wenn Du vielleicht morgen nach Münster zurückkehrst, doch einiges Nähere erfährst. Die Krankheit, Blinddarmentzündung, trat mit ungeheurer Vehemenz auf; er schrie vor Schmerz, und als ich ihn am Mittwoch zuerst sah — der Dienstag war der schlimme Tag gewesen — sah er mich bereits mit Todesaugen an. Ich hatte gleich das Gefühl: er ist hin. Trotz alledem schien es besser zu gehn, und alle drei Ärzte waren nicht ohne Hoffnung. Die letzte Nacht aber setzte wieder furchtbar ein, und nach vielstündigem, schwerem Kampfe schloß heute früh neun Uhr sein Leben. Ich trat in demselben Augenblick an sein Bett, als sein Puls stillstand; der Eisenbahnzug hatte mir nicht den Gefallen getan, sich um eine Minute zu verfrühen. Mete hatte ihn während der letzten

vier Nächte mit heroischem Mut gepflegt, gemeinschaftlich mit einer grauen Schwester. Die Liebesbeweise Metes und die Tapferkeit und Umsicht, womit sie ihn gepflegt, waren ihm das einzige Licht dieser schweren Tage, und er gab der Freude darüber auch Ausdruck bis zuletzt.

Es ist nicht nötig, daß Du kommst. Richte alles so ein, wie Dir's am besten erscheint. Daß Du ihm von Herzen zugetan warst, wissen ja alle.

Wie immer Dein alter Papa

An Georg Friedlaender.

375) Berlin, d. 18. Oktober 1887.

Hochgeehrter Herr.

Die ganze vorige Woche und auch diese noch bis zu dieser Stunde stand im Dienst von: „Zur guten Stunde", weil ein längeres Warten auf Manuskript nicht mehr möglich war[1]). Und es war gut so, denn es unterbrach mich bei den Danksagungsbriefen, die schon weit über hundert hinaus waren und mich zuletzt ganz stumpf gemacht hatten. Überhaupt ist die Art, wie der Trauerapparat arbeitet, doch sehr unvollkommen und beinah roh; roh weil er das Beste, was der Mensch hat, zu bloßer Phrase, ja zur Kunsttränen und Gefühlsheuchelei herunterdrückt. Und dabei noch die widerwärtige Wahrnehmung, daß die Menschen im höchsten Maße unzufrieden mit einem sind und Aschestreuen und Kleiderzerreißen verlangen und einen noch nicht einmal für einen Eisblock halten. Denn der kann doch wenigstens schmelzen. Der „andre" ist mit dem „andern" nie zufrieden, und zum Kolossalmut und zur Kolossalliebe verlangt er auch den Kolossalschmerz. Und doch ist Maß nicht nur das Schöne, sondern auch das Wahre. Sie sehen: selbst dieser schmerzliche Fall, der nun auf dem Rest meines Lebensweges neben mir hergeht, hat meine Menschenanschauung nicht ge-

[1]) Vgl. oben S. 165.

ändert, am wenigsten erquicklicher und beglückender für mich gemacht. Es gibt viel Freundliches in der Welt, aber das offiziell Freundschaftliche, da hapert's. Auch auf diesem Gebiete wächst das Beste in der Freiheit. Freundschaft aber ist eine Zwangsanstalt.

Viele Grüße von uns allen an Sie und Frau Gemahlin.
Wie immer Ihr Th. Fontane

An Theodor Fontane.

376) Berlin, d. 9. Dezember 1887.

Mein lieber, alter Theo.

Eben bin ich mit einer ellenlangen „Othello"-Kritik fertig, und meine „Eilenden" (diesmal Mama) tragen sie zur Vossin; die 16 Blätter haben mich aber nicht erschöpft, und so benutze ich noch die Stunde bis Mittag, Dir für Deinen lieben Brief zum „5. Dezember" zu danken. Es werden der Erinnerungstage immer mehr, leider auch der schmerzlichen, und der 24. September macht nun den guten und schlechten Tagen, die vorausgingen, schwere Konkurrenz. Übrigens (eine Wahrheit, die Du recht spät erst am eignen Herzen empfinden mögest) diese schmerzlichen Tage haben auch ihr Gutes, und wenn man den Tod mit Recht den großen Gleichmacher genannt hat, so hat doch auch schon der bloße Hinblick auf den Tod, das Fühlen seiner Gegenwart, etwas von dieser nivellierenden Kraft, und die Dissonanzen, die Gegensätze, weil man ihren baldigen Ausgleich nahe weiß, werden minder schwer empfunden.

Aber was sollen Dir, dem 31jährigen, diese Betrachtungen! Du stehst, Gott sei Dank, im Leben, hast eine junge, hübsche Frau und einen kleinen, netten Jungen, und wenn's Glück gut ist, bist Du binnen kurzem das Beste, was man in Preußen sein kann: ein „Rat". Du schreibst zwar von „sieben Jahre Münster", aber wir sind hier ganz anders informiert; denn der große L. war hier und hat ganz Berlin W unter kolossale

Gerüchte gesetzt. Danach reiten unter Bronsart nicht nur die Toten schnell, wie Du schreibst, sondern auch die Lebenden, und binnen heut und über's Jahr mußt Du, als höhere staatsrettende Kraft, hier irgendwo einrücken. Unsre Arme werden Dich zärtlich empfangen. Übrigens glaube ich nicht, was Deine Stellung angeht, an ruhige, stufenweise Entwicklung. Erstlich wirst Du wohl überhaupt ein Springer sein; aber wenn dies auch nicht wäre, die Kriegswolken hängen verdammt dicht über uns, und wird erst auf Memel zu marschiert, so wird es wohl zu rapiden Avancements kommen, selbst wenn Vater L., der eigentlichste Verpflegungsbeamte, wieder konkurrierend einspringen sollte. Freilich, die podolischen Ochsen werden ihm diesmal wohl verschlossen sein; ein paar neue Millionen schlägt er aber doch dabei heraus. Ich gönne sie ihm und freue mich, daß ich nicht Buch darüber zu führen habe.

Hier ist nicht viel Neues. Martha Lichterfelde ist oft hier und scheint sich bei unsrer grünen Lampe wohl zu befinden. Übrigens fällt mir bei dem Namen „Lichterfelde", den ich eben niedergeschrieben habe, ein — hast Du denn die Prozeßverhandlungen zwischen dem Kriegsministerium und Carstenn-Lichterfelde gelesen? Höchst interessant. Der preußische Staat kann keinen größeren Bewunderer haben als mich (daß er mir sympathisch wäre, kann ich nicht sagen), aber mitunter kriegt diese Bewunderung doch einen Knacks, und angesichts dieses Prozesses erscheint mir dies ganze Staatswesen grotesk, karikiert, und was das Schlimmste ist, nicht mal ehrlich, sicherlich nicht anständig. Und es sind denn auch in der Tat die staatlichen „Korrektheiten", die uns in der ganzen Welt so verhaßt gemacht haben, und wahrhaftig nicht mit Unrecht. Es gibt nicht zwei Sorten von Anständigkeit, und was ein anständiger Mensch nicht darf, das darf auch ein anständiger Staat nicht. Verstößt der Staat gegen diesen einfachen Satz, so gibt er nur ein schlechtes Beispiel.

Und nun küsse Frau und Kind von „Großpapa“ und sei herzlich gegrüßt von Deinem alten Papa

An Georg Friedlaender.

377) Berlin, d. 3. Februar 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

In aller Eil, die Poststunde ist nah, eine ganz ergebenste Frage, die Sie als „Wanderer im Riesengebirge“ leicht werden beantworten können. Ich will eine kleine rührsame Ballade schreiben und habe die Geschichte vom Thüringer Wald her, wo sie eigentlich spielt, nach dem Riesengebirge verlegt und zwar auf die Strecke Seidorf—Annenkapelle. Es ist eine Verschneiungsgeschichte, in der zwei zarte Kinder „Brüderchen und Schwesterchen“ zugrunde gehn, das Schwesterchen als Heldin. Nun brauche ich dazu genaueste Lokalkenntnis oder noch richtiger korrekte Lokalbenennungen, denn das Terrain in seinen Grundzügen kenne ich ausreichend. Lokalbenennungen. Also wenn es auf der Strecke: Krummhübel—Wang spielte, würde ich sprechen von: Breitenhau (Rummler würde ich vermeiden), von der „Bank am Wäldchen“, von den Steinen, dem Wasser, der Brücke unten, vom Waldhaus, vom Kretscham, vom Kirchhof und der Kirche. Also alles, was am Wege liegt und — es sei, was es sei — irgendeinen Namen führt, wodurch es jeder kennt. Eine Waldpartie (wie Birkicht oder Tannicht), eine Steinpartie oder ein Einzelstein mit phantastischem Namen, ein Quell- und Brunnenplatz, Kretschan und Baudennamen — das wäre mir das Liebste. Vielleicht auch Namen eines Bergwassers, Teiches, Moorgrundes, Wiese. Ganz exakt braucht es gar nicht zu sein, nur soviel, um den Lokalton herauszubringen. Wenn es sein kann, umgehend. Verzeihung für dies Drängen. Aber ich bin schon in der Arbeit. Herzlichste Grüße von uns allen dem ganzen Hause von Ihrem ergebensten Th. Fontane

An Georg Friedlaender.

378) Berlin, d. 6. Februar 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie schönstens bedankt. — Trotz der Aufregung, in der ich mich wegen der beinah gleichzeitig anhebenden Bismarckrede[1]) befand, (Martha hatte ein Billett ergattert und konnte zuhören) setzte ich mich doch hin und schrieb unter dem Eindruck von „Heidentilke" und „Hexentreppe" die Ballade[2]) nieder, in der natürlich nichts von „Heidentilke" und „Hexentreppe" vorkommt, wie das immer der Fall zu sein pflegt. Man braucht die Namenanregung und das Bewußtsein, daß ein bestimmtes Quantum von Sachlichem neben einem liegt, und aus diesem Besitzbewußtsein heraus produziert man dann. Wie oft habe ich schon gehört: „Aber Sie scheinen es nicht gebraucht zu haben." Falsch. Ich habe es doch gebraucht. Es spukt nur hinter der Szene. — Berlin steht vor Erregung auf dem Kopf. Aber Bismarck, während er zur Welt sprach und die vorläufigen Schicksale derselben vielleicht bestimmte, war persönlich sehr klapprig und sprach zwei Drittel seiner Rede sitzend.

Nochmals Dank und tausend herzliche Grüße Ihnen allen.
Wie immer Ihr Th. Fontane

[1]) Am 6. Februar hielt Bismarck im Reichstag eine fast zweistündige Rede zugunsten eines Gesetzentwurfes, der Änderungen der Wehrpflicht betraf, und zugunsten der Aufnahme einer Anleihe, die für die vorgesehene, sehr beträchtliche Vermehrung des Heeres erforderlich war. Es war seine letzte Rede großen Stils im Reichstag, in der er über die Gesamtlage Europas sprach, eine Übersicht über die politischen Verhältnisse der letzten vierzig Jahre gab und eingehend die Entstehung des deutsch-österreichischen Bündnisses vom Oktober 1879 behandelte, dessen Wortlaut drei Tage vorher im Reichsanzeiger veröffentlicht worden war. Es war jene Rede, in der der Satz vorkam: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt." —

[2]) Die in diesem und dem vorhergehenden Brief erwähnte Ballade Th. Fs. ist bisher nicht gedruckt.

379) Berlin, d. 15. Februar 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Es erschiene mir wenig artig, wenn ich auf Ihren so liebevoll eingehenden Brief nicht ein paar Worte antworten wollte. Zunächst natürlich meinen besten Dank. Und nun die Dialektfrage! Gewiß wäre es gut, wenn das alles besser klappte, und die realistische Darstellung würde neue Kraft und neue Erfolge daraus ziehn. Aber — und indem ich dies ausspreche, spreche ich aus einer vieljährigen Erfahrung — es ist sehr schwer, dies zu erreichen, und hat eine wirkliche Vertrautheit des Schriftstellers mit allen möglichen Dialekten seines Landes zur Voraussetzung. Ich griff früher, weil ich mich dieser Vertrautheit nicht rühmen darf, zu dem auch von Ihnen angeratenen Hilfsmittel und ließ durch Eingeweihte, die übrigens auch nicht immer zur Hand sind, das von mir Geschriebene ins Koloniefranzösische oder Schwäbische oder Schlesische oder Plattdeutsche transponieren. Aber ich habe dabei ganz erbärmliche Geschäfte gemacht. Alles wirkte tot oder ungeschickt, so daß ich vielfach mein Falsches wiederherstellte. Es war immer noch besser als das „Richtige". Kurzum, so gewiß Sie im Prinzip recht haben, tatsächlich danach zu verfahren, wird sich nur selten ermöglichen lassen. Es bleibt auch hier bei den Andeutungen der Dinge, bei der bekannten Kinderunterschrift: „Dies soll ein Baum sein." Mit gewiß nur zu gutem Rechte sagen Sie: „Das ist kein Wienerisch", aber mit gleichem Rechte würde ein Ortskundiger sagen (und ist gesagt): „Wenn man vom Anhaltischen Bahnhof nach dem Zoologischen fährt, kommt man bei der und der Tabagie nicht vorbei." Es ist mir selber fraglich, ob man von einem Balkon der Landgrafenstraße aus den Wilmersdorfer Turm oder die Charlottenburger Kuppel sehen kann oder nicht. Der Zirkus Renz, so sagte mir

meine Frau, ist um die Sommerszeit immer geschlossen. Schlangenbad ist nicht das richtige Bad für Käthes Zustände; ich habe deshalb auch Schwalbach noch eingeschoben. Kalendermacher würden gewiß leicht herausrechnen, daß in der und der Woche in dem und dem Jahre Neumond gewesen sei, mithin kein Halbmond über dem Elefantenhause gestanden haben könne. Gärtner würden sich vielleicht wundern, was ich alles im Dörrschen Garten a tempo blühen und reifen lasse; Fischzüchter, daß ich — vielleicht — Muränen und Maränen verwechselt habe; Militärs, daß ich ein Gardebataillon mit voller Musik vom Exerzierplatz kommen lasse; Jocabikirchenbeamte, daß ich den alten Jacobikirchhof für „tot" erkläre, während noch immer auf ihm begraben wird. Dies ist eine kleine Blumenlese, eine ganz kleine; denn ich bin überzeugt, daß auf jeder Seite etwas Irrtümliches zu finden ist. Und doch bin ich ehrlich bestrebt gewesen, das wirkliche Leben zu schildern. Es geht halt nit. Man muß schon zufrieden sein, wenn wenigstens der Totaleindruck der ist: „Ja, das ist Leben."

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Theodor Fontane.

380) Berlin, d. 17. Februar 1888.

Mein lieber, alter Theo.

Das gefeierte und verurteilte Buch[1]) ist nun da und präsentiert sich Dir im beifolgenden. Wirke für dasselbe; daß Münster die Stätte dafür, ist mir freilich nicht wahrscheinlich. Vor acht Tagen war ich noch in Furcht, daß man über das Buch herfallen werde, um es zu verschlingen, aber nicht im guten Sinne; heute schon bin ich in Furcht, daß nicht Huhn noch Hahn danach kräht. Es ist ein sonderbares Metier, die Schriftstellerei, und Du kannst mir danken, daß ich Dir zugerufen habe: bleibe davon! Nur die, die durchaus weiter nichts

[1]) Der Roman „Irrungen Wirrungen".

können und deutlich fühlen, daß sie, wohl oder übel, nun mal an diese Stelle gehören und nur an diese, nur die dürfen es wagen. Einfach, weil sie müssen und weil ein andres Leben sie erst recht nicht befriedigen würde. Wer aber fühlt, daß er auch Beine abschneiden oder Bahnhofswölbungen berechnen oder einen neuen Stern oder ein neues Alkaloid entdecken kann, der bleibe von den Künsten fern. Unter Tausenden ist nur immer ein Julius Wolff, den sich nicht die Muse, wohl aber das Glück auswählt, um Ruhm und Gold auf ihn zu häufen.

Wir leben hier in alter Weise weiter — kolossal still, namentlich ich. So sehr ich für Einsamkeit bin, so ist es mir doch mitunter ein bißchen zuviel. Natürlich, wenn ich mir Gesellschaft wünsche, wünsche ich mir gute; kann ich diese nicht haben, so bin ich lieber Höhlenbewohner. Auf Mete bezieht sich aber dieses Stilleben nicht; sie turnt viel umher und ist in diesem Augenblick auf dem Wege nach Rostock. Im ganzen geht es ihr gut. Friedel arbeitet weiter an der Hebung des deutschen Buchhandels, was ja, nach Ansicht der Buchhändler, gleichbedeutend ist mit Hebung der deutschen Literatur. In Wahrheit wird es immer schofler. Martha Robert ist ein liebes, gutes Kind, wohnt reizend, hat ein gutes Mädchen und Georgens reizenden schwarzen Pudel. Trotzdem ist sie wohl wenig glücklich, was zum Teil daran liegt, daß die ganze Familie was Rastloses hat. Sie müssen immer was vorhaben; der Augenblick, der gerade da ist, ist nie gut genug, und solche Seelenverfassung läßt kein rechtes Glücksgefühl aufkommen.

Wie steht es bei Euch? Hast Du Aussicht hierher zu kommen oder riecht es nach Schießpulver? Der große Namensvetter von Klein-Otto hat mich in seiner letzten Rede keineswegs beruhigt; denn ihr Inhalt war doch eigentlich nur: „Alles in allem, hütet Euch, denn wir sind sehr stark.“ Hoffentlich hat er sie graulich gemacht.

Wie immer Dein alter Papa

381) Berlin, d. 9. März 1888.

Meine liebe Mete.

Sei bestens bedankt für Deinen lieben Brief. Onkel Witte war hier und hat Mama und Lieschen Treutler in den Reichstag geführt, wo Bismarck um $11^1/_2$ Uhr erscheinen und die Mitteilung vom Hinscheiden des Kaisers machen sollte. Das für mich bestimmte Billett erhielt Geh. Rat Herrlich, der gerade zugegen war und sich unter Onkel Wittes erregten Armbewegungen, die ganz dem „historischen Moment" entsprachen, wie ein Klümpchen Unglück ausnahm. Beide stellten unwissentlich ein ganz merkwürdiges lebendes Bild. H. erging sich in einem politischen Urteil, W. griente ihn an, und ich erwartete jeden Augenblick das Wort „Schöpping"; es kam aber nur stumm zum Ausdruck, wobei H. immer mehr zusammenschrumpfte, während W. wuchs und pustete. H. beriet dann noch mit mir über die „einzuschlagende Haltung des Johanniterblattes", was, glaub' ich, auf W. einen Eindruck machte, für den die Worte fehlen. Vielleicht hörte er auch gar nicht hin und glitt als Vollschiff auf seinem Strom weiter, ohne sich um die paar umherschwimmenden Borkenstücke zu kümmern. Wofür Onkel W. mich hielt, der ich erklärte, lieber zu Hause bleiben zu wollen, weiß ich nicht; doch darf ich wohl annehmen, daß seine Betrachtungen nicht allzu schmeichelhafte Wege gegangen sind.

Ich kenne „solche großen historischen Momente" aber zu gut und weiß, daß einem nur Geschubst- und Gedrücktwerden sicher ist, während es zweifelhaft ist, ob man etwas sieht, und sicher, daß man nichts hört. Es gibt Ausnahmen von der Regel, aber die Regel läuft darauf hinaus: „Der Bericht ist besser als die Sache selbst." Wie ruppig verlaufen historische Momente, und wie gut nehmen sie sich in der Beschreibung aus. Ich warte auf die Abendzeitung. Ach, was sind große Momente!

Gestern gegen 9 Uhr ging ich in die Stadt bis zum Palais des Kaisers. Bis zu Kranzlers Ecke waren die Linden, die sich überhaupt durch Langeweile auszeichnen, kolossal langweilig, beinahe öde; bei Café Bauer fing das Gedränge an und setzte sich bis zum Palais hin fort; die Menschen aber sahen gleichfalls unglaublich gelangweilt aus, und ich empfing einen geradezu kläglichen Eindruck. Nichts von Geist, von Leben, von Liebe oder Teilnahme. Nur einem elenden Schaubedürfnis hingegeben, standen Tausende da; der Regen drippte von den Schirmen, und wie Kretins sahen sie nach dem Palais hinüber. Ich will zugeben, daß es nicht anders sein kann, und daß, wenn ein 91er stirbt, eine Bevölkerung nicht in Tränen zerfließen kann; wenn man dann aber den Zeitungsradau liest, dann ekelt einen die furchtbare Lüge.

Eben kommt Mama aus dem Reichstage zurück. Natürlich hat sie nichts verstanden, nur das Wort „Friedrich III.", was freilich in sich erschütternd wirkt. Welche Vergleiche drängen sich auf! II. und III., ein Sieger, über alles triumphierend, und — ein Sterbender. Im übrigen, von einem Folgenkönnen der kurzen Ansprache keine Rede. Trotzdem ist Mama glücklich, Zeuge des Herganges gewesen zu sein, der ergreifend gewesen sein soll. Die alten Herren alle in Tränen, Bismarck hochrot, kaput und nur mit Anstrengung sprechend.

Auf kleine persönliche Angelegenheiten mag ich heute nicht weiter eingehn. Grüße Tante Anna und das ganze Haus. Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

382) Berlin, d. 10. März 1888.

Meine liebe Mete.

Ihr wußtet es schon $9^1/_2$ Uhr, wir erst um 11 Uhr. Der alte Witz. Der Raum ist ein überwundener Standpunkt, und in Hongkong sprechen sie schon im Klub von einer Sache, die

der am Tatort um die Ecke Wohnende erst mehrere Stunden später erfährt. So wirst Du, speziell im Witteschen Hause, über alle Geschehnisse besser unterrichtet sein und mehr Debatten hören und Erregungen sehn, als wir hier in unserm Mauseloch. Ein Glück, daß es Zeitungen gibt, sonst säße man ganz auf dem Trocknen.

Gestern abend las uns Mama die Bismarckrede aus der Vossin vor, die sie fünf Stunden vorher im Reichstag gehört hatte. Ich zähle diese Rede zu dem Schönsten, Klügsten, Bedeutungsvollsten, was er je gesprochen hat. Denn während er anscheinend eine Trauerrede hält, in der er seinen Gefühlen einfach Ausdruck gibt, ist es in Wahrheit eine eminent politische Rede, duech Hervorhebung dessen, was dem Kaiser in seinen letzten Lebenstagen ein Trost und eine Freude gewesen sei: das Hinschwinden des partikularistischen Gefühls, die Freude am Reich und das Schweigen der Parteiungen in der großen Wehrfrage des Landes. Beides: avis au lecteur. Die Sonderbündler und die Fortschrittler sollen dadurch kaptiviert werden. Ob es hilft, ist eine andere Frage. Sehr interessant ist der Erlaß des Kaisers Friedrich in der Trauerfrage, sein erster Erlaß. Man sieht an einem Strohhalm am besten, wo der Wind herkommt, und die Stellung des neuen Kaisers zu dieser relativ kleinen Sache kennzeichnet den ganzen Mann. Voll Güte, Feinheit, Vornehmheit, nur kein Zwang, nur keine Lüge! Aber doch von vornherein Verwirrung stiftend. Völker verlangen Bestimmtheiten und Befehle. Das „Ins-Belieben-stellen" geht kaum im Privatleben, im Staatsleben gewiß nicht.

Gestern hat Ismael Gentz mein Porträt gebracht; ich finde es sehr gut, die andern tadeln es. — Fräulein Lieschen bleibt nun wohl noch eine Woche, um, als Schönstes ihres Aufenthalts, eine große Trauerfeierlichkeit mit heimzunehmen.

Tausend Grüße allerseits und einen Kuß von Deinem alten

Papa

An Martha Fontane.

383) Berlin, d. 11. März 1888.

Meine liebe Mete.

Es ist 7 Uhr. In diesem Augenblicke wird wohl Bismarck in den Salonwagen seines neuen Kaisers steigen und Puttkamer sein Urteil von der Stirn der Kaiserin herunterlesen. Es wird vermutlich lauten: Gnade über Gerechte und Ungerechte.

Gestern abend brachte die Vossin, ziemlich unten auf der ersten Spalte, eine sehr merkwürdige, entweder sehr kühne und sichere oder aber sehr unvorsichtige Stelle, die mir auszudrücken schien (natürlich alles verschwollen und sehr dunkel gehalten), daß uns die bloße Existenz Friedrichs III., solange sie dauere, vor einem großen Unglück bewahre. Wenn dem Prinzen Wilhelm, nun Kronprinz, diese Stelle gezeigt wird, so wird er sich freuen. Die Fortschrittspartei operiert wieder mit gewohnter Geschicklichkeit. Ich will niemanden herausfordern, am wenigsten Deinen lieben Onkel Witte, der seine Sache (das Handelspolitische) gewiß wundervoll versteht; aber daß die Fortschrittler schlechte Politiker, weil schlechte Diplomaten und womöglich noch schlechtere Menschen- und Preußenkenner sind, das steht mir fest, das haben sie zu oft bewiesen. Zunächst gehen sie einer grausamen Enttäuschung entgegen und über ein kleines einem großen Kladderadatsch. Operiere mit vorstehendem vorsichtig.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

384) Berlin, d. 13. März 1888.

Meine liebe Mete.

Mama wird Dir wohl schon für Deinen Brief gedankt haben; sie hat mir auch die erste Seite des ihrigen vorgelesen, weil sie wohl fühlte, daß ihr diese erste Seite sehr gelungen war,

und ich habe mit meinem Lob nicht zurückgehalten. Es ist auch meine ehrliche Überzeugung, daß der traurigste Standpunkt, den man einnehmen kann, der des Philisters, des nüchternen Besserwissers ist, der sich „sneering" neben solche elementaren Erscheinungen stellt. Denn elementar und in ihrer Art groß ist auch eines Volkes Neugier und Schaulust, wenn ein mit Recht gefeierter 91jähriger Kaiser gestorben ist. Aber so gern ich dies zugebe, so gewiß ich weiß, daß bei Kritik und Aufklärung und Auf-den-Grund-gehn gar nichts herauskommt, so kann ich doch diese Dinge nicht gläubig mitmachen — Dinge, von deren Hohlheit und Lüge ich durchdrungen bin. Ich weiß wohl: „Nur der Irrtum ist das Leben, und die Wahrheit ist der Tod" — das Tiefste, was je über Mensch und Menschendinge gesagt worden ist. Aber wie das Tiefste, so doch zugleich das Traurigste. Bewußt wird, von Kaiser und König an bis zum Bettler hinunter, gelogen, vor allem eine beständige Gefühls- und Scheinheiligkeitskomödie aufgeführt. Was wir Glauben nennen, ist Lug und Trug oder Täuschung oder Stupidität; was wir Loyalität nennen, ist Vorteilberechnung; was wir Liebe nennen, ist alles mögliche, nur meist nicht Liebe; was wir Bekenntnistreue nennen, ist Rechthaberei. „Das ist sein Fleisch und Blut," „das bedeutet sein Fleisch und Blut" — auf diesen Unterschied hin wird verbrannt und geköpft, werden Hunderttausende in Schlachten hingeopfert, und eigentlich — eine Handvoll verrückt-fanatischer Pfaffen ausgenommen — ist es jedem gleichgültig. Ich habe noch keinen kennengelernt, dem es nicht gleichgültig gewesen wäre, selbst unsre gute alte W. ist au fond mehr für Fasan oder gar Austern, bei denen sie jedesmal ein andächtiges Gesicht annimmt.

Alles Höchste und Heiligste kommt ja im Leben wirklich einmal vor; oder richtiger, es gibt ernste, tiefe Überzeugungen (die drum noch lange nicht die Wahrheit zu sein brauchen), für die gelegentlich ein einzelner ehrlich stirbt. Aber dieser

einzelne ist der Tropfen Urtinktur im Ozean. Der Ozean ist nichtiges, indifferentes Wasser. Und die Menschheit ist noch ange nicht Wasser, sondern bloß Sumpf, mit Infusorien in jedem Tropfen, vor denen man, wenn man sie sieht, ein Grauen und Schaudern empfindet. Der alte Wilhelm, als vor Jahr und Tag das Volksansammeln vor seinem Fenster Mode wurde, sagte: „Dieselben Menschen, wenn ein politischer Umschlag eintritt, zerreißen mich." Nur zu wahr. Wir haben nur das bißchen Kunst und Wissenschaft, das uns, in ehrlicher Arbeit, über uns erhebt und haben als Bestes — die Natur. Alles andre ist Mumpitz, und je mehr Lärm und patriotischer Radau, desto mehr. Es hat alles gar keinen Wert. Aber man muß es gehn lassen und auch schließlich noch so tun, als freue man sich darüber. Denn um es zu wiederholen, das andere ist bloß langweiliger, aber nicht besser. Wir stecken schlimm drin; das heißt Mensch sein.

Abends.

Eigentlich wollte ich heute mittag über die „Proklamation" sprechen und über den noch viel, viel wichtigeren Erlaß Friedrichs III. an Bismarck. Als mir Mama dies Schreiben heute früh vorlas, hatte ich den Eindruck: in der Anerkennung mau und flau (nur so gerade das Nötigste), in der Kritik weitgehend und eigentlich die ganze Bismarcksche Politik umfassend. Keine Änderungen im Wahlgesetz, nicht „offene Stimme" statt Zettel, keine Änderung in den Wahlperioden, keine Maigesetze und vor allem auch keine Aufhebung der Maigesetze, keine Stöckerei, kein Kögelscher Orthodoxismus, kein Antisemitismus, keine beständig wachsende Zahl der Armeeziffer (er betont nur die „Ausbildung" und die „Organisation" der Armee), kein Staatssozialismus, kein unbedingtes Anrecht auf Arbeit und Hilfe, keine Steuerschraube, keine „Prämienwirtschaft", wahrscheinlich auch kein Tabakmonopol! Mit andern Worten, alles anders, als es war; in feiner Form und mit vorläufiger

Umgehung der sogenannten „äußeren Fragen", eine totale Verurteilung oder doch mindestens Anzweiflung der gesamten Bismarckschen Politik. Daß Bismarck in Person seit gestern oder vorgestern eine „Venenentzündung" hat, ist mir nur zu begreiflich. Soll nach diesem Programm gewirtschaftet werden, so bleibt kein Stein auf dem andern; nicht nur Bismarck, alle Minister erhalten eine II B., Puttkamer an der Spitze, dann Scholz, dann Goßler, dann Lucius; nur Friedberg kommt glatt durch und erhält, übrigens wohlverdient, den Schwarzen Adlerorden. Darüber Jubel in Israel.

Ich sprach mich schon heute vormittag über das Bedrohliche dieser Situation aus. Mama wollte nicht recht daran glauben — „ach, du redest immer". Nun ist vor einer Stunde das Abendblatt der Vossin gekommen, und nun hat sie's schwarz auf weiß. Ich habe nicht argwöhnisch oder schwarzseherisch geurteilt; es ist klar, daß die fortschrittliche Partei die Sache gerade so ansieht wie ich und in diesem sanften, stillen, reservierten Programm eine Kriegserklärung erblickt. Aber während sich der Fortschritt dieser versteckten und doch ganz deutlichen Kriegserklärung gegen Bismarck freut, erschrecke ich davor. Bismarck kann das nicht ruhig einstecken, auch dann nicht, wenn der Kaiser ihn bittet zu bleiben und die Möglichkeit einer Versöhnung auf diesem oder jenem Punkte in Aussicht stellt. Das Desaveu ist zu stark. Bismarck kann nur bleiben, wenn er mit Bergmann gesprochen und von diesem gehört hat: „Drei Wochen oder sechs oder neun; aber nicht mehr." Dann kann er sich bezwingen und bis Pfingsten seiner Venenentzündung leben. Aber ob es kurz oder lange dauert, viele solche Experimente, die, wenn weiter nichts, mindestens eine kolossale Stärkung der Opposition bedeuten, hält der Staat nicht aus. Keinesfalls können sie zu seinem Gedeihen beitragen. „Berlin in schwarz" interessiert mich gar nicht (alles Blech und Straßenkomödie), aber „Bismarck in schwarz" und seine Politik

auf dem Katafalk tot ausgestellt und mit Fingern darauf gewiesen — das interessiert mich. Es ist, wie wenn Gladstone oder Prinz Consort Redivivus an die Regierung gekommen wären. „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie."

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

385) Berlin, d. 14. März 1888.

Meine liebe Mete.

Natürlich fliegen 20 Zeitungen durch Euer Haus, ich weiß aber doch nicht, ob das Berliner Tageblatt dazwischen ist und wenn, ob Ihr jeder Nummer eine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Deshalb schicke ich das einliegende Blatt, das ich gestern abend gekauft habe und das mich, als ich es las, in große Aufregung versetzte. Was ich zwei Stunden vorher in der Vossin in einer verhältnismäßig reservierten Sprache gelesen hatte, das tritt nun hier in aller Roheit, in aller Schabernackfreude hervor. Falstaff tritt an den toten Percy heran, und nachdem er sich überzeugt, daß er tot sei, piekt er mit seinem Säbel in ihm herum. Und hat nun Heldenblut an seinem Krötenspieß.

Der Eindruck ist geradezu widerlich. Gestern noch der Mann, der den Erdball in Händen hielt, heute nur noch dazu da — nach dem Größten, das politisch in einem Jahrtausend geleistet worden ist (denn das Friederizianische ist kleiner und das Napoleonische flüchtiger gewesen) — sich sagen lassen zu müssen: „er sei nur ein ‚Diener' gewesen und könne, wenn er hübsch artig sein wolle, in seinem Dienstverhältnis bleiben." Unerhört; furchtbar! Ein Mann wie Witte, der sich, trotz Parteistellung, die Fähigkeit und die Lust, einen so großen Mann zu würdigen, nie hat nehmen lassen, muß vor Ekel ausspucken über solch Gebahren. Und das sind dann die Blätter, wonach „Geschichte" geschrieben wird. Diener und wieder Diener.

Niederträchtiger Undank, Undank — und das ist das Schlimmste — mit hoher polizeilicher Erlaubnis! Nun werden sie wohl alle aus ihren Sümpfen und Höhlen herauskriechen, ihm Mätzchen machen und ihn ausätschen. Nach meinem Gefühl kann und darf er das nicht aushalten. Über den Hohn der Presse käme er weg; er hat die Presse nie geschont, sie immer nur verächtlich behandelt und kann sich nicht wundern, wenn sie's ihm heimzahlt. Aber was sind denn die Preßstimmen anders als das Echo dessen, was vom Thron her gesprochen wurde, leiser, aber richtender. Travailler pour le Roi de Prusse. Immer kehrt es wieder. Aber so doch selten. Und dabei wahrscheinlich die Annahme: „Gott, er wurde ‚Fürst', der kleine verschuldete Deichhauptmann, und besitzt den Sachsenwald und Millionen. Sei er doch zufrieden, er ist bezahlt." Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehn! Aber noch hat er nicht ausgespielt.

Nachdem ich eben noch das Trauerzeremoniell für Freitag — ganz aufrichtig ein stilistisches Meisterstück, daran Schriftsteller die Kunst der Knappheit und Klarheit lernen können — durchgelesen habe, will ich meinen Brief schließen, aber doch nicht ohne zu vielleicht nötiger Aufhebung meines Wut- und Jammergeschreies einiges hinzugefügt zu haben. Daß der Brief des Kaisers an Bismarck mehr Kritik als Bewunderung ausdrückt, ist mir unzweifelhaft, ebenso, daß die Presse den Brief so auffaßt. Trotz alledem ist es möglich, daß das alles nicht so bitterböse gemeint und eigentlich nur eine facon de parler ist. „Gott, es muß doch am Ende was gesagt werden." Ist es so, so wird alles, was ich gesagt und geklagt habe, hinfällig. Ich glaube aber nicht, daß es so harmlos liegt, und die nächsten Wochen oder vielleicht Tage schon werden zeigen, wie der Hase läuft. Ich fürchte, auf drei Beinen.

Dein alter Papa

386) Berlin, d. 15. März 1888.

Meine liebe Mete.

Ich schreibe heute nur, weil Du, nach der lebhaften Korrespondenz dieser Tage, wohl auch morgen einen Brief erwarten wirst. Ich beschränke mich aber auf die Mitteilung: es hat noch niemand von uns auch nur eine Spur gesehn und wird es mutmaßlich auch morgen nicht. Nur wenn das Wetter viel milder wird, werde ich in den Tiergarten gehn, aber erst um 1 Uhr; ist dann alles vollgestopft, so kehre ich um. Mama bleibt natürlich zu Hause, und Fräulein Lieschen hat noch von gestern und dieser Nacht genug. Sie war gestern abend bei ihrer Freundin, Frau Dr. L., deren Gatte, Reserveoffizier, sich und die beiden Damen in den Dom hineinkämpfen sollte. Dr. L. wußte aber von diesem Plan seiner Thusnelda nichts und blieb deshalb bis $12^1/_2$ Uhr in einem Verein. Als er nach Hause kam, fand er seine 35er Leutnantsuniform mit Flor umnäht, kroch hinein und führte nun beide Damen bis zum Dom. Dort müssen sie ungefähr $1^1/_2$ Uhr angekommen sein. Es war aber unmöglich einzudringen. „Was wünschen Sie, Herr Leutnant?" fragte endlich ein Herr im Zivil; Dr. L. wollte eben patzig antworten, als der Herr hinzusetzte: „Ich bin der Polizeipräsident." Den hat er gesehn, den toten Kaiser nicht. Etwa $2^1/_2$ Uhr wurde der Rückzug angetreten, und etwa um 3 Uhr war Lieschen vor unsrer Haustür. Abschied; alles ganz gut. Aber schon auf der Treppe fiel ihr ein: die Flur- oder Korridortür oben wird verriegelt sein. Richtig; so war es. Klingeln wollte sie nicht. So ging sie wieder treppab, über den Hof, die Hintertreppe hinauf und setzte sich auf die oberste Stufe, Küche links, Boden rechts, Klosett im Rücken. Ein Aufenthalt für Götter; dabei 10 Grad Kälte. Es mochte 3, höchstens $3^1/_4$ Uhr sein. Auf dieser Treppenstufe saß sie nun bis nach $6^1/_2$ Uhr, also wenigstens drei und eine viertel Stunde.

Dann kam Ida. Man kann doch auch zu rücksichtsvoll und zu — schamhaft sein. Denn wenn sie geklingelt hätte, hätte sie mich freilich im Hemde gesehn, und bei meiner verführerischen Gestalt ist das sicher kein Spaß. Sie lebt nun heute von Tee, Sodawasser und Rhabarber.

Politik mag ich heute nicht mehr schreiben; nur mein Entsetzen über die grenzenlose Blindheit der Fortschrittler ist in einem beständigen Wachsen. Lies, wenn Du Dir's verschaffen kannst, das Abendblatt der heutigen Vossin, den Leitartikel, in dem verschiedene Stellen aus der Kölnischen mitgeteilt werden. Statt an diesen Mitteilungen der Kölnischen herumzudeuteln, ihr Unselbständigkeit und Widersprüche vorzuwerfen, was alles nur Nebensache ist, mußte meiner Meinung nach ein Blatt von politischem, gesundem Menschenverstande sich einfach die Frage vorlegen: „Ist das, was die Kölnische schreibt, im wesentlichen richtig oder falsch?" Und daß es im wesentlichen richtig ist, darüber kann doch nur ein Fortschrittler, dem immer das Prinzip und der Wunsch die einfachen Tatsachen verdunkelt, im Zweifel sein. Ewig Vogel Strauß mit dem in den Sand gesteckten Kopf. Es wird ein furchtbar kurzes Interregnum sein, und es ist gut so. Dilettantismus, wo noch eben ein Meistervirtuos die Geige spielte.

Wie immer Dein alter Papa

An Georg Friedlaender.

387) Berlin, d. 12. April 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Ach, es ist leider alles so, wie Sie schreiben, und je länger ich lebe — und in diesen letzten Lebensjahren wie bei den Fallgesetzen mit beschleunigter Geschwindigkeit — desto mehr drängt sich's mir auf, wie erbärmlich das Leben ist, erbärmlich durch die Menschen. Mein Freund W. hatte recht, als er mir

neulich fast unter Tränen sagte: „Ja, Schiller hat es getroffen: die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Und seiner Gemeinheit und Niedertracht, darf man hinzusetzen. „Ach, Saldern, wenn Er die mechante Rasse, die sich Mensch nennt, so gut und solange kennte wie ich, würd' Er auch so denken und sprechen wie ich", sagte der alte Fritz in seinen letzten Lebenstagen. Ja, „mechante Rasse". Diese Tage zeigen es wieder. Beobachten Sie, wie weite, weite Kreise — natürlich der unglückliche „Fortschritt" mal wieder an der Spitze — jetzt von Bismarck abfallen und dem neuen Lichte sich zuwenden, trotzdem jeder weiß, daß es nur ein Stundenlicht ist. Wie würde sich die Gemeinheit erst zeigen, wenn der arme gute Kaiser Friedrich — eine edle, aber zur Trauer stimmende Gestalt durch und durch —, wenn er statt der Kanüle Nerven hätte wie Stricke. Bismarck wäre schon öffentlich verhöhnt und beschimpft worden. Jeder denkt nur an sich und seinen Vorteil. Gesinnung is nicht, sich damit befassen, ist nur lächerlich, ist anmaßlich wie Tugend und bald auch vielleicht wie Ehrlichkeit.

Ihr Th. Fontane

An Georg Friedlaender.

388) Berlin, d. 13. April 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

In meinem gestrigen Brief — ich war sehr in der Hast — habe ich manches vergessen; unter anderem auch versäumt, über Ihre gescheiterte Berliner Reise ein Wort zu sagen. Ein Glück, daß Sie nicht gekommen sind. Es war alles furchtbar. Das Erscheinen so vieler Fürstlichkeiten, Bismarcks großartige Haltung, sein zutage tretendes Gefühl, seine Reden, die künstlerische Herrichtung der Via funeralis (und zwar unter den denkbar größten Opfern und Schwierigkeiten), die Trauer-

feier im Dom und die Koegelsche Rede — das war das Große, zum Teil das Bewundernswerte von der Sache[1]). Sonst aber war alles selbstisch, roh, gemein, und von der „erhabenen Trauer", wovon die Zeitungen überflossen, existierte nichts. Dazu welche Vorkehrungen! Viele Personen sind zehnmal im Dom gewesen, die weitaus meisten haben es zehnmal vergeblich versucht. Alles Durchstecherei. Die Kutscher, Lakaien, Dienerschaften machten sich ein Geschäft daraus, für drei und fünf Mark jeden mitzunehmen, der zahlte. Das wüste Volk aber lagerte bis zwölf oder eins vor dem Dom. Dann zogen sie mit Radau in die Keller und Bummse der Neuen Friedrichsstraße, soffen und johlten hier mit ihren Frauen und Liebsten bis fünf Uhr früh und zogen dann aufs neue vor den Dom, der tagelang ihr Standquartier war. „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle" — zu Hause geblieben ist.

Nochmals herzlichste Grüße. Wie immer Ihr

Th. Fontane

An Theodor Fontane.

389) Berlin, d. 9. Mai 1888.

Mein lieber, alter Theo.

Schon längst hätte ich Dir mal wieder geschrieben, wenn ich nicht, und zwar mit immer steigendem Eifer, mit der Zuendeführung meines neuen Romans beschäftigt gewesen wäre. Nun ist er, im Brouillon fertig, vorläufig beiseite geschoben. Titel: „Frau Kommerzienrätin" oder „Wo sich Herz zum Herzen find't". Dies ist die Schlußzeile eines sentimentalen Lieblingsliedes, das die 50jährige Kommerzienrätin im engeren Zirkel beständig singt und durch das sie sich Anspruch auf das „Höhere" erwirbt, während ihr in Wahrheit nur das Kommerzienrätliche, will sagen viel Geld, das „Höhere" be-

[1]) Es handelt sich um Tod und Beisetzung des am 9. März verstorbenen Kaisers Wilhelm I.

deutet. Zweck der Geschichte: das Hohle, Phrasenhafte, Lügnerische, Hochmütige, Hartherzige des Bourgeoisstandpunktes zu zeigen, der von Schiller spricht und Gerson meint. Ich schließe mit dieser Geschichte den Zyklus meiner Berliner Romane ab. Es sind sechs im ganzen, und ich habe vor, wenn mir noch ein paar Jahre vergönnt sind, mit einem ganz balladesken historischen Roman, der um 1400 spielt, abzuschließen. Die Leute mögen dann sehn, daß ich auf Zoologischen Garten und Hanckels Ablage nicht eingeschworen bin, und daß ich imstande bin, meine Person ebensogut eine Simplizitätssprache wie die Bummel- oder Geistreichigkeitssprache des Berliner Salons sprechen zu lassen[1]).

Ich sage: „die Leute mögen dann sehn," — ja „sie mögen", aber sie werden nicht; denn das Quantum von Gleichgültigkeit, das die Menschen allem entgegentragen, was nicht Modesache ist, ist kolossal. Es ist so groß, daß es beispielsweise ein Fehler ist, sich gegen einen hämischen Angriff zu verteidigen oder auch nur einen groben Druckfehler zu korrigieren; denn von einer Zeitungsnummer bis zur andern ist schon alles wieder vergessen, der Druckfehler gewiß, aber auch die Verleumdung. Freundschaft und Liebe verschwinden immer mehr; in der Familie kommen diese Luxusartikel noch vor, weil die Familie nichts ist als ein auf 3 oder 5 (höhere Zahlen sehr selten) erweitertes Individuum, das von ein und demselben Egoismus inspiriert wird; da kommt dann noch ein annähernd gemeinschaftliches Fühlen vor, und die Berührungen mit dem Knotenstock oder mit drei Pfauenfedern, wie sie dem einen zuteil werden, treffen den andern mit. Aber sowie man über den Kreis der Familie hinaus ist, beginnt die Sahara; dann

[1]) Die Ausführung dieses Planes ist von Fontane wiederholt hinausgeschoben, aber niemals ganz aufgegeben worden. Der Roman, dem vorläufig der Titel „Die Ligedeler" zugedacht war, sollte die halb sagenhaften Gestalten von Klaus Störtebeker und Godeke Michel zu Helden haben.

und wann eine Oase mit einem Baum und einem Quell, sonst nur Wüstengeier und die Trümmer der armen Kamele, die vor einem des Wegs zogen und jämmerlich umkamen in Sand und wieder Sand.

Da hast Du meine Stimmung. Je mehr sie wächst, je mehr ich mich davon überzeuge, daß sie, so schlecht sie ist, immer noch nicht schlecht genug ist — denn die Natur schuf mich zum Optimisten und Heiterseher — je mehr, sag' ich, ich mich gezwungenermaßen von der einzigen Berechtigung des Pessimismus überzeuge, desto mehr ziehe ich mich in meine Klause zurück und meide die Berührung mit den Menschen, die fast immer unangenehm ist. Ein großer Teil der Schuld wird wohl auch an mir selbst liegen, ja, ich würde geneigt sein, ihn nur in mir zu suchen, wenn es nicht so viele Abschnitte in meinem Leben gäbe, die mir den Beweis liefern, daß es doch auch an der Außenwelt liegen muß. In der Fremde (England, Frankreich) sind mir die häßlichen Gefühle, die mich in unsrer Stadt Berlin bedrängen, erspart geblieben, und wenn ich im Sommer drei Monate lang im Riesengebirge bin und in Krummhübel, Arnsdorf, Schmiedeberg, Erdmannsdorf mehr Gesellschaften mitmache als in neun Monaten in Berlin, so bleiben mir auch an diesen Plätzen Verstimmungen und Ärgernisse erspart. Es muß also doch an der großen Stadt liegen. Es fehlt alles Wohlwollen, alles Interesse; jeder ist jedem nur im Wege, und was L. mal von S. sagte: „Er ärgert sich, wenn die Lucca in New York 17 mal herausgerufen wird, denn S. sagt sich dann in seiner Eigenschaft als internationaler Schriftsteller: die Gesamtwelt kann nur ein bestimmtes Quantum von Enthusiasmus aufbringen, und wenn die Lucca zuviel davon wegfrißt, so muß mein Anteil notwendig geringer werden," — dies L.sche Wort paßt auf unser Berliner Leben von Nummer zu Nummer, vor allem auf L. selbst, der den guten S. nur durch Einblick in die eigene freie Seele so gut charakterisieren konnte.

Du bist nun seit ein paar Jahren Beamter und wirst wohl aus eigener Wahrnehmung, um nicht zu sagen Erfahrung, das Vorhandensein jenes schönmenschlichen Zuges, der sich Neid nennt, bestätigen können. Das oft gewählte Bild von der Beresinabrücke wird immer wahrer. Indessen, es ist wie es ist, und wehe dem, der sein Herz darüber mit Trauer füllen will; man kann seinen Pessimismus auch in rot, ja in zeisiggrün kleiden und ihn auf Heiterkeit abrichten. Mehr, man kann auch wirklich wieder heiter dabei werden, vorausgesetzt, daß man ein glückliches Temperament hat. Man erkennt zuletzt in allem ein Gesetz, überzeugt sich, daß es nie anders war und findet für sich persönlich sein Genüge in Arbeit und Pflichterfüllung. Das den Dingen scharf ins Gesicht sehn ist nur momentan schrecklich; bald gewöhnt man sich nicht nur daran, sondern findet in der gewonnenen Erkenntnis, auch wenn die Ideale darüber in die Brüche gingen, eine nicht geringe Befriedigung. Die höchste Ruhegebung aber kommt einem aus dem memento mori und eine Viertelstunde auf dem Lichterfelder Friedhof rückt einen immer wieder zurecht. Freilich immer noch nicht dauernd genug. Immer noch wieder Rückfälle in das, was die Frommen das Irdische nennen. Es geht auch nicht gut anders, weil einem sonst nichts bleibt als das Kloster oder das Spital. Kloster ginge, Spital nicht. Auch hierin sind uns die Katholiken um einen Schritt voraus. Armer Luther, soviel Segen und soviel Fluch!

Ich war gestern in Lichterfelde; das Grab unseres George wurde, von Gärtner und Totengräber, gerade seiner vergilbten Kranzmasse entkleidet und sah aus wie ein kleines, niedriges Sandbeet; ich konnte meinen Kranz nicht mal niederlegen und mußte ihn über den Rosenstrauch eines Nachbargrabes hängen. Dann ging ich wieder auf die Robertsche Villa zu; sie wirkt auf mich jedesmal, als wäre sie gebaut für Schwermut, bedrücktes Herz und unglückliche Liebe. Nicht für eine

Million zöge ich da hinein. Nur ein Dickhäuter, der einen Harem drin etabliert und neue Pläne zur Beschwindelung der Menschheit ausbaldowert, nur ein solcher kann den Trauergenius von dieser Stätte bannen; nur mit ganz Gemeinem ist ihm beizukommen. Nicht für eine Welt nach Lichterfelde in die Sommerfrische, aber irgendwo muß sie doch genommen werden, und ich habe vor, mich diesmal im Nordosten von Berlin umzusehn, an der Stettiner Bahn entlang. Nach Krummhübel gehe ich erst Ende August.

Der kleine Brahm, der mich neulich besuchte, will nach Wiesbaden und von dort nach Paris. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er für einen verkappten preußischen Offizier gehalten wird; selbst als Füsilier würde er immer noch einer Extrastellung am linken Flügel der 12. Kompagnie bedürfen. Sein Schillerbuch (sehr gut) erscheint in den nächsten Tagen bei W. Hertz. Er, Schlenther und ein junger Max v. Waldberg (früher auch ein Zwangloser), dazu Schiff und Mauthner haben sämtlich sehr ausführlich und sehr anerkennend über „Irrungen Wirrungen" geschrieben, so daß ich ohne Übertreibung sagen kann: ich verdanke meine verbesserte Stellung oder doch mein momentanes Ansehn im deutschen Dichterwald zum größern Teile den „Zwanglosen"[1]). Die Jugend hat mich auf ihren Schild erhoben — ein Ereignis, das zu erleben, ich nicht mehr erwartet hatte.

Mit Hertz habe ich gestern zu meiner Freude einen Kontrakt gemacht, und er wird zum Spätherbst ein dickes Buch von mir „Fünf Schlösser", Altes und Neues aus der Mark Branden-

[1]) Die „Zwanglosen" sind eine, am 22. Januar 1884 in Berlin begründete Kneipgesellschaft, die sich jeden Freitag versammelte. Zu ihr gehörten Fontanes Söhne George und Theodor. Ferner u. a. Otto Brahm, Fritz Mauthner, Dr. med. Emil Schiff († 1899 als Korresp. d. „N. Fr. Pr."), Paul Schlenther, Max v. Waldberg, Univ.-Professor in Heidelberg, war bei seinen Berliner Besuchen häufiger Gast der Zwanglosen.

burg, bringen. Natürlich ist es eine Art Fortsetzung zu den „Wanderungen", aber doch etwas anders, und will seinen eignen Weg gehen.

Mama und Mete grüßen. Unter Gruß und Kuß an Schwiegertöchterchen und Enkel Dein alter Papa

An Wilhelm Hertz.

390) Berlin, d. 23. Mai 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Für unsre alte Rohr wird nun wohl auch bald ein Steinkreuz gemeißelt werden. Nach Nachrichten, die wir heute empfingen, geht es zu Ende. Es war trotz Beschränktheit und komischem Literaturenthusiasmus (denn sie konnte nicht einmal ein Gedicht richtig abschreiben) eine ganz kapitale Person, die ich geliebt und verehrt habe. Der Charakter entscheidet.

Ihnen in Ems schöne und vor allem heilkräftige Tage wünschend, in aufrichtiger Ergebenheit Th. Fontane

An Mathilde v. Rohr.

391) Berlin, d. 23. Mai 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Die Nachricht vom Hinscheiden Ihres Bruders, die Sie so schmerzlich bewegt haben muß, weckt auch in mir allerlei wehmütige Betrachtungen. Nun ist beinah alles hin, was ich damals im Ruppinschen noch besuchen konnte. Nur die beiden Scherz und ich sind von der alten Garde noch übrig. Aber auf wie lange noch? Und wiewohl ich gern gelebt habe, jetzt am Ende meiner Tage bin ich doch tief davon durchdrungen, daß dies alles eine Welt der Mängel ist, viel, viel mehr noch, als man in jungen und mittleren Tagen annahm, und daß es nicht schlimm ist, die Unruhe mit der Ruhe zu vertauschen. Sie glauben gar nicht, in wie hohem Maße die Überzeugung

davon während dieser letzten Jahre in mir gewachsen ist. Und nicht erst seit Georges Tod. Denn man kann den Tod eines geliebten Menschen tief und innig beklagen und doch in Hoffnung und selbst in Heiterkeit weiterleben. Aber dieser Hoffnung und Heiterkeit — was nicht ausschließt, daß man mal herzlich lacht — entbehre ich seit geraumer Zeit schon, und zwar deshalb, weil so wenig geschieht, dem man aus vollem Herzen zustimmen kann. Unsinn und Ungerechtigkeit und überall Selbstsucht und der Neid in allen Formen. Im kleinen geschieht um einen her sehr vieles, was einen wieder aussöhnt (sonst wär's auch nicht auszuhalten), und unbefangene, nichtswollende Herzensgüte lacht einem hier und da entgegen, aber das politische Treiben, das finanzielle, das wissenschaftliche, das künstlerische — wie tief unerfreulich. Ich erinnere Sie nur, um wenigstens ein Beispiel herauszugreifen, an das Treiben der Ärzte am kronprinzlichen beziehungsweise kaiserlichen Krankenbett. Ich weiß nicht, wer schuld hat, mag es auch nicht wissen; das aber weiß ich, daß ich wenig erlebt habe, was mir den Menschheitsjammer so gezeigt hätte wie dieser Vorfall. Und so überall. Es wird soviel von Fortschritt gesprochen, und die Bildung soll alles besorgen. Es wird aber mit Hilfe dieser Bildung nur noch schlimmer. Denn die Zahl derer wächst ins Millionenfache, die nun auch „von Bildungs wegen" etwas bedeuten wollen. Und das Einsehen davon, daß es so ist und so bleiben wird, entwertet doch stark das Jammertal, von dem man in der Jugend ein Stück Paradies erwartet.

In dankbarer Ergebenheit Ihr Th. Fontane

An Martha Fontane.

392) Berlin, d. 15. Juni 1888.

Meine liebe Mete.

Es ist nun wieder wie immer: wenn Du fort bist, sterben Kaiser und Könige. Für mich hat das große Ereignis das

eine Gute: daß ich den Wildenbruchschen „Mennoniten" nicht zu sehn und, was noch wichtiger ist, nicht drüber zu schreiben brauche. Gestern abend hatten Herrlich und ich schon die feierliche Todesanzeige fürs „Johanniterblatt" redigiert. Er war dabei sehr vernünftig. „Vorbereitet" war wohl überhaupt alles, nur unser vis-à-vis Neumann nicht, der eine dreimal durchlöcherte Flagge Halbmast aufgezogen hat.

Die Teilnahme der Bevölkerung ist, glaube ich, größer und ehrlicher als beim Tode des alten Wilhelm. Kann auch nicht anders sein. Jeder Vernünftige hatte damals das Gefühl: „s'ist auch Zeit", während jetzt ein Fall gegeben ist, wo sich nicht das Gewöhnliche, sondern ein Schreckliches und Erschütterndes vollzieht, das jeden daran mahnt, wie Feuer vom Himmel fallen und Sodom und Gomorrha zerstören, und die neugierigen Loten — die nicht aussterben — in eine Salzsäule verwandeln kann. — Was ich eben in einer Zeitung las, ist wahr: jeder hat einen Dank auf der Lippe dafür, daß dies Qualenleben wenigstens ohne Qual erloschen ist. Er ist eingeschlafen, und die gräßliche Phrase, „ihm ist wohl", wird diesmal wohl eine Wahrheit sein, auch wenn er über Leid und Freude gleichmäßig hinaus ist.

Vorgestern waren wir bei Heydens, wo ich mich auf dem kleinen Balkon natürlich riesig erkältete. Die junge Frau, neben der ich bei Tisch saß, gefiel mir ausnehmend; ich finde sie auch nicht häßlich, fast im Gegenteil. Überhaupt, was heißt häßlich? Was mir gefällt, mein Ohr, mein Auge angenehm berührt, das ist hübsch. Einzelne Linien haben eine Art Vorrecht, aber nicht ein ausschließliches Recht. Auch da muß man gegen Monopole eifern.

Wie immer Dein alter Papa

An Paul Schlenther.

393) Berlin, d. 17. Juni 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank. Ist denn Stephany der „Ereignisse“[1]) halber zurückgekommen, oder lag es überhaupt in seinem Plan, einen Vorurlaub zu nehmen und den eigentlichen erst im September folgen zu lassen? Bitte, mich ihm zu empfehlen und ihm mein Beileid auszusprechen, wenn die erste Alternative zutreffen sollte. O Chefredakteur! Einflußreiche Stellung im modernen Leben, im übrigen Hundeposten. Suchen Sie für Überreichung von „Stine“ eine möglichst stille Woche aus, vielleicht die übernächste, wenn Kammer und Reichstag wieder nach Hause geschickt sind. Beiläufig: den Charakter Stines werde ich noch — so gut so was nachträglich geht — zu motivieren suchen. Meine Frau hat mir einen guten Rat gegeben, ein Einschiebsel von nur drei Zeilen, das aber doch erheblich helfen wird. In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Martha Fontane.

394) Berlin, d. 17. Juni 1888.

Meine liebe Mete.

Der neue Krummhübler Plan ist ja ganz vorzüglich und wird Eure Position sehr verbessern; eine bessere Reisegenossin bzw. Reisemutter als Tante Witte ist ja gar nicht zu denken; es kompliziert Deine Aufgabe und — erleichtert sie doch zugleich. In einem Briefe von Friedländer fand sich auch eine kleine Erdmannsdorfer Anekdote. Prinz Heinrich fuhr mit Irene viel spazieren, den Kutscher hinter sich. Eine Zillertalerin sagte, sie wundere sich, daß der Prinz dem Kutscher erlaube, seine Frau immer mitzunehmen.

Ob Müller-Grote schon mit einem Fez und sie mit einem Augenschleier zurück ist, weiß ich nicht. Vielleicht hat er dem

[1]) Am 15. Juni war Kaiser Friedrich gestorben.

Gülfmeister oder gar dem Raubgrafen neue Absatzgebiete eröffnet. Tannhäuser und Lurley sind übrigens wundervolle Haremsgedichte, besonders Tannhäuser, dessen ewig wiederkehrende Frage eigentlich nur da entschieden werden kann.

Wird Onkel Witte zur Reichstagssitzung kommen? Im ganzen darf man — unbeschadet tiefster Teilnahme — sagen: alles atmet auf. Jeder hat ein Gefühl: der Dilettantismus, die Laune, die Geldvertuerei hat ein Ende und geordnete Zustände brechen wieder an. Es ging nicht mehr so weiter. Ich glaube, selbst der „Fortschritt" ist in seinem Herzen davon überzeugt, und nur die Juden sitzen an den Wassern von Babylon und weinen, wenn sie an Zion denken. Sie sind und bleiben einem politisch unverständlich; sonst so praktisch, verfallen sie politisch sofort der Phrase; sie sind Phantomanbeter, Anbeter eines Gottes, den sie sich erst machen. Wie in ältester Zeit immer Rückfälle in den Götzendienst. Aber es hilft ihnen nichts; sie schreiben Zeitungen, aber nicht — Geschichte.

Geh' es Dir gut. Herzlichste Grüße dem ganzen Hause.
Wie immer Dein alter Papa

An Theodor Fontane.

395) Berlin, d. 17. Juni 1888.

Mein lieber, alter Theo.

Habe Dank für Deinen lieben ausführlichen Brief. Weiß der Himmel, wie ich dazu kam, mein pessimistisches Herz vor Dir aufzudecken; es ist immer klüger, es nicht zu tun, und die jüngere Generation mit solcher senilen Weisheit zu verschonen, ist eigentlich Pflicht.

Nun ist auch Kaiser Friedrich zu seinen Vätern versammelt. Ein wahres Glück, daß sich der Wilhelmradau nicht wiederholen soll. Alles still. Schon morgen zieht er in die Friedenskirche ein. Zunächst ist man noch unter der Herrschaft der Zeitungsphrase; wenn aber die großen Wasser verlaufen sein werden,

wird manches Schöne am Strande aufgelesen werden können. Jetzt sind es noch die Goldkörner in einem Scheffel Kleie. „Lerne leiden, ohne zu klagen," welche große königliche Hinterlassenschaft; die Dreiminutenszene mit dem König von Schweden, wie erschütternd; wie rührend der Moment, wo er (wohlweise) die Hand seiner Frau in die Hand Bismarcks legte; wie schön und klug das Wort: „Ich wünsche seziert zu werden, damit das Gezänke der Ärzte nicht meinen Tod überdauert." Und ähnliches wird wohl noch weiterhin aus seinen letzten Lebenstagen bekannt werden. Die Zeitungen schwenken übrigens schon ein, und Wilhelm II., der noch vor drei Tagen eine bedrohliche Erscheinung war, ist jetzt bereits ein hoffnunggebender Fürst. Noch drei Wochen, und er ist ein Stern. Das beste ist, daß kein Mensch an Krieg glaubt; er wird ja wohl mal kommen, aber es scheint wirklich, als ob er auf allerernsteste Fälle eingeschränkt werden solle, wie beim Duell, das, von Spielereien abgesehn, auch seltener wird. Je großartiger der Vernichtungsapparat, je größer die Verantwortung und die Sorge.

Möge der Sommer Dir, Deiner Frau und Eurem Jungen gute, gesunde Tage bringen.

Unter Gruß und Kuß Dein alter Papa

An Paul Schlenther.

396) Berlin, d. 22. Juni 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Eben kommt das Paket[1]). Es ist ganz ehrlich, wenn ich Ihnen versichere: „Eigentlich ist es mir lieb, es wieder in Händen zu haben." Mit dem Gelde stehe ich nicht so schlecht,

[1]) Mit „Stine", deren Vordruck in der Vossischen Zeitung abgelehnt wurde. Der Roman erschien zunächst in der von Fritz Mauthner herausgegebenen Zeitschrift „Deutschland" 1890, Bd. 1, S. 285ff., als Buch in demselben Jahre (Berlin, F. Fontane & Co.).

daß ich das Honorar dringend bedürfte, und das Gefühl, daß der Welt durch den Nichtabdruck in der „Vossin" etwas Herrliches, ihr (der Welt) Wohltuendes vorenthalten würde — dies Gefühl habe ich erst recht nicht. Es gibt zehn oder, wenn es hoch kommt, hundert Menschen in Deutschland, die von der Erkenntnis und der freundlichen Gesinnung sind, die Männer wie Sie oder der kleine Brahm oder der liebenswürdige M. v. Waldberg solcher Arbeit entgegenbringen — das große Publikum, nun, es ist nicht nötig, große Worte darüber zu verlieren. Ich hätte wieder das sittliche Hallo mit anhören müssen. Familie X. hätte sich wieder über „Schneppengeschichten" beschwert, und selbst bei Familie Y. hätten alle wohlwollenden Gesinnungen für mich nicht ausgereicht, mir ein Bedauern über den armen alten Mann, der sich so wenig der Pflicht seiner Jahre bewußt ist, zu ersparen. Und so mag es denn so wohl sein. Schließlich werde ich es ja wohl noch irgendwem „anschmieren" können, und was dann hinter meinem Rücken geredet wird, schadet nicht viel. Sie aber seien nochmals schönstens bedankt für Ihr treues Zumirstehen und — ich bitte das sagen zu dürfen — beglückwünscht für Ihr freies Drüberstehen. Denn, daß der alte sogenannte Sittlichkeitsstandpunkt ganz dämlich, ganz antiquiert und vor allem ganz lügnerisch ist, das will ich wie Mortimer auf die Hostie beschwören.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

An Martha Fontane.

397) Berlin, d. 6. Juli 1888.

Meine liebe Mete.

Habe Dank für Deinen allerliebsten Humorbrief, der von Regen, verlornem Backzahn und Wohnungsnot wenig merken ließ. Daß uns in diesem Jahre die Brotbaude etwas höher gehangen wird, ist kein Unglück, und paßt es uns schließlich

durchaus nicht, so können wir ja umziehn — geteiltes Leid ist halbes Leid, und geteilte 50 Taler sind es erst recht.

Ich denke mir übrigens, daß Du heute Bekannte gefunden haben wirst — „ein bißchen Werg findet sich immer noch." Und wenn nicht in Krummhübel, so in Arnsdorf. Ängstige Dich nur nicht und nimm die Sache nicht schwieriger als nötig; solange man noch Geld und Rückzugslinien hat, geht alles.

Ich hoffe die nächste Woche in einer mir zu gönnenden Trägheit hinzubringen. Es sind nur noch ein paar Briefe zu schreiben und ein paar Besuche zu machen. Sonst ist alles abgearbeitet, und ich bin ordentlich neugierig, auf der Brotbaude das Paket zu öffnen und die Blätter wieder vor Augen zu haben, die ich vor zwei Jahren bei Frau Schiller beschrieb. Was wird nach wieder zwei Jahren sein? Heute kam die Nachricht von Storms Tod. Aber mit Blechmusik immer weiter und immer heiter vorwärts, bis man selber fällt. Nur keine Sentimentalitäten. Was das Schmerzlichste ist, ist zugleich auch das Alltäglichste und Gleichgültigste.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

398) Berlin, d. 12. Juli 1888.

Meine liebe Mete.

Nach mehrtägiger Unterbrechung wieder mal ein paar Zeilen.

Das große Ereignis ist natürlich die ärztliche Anklageschrift gegen Mackenzie; ich glaube jetzt, daß sie recht haben, und nur darüber kann noch Zweifel sein, welche mehr oder weniger fragwürdige Rolle mein alter Clansmann — der nicht aus Posen sein soll — gespielt hat. Dämel, Leichtsinn, Charlatan, Geldschneider oder „politische Figur"? In letzterem Falle wäre er zu entschuldigen, aber schließlich darf man fragen: „Was hat sich ein Mann aus den Grampians in die Angelegenheiten der Havel- und Spreelande zu mischen?" Hat

er's aber nicht um der deutschen Kaiserin, sondern um der „Prinzeß royal" willen getan, so finde ich dies eine deplazierte Lehnstreue. In dem gestrigen Abendblatt der Nationalzeitung wird er schlankweg, und zwar wiederholentlich, ein Betrüger und Schwindler genannt.

Der arme Pietsch, der in der Vossin einen Aufsatz über Storm begonnen hat, hat seit einiger Zeit mit seinen Artikeln kein Glück; immer passiert etwas, was ihn und seine Helden in den Hintergrund drängt. Ich finde, das Storm wichtiger ist als die Arztfehde, die schließlich doch keinen Aufschluß gibt; aber wer kümmert sich noch um „Immensee", wenn solch Skandal blüht, und „Viola tricolor" ist das, was bei der Gelegenheit unter die Füße getreten wird. — Ich schreibe auch über Storm und habe bei der Gelegenheit seine alten Briefe wieder vorgeholt, die zum Teil ganz vorzüglich sind, viel besser, als ich's in der Erinnerung hatte.

Das Wetter ist unheimlich; dazu wird aus England Schnee und Kälte gemeldet — hoffentlich rückt das alles nicht bis an die Sudeten vor. Ihr in Schlesien seid schon Slawen, Osteuropäer, wir sind hier vorgeschobenster Posten der Nordsachsen, also englisch. Die Scheidung liegt bei Görlitz, was doch besser klingt als Kohlfurt.

Der Abend mit Z.s war sehr angenehm; an die bekannten „Eigentümlichkeiten" fange ich an, mich zu gewöhnen und sie als „charakteristischen Zug" zu schätzen. Alles kommt auf die Beleuchtung an.

Euch allen Gruß und Kuß von Eurem alten Papa

An Martha Fontane.

399) Berlin, d. 13. Juli 1888.

Meine liebe Mete.

Wenn diese Zeilen „auf der Höhe" eintreffen, wird Tante Witte schon etliche Stunden bei Euch sein und Wandel geschafft haben; denn sechs wärmen mehr als drei, des warmen

Herzschlags der Liebe ganz zu geschweigen. Die Nacht, orkanartig, war toll, und wenn Ihr auch in der Sturmzone laget, so muß Euch himmelangst geworden sein. Mama schloß natürlich kein Auge und wankt jetzt gespensterhaft umher — nur darin leiblich, daß sie's im Leibe hat. Ich bastle noch an meinem Stormauffatz. Kann ich ihn aber bis Montag nicht schaffen, so schiebe ich ihn zurück und werde dann Montag wohl reisen; aber bei Tage — ich will wenigstens die Möglichkeit haben, in Lübbenau eine saure Gurke zu essen.

Heute kam auch ein Brief von Fräulein v. B.; es geht doch nur schlecht mit der alten Rohr. Dabei schreibt sie: „Nur dann und wann leuchtet noch ihr schönes, kluges Auge und blitzt ihr Geist in alter Kraft." Natürlich habe ich darüber nicht gelacht; über jemand, der seine letzten Tage lebt, lacht man nicht mehr, aber Betrachtungen habe ich darüber angestellt. Steht es mit unserm „Geist" besser? Man denkt sich wunder was damit, und schließlich sieht doch irgendwer daneben und blickt von einem andern Stern hernieder und lächelt über unsre Einbildungen.

Soweit kam ich heute vormittag, ich will nun meinen Brief abschließen. Über Mittag machte ich einen schönen Tiergartenspaziergang, auf dem ich mich leidlich erholte; ich begegnete den beiden Damen A. — Ich schicke auch noch das Abendblatt mit, das einen unsinnigen Artikel gegen v. Gerhardt enthält. Sollte er etwa dazwischenspringen und in Gegenwart des Kronprinzen mitten in der Operation Mackenzies ausrufen: „Sie verfluchter Charlatan, scheren Sie sich." Das geht eben nicht.

Dein alter Papa

An Friedrich Fontane.

400) Krummhübel, Brotbaude, d. 9. August 1888.

Mein lieber Friedel.

Weder Queis noch Bober, weder Neiße noch Lomnitz haben uns hier oben etwas zuleide getan, und Mama hat sich heute

sogar in das eigentliche Überschwemmungsgebiet: Giersdorf, Zackenfall, Schreiberhau gewagt, wo sie mit Mete und Annemarie Witte, die seit gestern früh oben herumpinschern, zusammentreffen und in fünfstündiger Fahrt nach hier zurückkehren will. Es geht uns ganz erträglich, besonders mir, der ich nicht viel Ansprüche mache und zufrieden bin, wenn ich ein Bett und was zu essen und keinen Ärger und keine Schmerzen habe. Alles andre verschwindet daneben und ist bloß 'raufgepuffte Geschichte.

Zum 14. August früh schicken wir einen Kranz an Dich für Georges Grab; Mama will selber die Blumen (Heidekraut) pflücken und einen Kranz daraus flechten. Vor einem Jahr war er noch leidlich fidel — an seinem Geburtstage sogar ganz besonders — und träumte von Glück und Leben; jetzt hat er seinen Hügel und seinen Stein.

Neulich, mitten im Walde, traf ich Hans Hoffmann (den ich nicht erkannte) und fragte ihn: „Ist dies der Weg nach der Schnurrbartsbaude?" „Ja, Herr Fontane." Nun erst kam die Erkennungsszene.

Am Sonnabend reisen Wittes ab, am Sonntag Emma Robert; dann sind wir nur noch 4, mit Fips $4^1/_2$.

Wie immer Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

401) Berlin, d. 30. September 1888.

Meine liebe Alte.

Wie viele Briefanreden hat man nun schon durchgemacht! Jetzt sind wir glücklich bei „liebe Alte" angekommen, eine Form, die kaum noch Wechsel oder Steigerung zuläßt. Hoffentlich bist Du heil angekommen und hast Dich in 24 Stunden nach alter Vorschrift wieder erholt.

Der um sechs Uhr erwartete fremde Herr, dem wohl auch von Ida mit soviel Spannung entgegengesehn wurde, „weil

es vielleicht ein Graf war," kam natürlich nicht, und gegen sieben Uhr machte ich mich auf nach dem Wallnertheater. Von Kritik war nur Dr. H. zugegen, also niemand. Und nun das Stück. Anfangs dachte ich: wie nett, trivial, aber nett; bald indessen ließ es nach, und die kleinen, in ihrer Art ganz allerliebsten komischen Szenen langweilten mich eigentlich, trotzdem ich das Spiel graziös fand und auch ein paarmal lachen mußte. Es ist doch alles zu dumm, alle Natur zu sehr auf den Kopf gestellt und doch auch wieder nicht genug, nicht so, daß man mit Entzücken ausrufen könnte: „Ah, ich bin im himmlischen Reich des höheren Blödsinns." Der kleine Brahm spricht in einem reizenden Artikel, den er mir heute früh geschickt hat, über dieselbe Frage, und zwar bei Besprechung des neuen französischen Stückes „Décoré". Er findet es, was mich hocherfreut, entzückend und beweist dem guten Berlinertum, daß es für solchen himmlischen gallischen Humor gar kein Verständnis habe. Wie stolz und wie glücklich bin ich, daß „meiner Ahnen Wiege" im Languedoc, ja sogar in der Gascogne gestanden hat. Übrigens bist Du auch daher; Toulouse und Montpellier liegen beieinander.

Gegen zwölf Uhr war ich zu Hause und las die Zeitung. Geffcken! Wer hätte an den gedacht! Das kleinste, feinste Männchen, das ich in meinem Leben kennengelernt habe. Wird der über den Bismarcksradau mit Staatsanwalt und Kettenklirren einen Schreck gekriegt haben.

Empfiehl mich allerseits aufs beste. Wie immer Dein

Alter

An Emilie Fontane.

402) Berlin, d. 2. Oktober 1888.

Meine liebe Alte.

Mete wird Dir wohl für Deinen Brief gedankt haben; ich fahre da fort, wo sie stehn geblieben ist. Gestern nachmittag

wollte ich eben ausgehn, als „Heiden" angekündigt wurde. Da i und y im Sprechen keinen Unterschied machen, so dachte ich natürlich, es sei unser alter „Aujust" und wollte eben mit ausgebreiteten Armen auf ihn los, als ein großer, schlanker, offizierartiger Herr vor mir stand. Er entpuppte sich als der Heiden, der, mit Francis Stahl zusammen, den „Herrn Major auf Urlaub" geschrieben hat. Ein sehr netter Mann, Hamburger, aber durch langen Aufenthalt in Berlin enthamburgert, so daß sich die Häßlichkeiten beider Städte sozusagen aufgefressen haben. Ich erfuhr nun, daß das Stück lediglich von ihm ist und früher „Ein Mann von 50 Jahren" hieß, unter welchem Titel es in Dresden gefallen hat; Francis Stahl hat es dann verberlinert und mit Witzen garniert, wodurch das Stück offenbar viel schlechter geworden ist. Wie danke ich Gott, daß ich mit Stücke schreiben nie was zu tun gehabt habe! Nein, da doch lieber unsittliche Novellen, die im Kasten bleiben.

Am Abend kam Brahm und blieb bis zwölf Uhr. Er wollte nichts essen, aber einem Riz à la Malte von Mete konnte er doch nicht ganz widerstehn. Er war sehr nett. Noch zum Schluß, schon Hut in Hand, erzählte er eine neue Geschichte. Du weißt, daß Barnay vortrat und statt einer langen Rede nur sagte, während er die Hand aufs Herz legte: „Ich bin sehr glücklich." Nun heißt es, Blumenthal sei, nach der ersten nur spack verlaufenen Aufführung von „Anton Antony", ungerufen ebenfalls bei geöffnetem Vorhang erschienen und habe mit derselben Handbewegung gesagt: „Ich bin sehr unglücklich."

Heute früh kam Hans Hertz, um mir eine Antwort auf den langen Brief zu bringen, worin ich dem alten Hertz hinsichtlich der Rezensionsexemplare meiner Bücher empfohlen hatte, alle Zeitungen zu übergehen, die sich in feindlicher Stellung gegen mich gefallen, Kreuzzeitung und Börsen-Courier an der Spitze. Man ist gewillt, darauf einzugehn, was mir sehr

lieb, aber doch eigentlich auch nur in der Ordnung ist. Was habe ich oder was hat Hertz davon, wenn mir in der Post, dem feindseligsten und großmäuligsten dieser Blätter, versichert wird: ich wandle auf Abwegen.

Die Aufregung wegen Tagebuch und Geffcken dauert fort, immerzu werden Extrablätter ausgerufen. Das Merkwürdigste ist, daß alles wieder auf Bismarcks Seite tritt, und daß gegen Geffcken, und vor allem gegen den armen Kaiser Friedrich selbst wieder die heftigsten Anklagen laut werden. Und leider muß ich sagen: ich fürchte, daß dies Volksurteil, oder richtiger dies Urteil aller Gebildeten, wieder recht hat. Es muß doch etwas in ihm nicht recht in Ordnung gewesen sein; er überschätzte sich und wollte nicht einsehn, daß er neben dem großen Mann doch nur ein Dilettant war.

Und nun leb' wohl. Wie immer Dein Alter

An Emilie Fontane.

403) Berlin, d. 12. Oktober 1888.

Meine liebe Frau.

Nur ein paar Worte. Wir sind überrascht, wenn auch selbstverständlich angenehm, daß Du schon am 16., unserm Hochzeitstage, zurück willst. Vergleicht man sich mit damals, so ist man doch — ich spreche nur von mir — wenn auch an sich nie heldenmäßig — schon ein rechtes Wrack geworden. Es ist immer die alte Geschichte, „nun möcht' ich wieder Fähnrich sein!" Wieder Fähnrich sein. Aber nicht noch mal anfangen. Nur ob ein gewisses Etabliert- und Beruhigtsein ohne Jugend und Hoffnung oder Jugend und Hoffnung ohne Etabliert- und Beruhigtsein besser ist — die Frage drängt sich einem immer wieder auf. Wenn es nicht zu toll kommt, ist das Jugendleben doch vielleicht schöner. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Man schwankt auch darin wie in allem, und nur das bleibt: das Ganze ist eine sonderbare Geschichte.

Gestern bei R.s war alles ganz nett und zu Kritik gar keine Veranlassung — es war auch nicht mal langweilig. Aber ich fühlte mich wenig wohl und habe keinen Bissen genossen. Heute ist es besser, aber ich bin welk und möchte bloß ausgestreckt liegen und mich in frischer Luft spazieren fahren lassen. „Fünf Schlösser" werden in etwa 14 Tagen ausgegeben. Mit der Korrektur von „Quitt" geht es leidlich vorwärts.

Empfiehl mich Deinen liebenswürdigen Gastfreunden. Wie immer Dein alter Th. Fontane

Diese lächerliche Namensunterschrift habe ich ganz in Gedanken gemacht, was bekanntlich heißt ohne Gedanken.

An Julius Rodenberg.

404) Berlin, d. 21. November 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Hier der Stoff der Novelle

Vor drei, vier Jahren schrieb mir Frau Geheimrat B. geb. v. M. einen langen Brief aus Italien und darin — angeregt durch eine Novelle von mir — folgende Familiengeschichte:

Graf Pl. auf Schloß J. in Strelitz, Kavalier comme il faut, Ehrenmann, lebte seit achtzehn Jahren in einer glücklichen Ehe. Die Frau siebenunddreißig, noch schön, etwas fromm (die Strelitzer tun es nicht anders). Er Kammerherr. Als solcher wird er zu vorübergehender Dienstleistung an den Strelitzer Hof berufen. Hier macht er die Bekanntschaft eines jungen pommerschen Fräuleins v. D., eines Ausbundes nicht von Schönheit, aber von Pikanterie. Den Rest brauche ich Ihnen nicht zu erzählen. Er ist behext, kehrt nach J. zurück und sagt seiner Frau: sie müßten sich trennen, so und so. Die

Frau, tödlich getroffen, willigt in alles und geht. Die Scheidung wird gerichtlich ausgesprochen. Und nun kehrt der Graf nach Strelitz zurück und wirbt in aller Form um die D. Die lacht ihn aus. Sie steht eben auf dem Punkte, sich mit einem ebenso reichen, aber unverheirateten Herrn aus der Strelitzer Gesellschaft zu verloben. Der arme Kerl, er hat die Taube auf dem Dach gewollt und hat nun weder Taube noch Sperling. Alles weg. Er geht ins Ausland, ist ein unglücklicher, blamierter und halb dem Ridikül verfallner Mann. Inzwischen aber ist die älteste Tochter, die beide Eltern gleich schwärmerisch liebt, herangewachsen. Es spielen allerhand Szenen in der Verwandtschaft. Versöhnungsversuche drängen sich, und das Ende vom Liede ist: es soll alles vergessen sein. Zwei Jahre sind vergangen. Die Frau willigt ein, und unter nie dagewesener Pracht, darin sich der Jubel des ganzen Landes Strelitz mischt, wird das geschiedene Paar zum zweiten Male getraut. Alles steht Kopf. Der Hof nimmt teil. Telegramme von Gott weiß woher, Musik und Toaste. Plötzlich aber ist die wieder Getraute, die wieder Strahlende, die wieder scheinbar Glückliche von der Seite ihres Mannes verschwunden, und als man nach ihr sucht, findet man sie tot am Teich. Und auf ihrem Zimmer einen Brief, der nichts enthält als das Wort: Unwiederbringlich.

Dies ungefähr das, was mir Frau B. in Damenstil und Damenhandschrift schrieb. „Ich könne damit machen, was ich wolle — ich hätte es zu freier Verfügung.“ (Sie ist eine Cousine des Hauses.) Ich bin aber doch kluger Feldherr gewesen, was ihr nachträglich sehr lieb zu sein scheint, und habe die Geschichte nach Schleswig-Holstein und Kopenhagen hin transponiert, so daß sie jetzt zu kleinerem Teil auf einem Schloß in der Nähe von Glücksburg, zu größerem in Kopenhagen und auf der Insel Seeland spielt. Solche Transponierung ist nicht leicht. Ich ging sämtliche deutsche Höfe durch. Nichts paßte

mir. Als ich aber Nordschleswig und Kopenhagen gefunden hatte, „war ich raus". Nur Strelitz selbst wäre vielleicht doch noch besser gewesen und hätte meiner Geschichte den Ton des politisch Satirischen gegeben. Nun klingt viel nordisch Romantisches mit durch. Geschrieben habe ich die Geschichte jetzt vorm Jahr, in den Wochen und Monaten, die dem Tode meines Sohnes folgten. Ich habe mich unter der Arbeit bei Trost und Frische gehalten. Natürlich ist nichts fertig, aber die Geschichte ist doch da, und was fehlt, ist nur Korrektur. Freilich immer das Mühsamste und Zeitraubendste.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

Briefe aus den Jahren 1889—1891.

Das literarische Schaffen Fontanes während der Jahre 1889 bis 1891 umfaßt auf dem Gebiete des Romanes die Vollendung der Erzählung „Quitt", der Novelle „Stine" (zunächst erschienen in der Zeitschrift „Deutschland") sowie der Romane „Unwiederbringlich" und „Frau Jenny Treibel", welche letzteren beiden in der „Deutschen Rundschau" zum ersten Abdruck gelangten. In den letzten Monaten des Jahres 1891 wurden auch schon die Romane „Die Poggenpuhls" und „Effi Briest" begonnen. Die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", zu denen das im Jahre 1889 ausgegebene Buch „Fünf Schlösser" eine Ergänzung bildet, wurden wiederum um mehrere wichtige Kapitel erweitert und die (leider niemals zum Abschluß gelangten) Studien zur Geschichte des Geschlechtes v. Bredow eifrig fortgesetzt. Auch die Veranstaltung von zwei neuen Auflagen seiner „Gedichte" (1889 und 1891), in die Fontane eine größere Anzahl neuer Arbeiten, namentlich nordischer Balladen aufnahm, beschäftigte ihn eingehend. Dagegen stellte er im Jahre 1889 seine Tätigkeit als Theater-Referent der „Vossischen Zeitung" ein. — Erfreuliche Ereignisse für den Dichter waren die unter allgemeiner Teilnahme begangene Feier seines 70. Geburtstages (30. Dezember 1889) und die Verleihung des Schillerpreises an ihn (1891).

405) Berlin, d. 7. Januar 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Sie gratulieren mir zu dem Orden. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen nicht schon darauf geantwortet habe. Man kriegt die Orden für andre. Nur in dieser Beleuchtung haben sie Wert, aber dann auch einen wirklichen Wert. Wäre ich ein gesellschaftlich angesehener Mann, ein Gegenstand von Huldigungen oder auch nur Achtung, die man allseitig meiner Stellung oder meinem Vermögen entgegenbrächte, so bedeutete mir solche Auszeichnung, mit der ich mich übrigens kaum je vor der Welt herumzieren werde, so gut wie nichts. Angesichts der Tatsache aber, daß man in Deutschland und speziell in Preußen nur dann etwas gilt, wenn man „staatlich approbiert" ist, hat solch Orden wirklich einen praktischen Wert: man wird respektvoller angeguckt und besser behandelt. Und so sei denn Goßler gesegnet, der mich „eingereiht" hat.

Seit Wochen bin ich wieder ganz Politik: Ostafrika, Geffcken, Morier, Samoa[1]). Mir will alles nicht recht gefallen, und so wenig ich mit dem Fortschrittsprogramm zu tun habe, so kann ich doch nicht leugnen, daß ich seit einem Vierteljahr in einem mir bis dahin unbekannt gebliebenen Grade auf seiten meiner guten „Vossin" stehe. „Blinder Eifer schadet nur." Mitunter wird man an Stimmenhören und Verfolgungs-

[1]) Im Dezember 1888 teilte die „Kölnische Zeitung" mit, der englische Diplomat Robert B. D. Morier (1826—1893) habe 1870 als britischer Geschäftsträger in Darmstadt Bazaine die erste Nachricht von dem Vormarsch der Deutschen über die Mosel zukommen lassen, und deshalb sei er, als er 1884 für den Posten des englischen Gesandten am Deutschen Hofe von seiner Regierung vorgeschlagen wurde, abgelehnt worden. Daran schloß sich in der Presse eine längere Polemik. — Auf den Samoainseln führten Gärungen dazu, daß am 18. Dezember 1888 Feindseligkeiten gegen die Mannschaften zweier deutscher Kriegsschiffe ausbrachen, wobei mehrere getötet oder verwundet wurden; doch wurden die Aufständischen in die Flucht geschlagen.

wahnsinn erinnert. Gewiß hat er schwere Feinde. Gewiß ist hundertfältig eine Neigung da, sich gegen ihn zu verschwören und ihn zu stürzen, und gewiß (oder doch fast gewiß) sind in Krieg und Frieden unglaubliche Dinge geschehen, Hoch- und Landesverräterei, ganz frisch, fromm, fröhlich und frei, als müßt' es nur so sein. Alles aus dem naiven Dünkel heraus: man kann sich dergleichen erlauben. Es trifft ja nur den „alten Ekel", und ihn los zu sein, ist wichtiger als der Verlust von zwei, drei Provinzen. „Vielleicht können wir auch Hannover bei der Gelegenheit wiederherstellen." Sie sehen, ich steh' im Letzten ganz auf Bismarcks Seite. Es ist, um die Wände 'rauf zu gehen, von dem Tag an, wo die Gräfin R. ungestraft von „Euer Großvater, der Räuberkönig" sprechen durfte. Aber je mehr ich glaube, daß viel Strafbares, ja furchtbar Strafbares vorliegt, je mehr hätte ich gewünscht, man hätte den Zeitpunkt abgewartet, um dann mit vernichtenden Beweisen vorgehen zu können. So bleibt alles im Dunkel, und was vielleicht lediglich beleidigtes patriotisches Gefühl ist, wirkt wie kleine persönliche Gehässigkeit. Dies beklage ich außerordentlich. Es schädigt nicht nur Bismarcks Ruhm, sondern auch Deutschlands Ansehen. Vielleicht, daß er in einer Woche, geladen mit Stoff, vor den Reichstag tritt und mal wieder eine jener Reden hält, die im Nu um den Äquator laufen. Und nun genug von diesen Dingen. Herzlichste Grüße und Empfehlungen Ihnen allen, an Groß und Klein, von Ihrem aufrichtig ergebensten Th. Fontane

An Karl Zöllner.

406) Berlin, d. 19. Januar 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Chevalier.

Statt dem guten Senator schreibe ich Dir ab, weil ich gern etwas für Dich speziell Bestimmtes und nicht einmal so

ganz Kurzes bei der Gelegenheit — es bezieht sich auf die Albertische Broschüre[1]) — aussprechen möchte.

Zunächst, ich kann nicht kommen, weil ich heftige neuralgische Schmerzen habe, so daß ich auch meine Karte zum Ordensfest schweren Herzens zurückgeschickt habe. Denn so wenig ich mir aus Festlichkeiten mit Gêne mache, dieser Gêne hätte ich mich gern unterzogen, um so mehr, als ich wohl nicht wieder in die Lage kommen werde. Ich hatte es mir wie einen Abschied gedacht und mich gefreut, Friedberg, Puttkamer und Goßler, von denen mich wohl keiner „geschnitten" hätte, wiederzusehn.

In der Zeitung lese ich eben, daß Goßler den Verfasser der Broschüre zu sich zitiert, mit ihm gesprochen und ihm, wenn ich so sagen darf, Zusagen gemacht hat. Einige davon werden auch genannt. Ich finde das kolossal liebenswürdig vom Minister, zu liebenswürdig. Wer ist Alberti? Ein junger, grüner Mensch, der eigentlich Sittenfeld heißt, von einigem Schreibtalent (bei Lichte besehn, ist es nicht viel damit), eine Sorte Karl Bleibtreu, tief, tief unter meinem kleinen Freunde Otto Brahm, der wirklich über Durchschnitt hinaus gescheit ist und über Durchschnitt hinaus Bücher (die denn auch preisgekrönt wurden) und Broschüren und Essays geschrieben hat. Und wenn ich mir nun meinen kleinen Brahm, der doch ein Riese neben Alberti ist, als Marquis Posa vor Goßler denke! Was könnte selbst der kleine, kluge Brahm sagen, welche vernünftigen oder gar praktischen Vorschläge könnte er machen? Wie schwer das ist, das hat Frenzel erst neulich — der doch im Gegensatz zu den jungen Herren neben vielem andern als ein „Praktiker" gelten kann — in seinem großen Feuilleton über unser Königliches Theater bewiesen[2]). Und nun kommt

[1]) Conrad Alberti, Ohne Schminke. Wahrheiten über das moderne Theater. (Leipzig 1887.)

[2]) Vgl. Nationalzeitung vom 13. und 19. Dezember 1888 „Die Zukunft des Schauspielhauses".

Alberti, zunächst doch nichts als ein letzter Ausläufer dieser jetzt modischen, breitspurigen, jugendgrünen Weisheit, und orakelt dem Minister etwas vor. Man spricht immer von der Erhabenheit und Exklusivität der preußischen Bureaukratie. Ich selber habe es oft getan. Aber wenn ich mir nun solchen Fall wie diesen ansehe, so muß ich sagen: die vornehmen, hochgestellten Herren sind von einer unglaublichen Gütigkeit und Bescheidenheit, und haben damit gerade das, was diesen Marquis Posas beider Konfessionen so schrecklich fehlt. Ich, der ich doch weitab vom Minister bin, ich hätte mir Sittenfeld-Alberti nicht kommen lassen. Oder bin ich ganz schief gewickelt? Hab' ich kein rechtes Urteil über geistige Produktionen, über Charaktere, Tendenzen, Aspirationen? Mitunter kommt mir diese Angst. Aber Gott sei Dank, sie fällt auch wieder von mir ab, und ich bin dann meiner Sache so sicher, daß ich gleich unter die Bleibtreus und Albertis eingereiht werden könnte. Nach dem Maße meiner Erkenntnis und noch mehr nach meinem Gefühl, zu dem ich ein weitgehendes Vertrauen habe, ist die ganze Broschüre nichts als ein anmaßlicher, hochtrabender, widerspruchsvoller Quatsch, so unangenehm — und zwar halb durch seine Konfusion und halb durch seine Eitelkeit —, daß es eine Riesenaufgabe ist, diese einhunderteinundzwanzig Seiten durchzulesen. Was darin Richtiges ist, daß Heyses „Reise nach dem Glück" eine viel bedenklichere Geschichte ist als alles, was Daudet und Zola geschrieben haben, daß Liedtke zu alt und Fräulein Clara Meyer zu zimprig ist, daß Werner viel mäßige Bilder gemalt hat, daß Karl Becker aus dem „Sammet" nie recht 'rausgekommen ist, daß die Schriftsteller (leider durch ihre Schuld, was verschwiegen wird) stiefmütterlich behandelt werden — das und fünfhundert ähnliche Sachen sind fünfhundert- oder richtiger fünftausendmal gesagt worden, wie er denn überhaupt in Zitaten und Aneignungen groß ist. Wo aber Eigenes herauskommt, ganz wie in den Bleibtreuschen

Büchern und Broschüren, kommt immer ein phrasenhafter, aufgesteifter Wichtigtuer heraus. Und mit solchem Menschenexemplar spricht der Minister in seiner Güte und macht ihm „confessions". Ich danke Gott, daß er mich nicht hat rufen lassen; aber das nehme ich auf den Diensteid, daß ich ihm Besseres, Natürlicheres, Wahreres hätte sagen können als Alberti.

Unter den Stücken, die er zur Annahme empfiehlt, ist auch eins von Alberti. Dabei trifft es sich sehr komisch, daß er — da er bei der Aufzählung tüchtiger dramatischer Kräfte nach dem Buchstaben ging — eigentlich mit sich selbst hätte anfangen müssen. Er hat aber doch Anzengruber (mit An) seinem Alberti (mit Al) vorgestellt, weil ihm dieser Vortritt doch zu mißlich vorkommen mochte.

Wie immer Dein Noel

An Martha Fontane.

407) Berlin, d. 13. April 1889.

Meine liebe Mete.

Mama schreibt zwar brauchbarere Briefe, trotzdem will ich konkurrieren. Wir haben seit Mittwoch, trotz des großen Diners, eigentlich nicht viel erlebt, und doch ist es mir, als stecke in den zurückliegenden drei Tagen eine Fülle von Stoff, ein Schatz; bloß daß ich ihn, wo's losgehen soll, nicht heben kann. Die kleine Conrad[1]) war sehr nett, vielleicht weil sie sich ohne Deine Kontrolleuraugen fühlte, Lübke in Liebeszuständen — der 70jährige. „Aber darum keine Feindschaft nich." Wieweit Lübkes Liebe geht, weiß ich nicht; auch hier, wie überall, sind richtige Schätzungen schwer.

Die Schwierigkeit richtiger Schätzungen drängt sich mir nicht selten auch bei Aufführung neuer Theaterstücke auf; ich

[1]) Hofschauspielerin, Fräulein Paula Conrad, seit 1892 Frau Dr. Schlenther.

sage dann wohl, „es sei ganz nett, aber doch nur so so"; ich hätte statt dessen ebensogut sagen können, ich fände es langweilig, aber auch, ich fände es fein, klassisch, goethisch. Bei Romanen, Novellen, Gedichten bin ich meines Urteils in der Regel ganz sicher, beneidenswert sicher (die meisten, wenn sie ehrlich sind, sind es nie). Dramatischen Arbeiten gegenüber aber, namentlich wenn sie von der Bühne her zu mir sprechen, wo einem die feinen, erst in Wahrheit den Unterschied schaffenden Details großenteils und oft total entgehen, bin ich stets unsicher und finde, um Beispiele zu geben, zwischen „Iphigenie", „Des Meeres und der Liebe Wellen", „Weisheit Salomos" und „Nausikaa" kaum einen Unterschied. In Heyses Stück ist nur der Salomo in seinem Liebesunsinn — schwärmerische Neigung zu einer Gärtnertochter — sehr anfechtbar, so daß Lübke recht hatte, das Stück „Die Dummheit Salomos" zu nennen. Und doch auch hier wieder die schreiende Differenz zwischen Theorie und Praxis. Denn gerade Lübke erscheint uns stark auf dem Punkt, die Heysesche „Weisheit" Salomos nachzuahmen. Bei diesen kleinen Witzworten fällt mir auch ein, daß Lindau, den ich gestern im Theater traf, mehreres derartiges losließ. Es wurde gefragt, ob das Stück gedruckt worden sei, wenn auch selbstverständlich den „Bühnen gegenüber als Manuskript". Lindau meinte, „wohl auch dem Publikum gegenüber als Manuskript". Auch sprach er von einem, der neuerdings einen Orden gekriegt hat und tags darauf gefragt wurde: „Sagen Sie, wofür, was haben Sie getan?" „Nichts als die nötigen Schritte." Im Theater war auch der Nord- und Süd-Schottländer und bat mich um erneute Mitarbeiterschaft. Ich antwortete allerhand unverständliches Zeug. Aus dem Lager Frl. Clara Meyers habe ich, auf die Schlußstelle meiner „Ophelia"-Kritik hin, einen Brief mit dem Ausrufe „Pfui" erhalten. Es ist doch merkwürdig, wo immer die meiste Tugendentrüstung steckt.

Im „Klub" war es sehr nett, wiewohl ganz anders wie früher; ich traf zunächst nur den Direktor Goldschmidt, Reichstagsmitglied, Fraktionsgenosse von Onkel Witte, mit ihm den katholischen Abgeordneten Graf Adelmar aus Bayern und den gefürchteten sogenannten Shakespeare-Leo. Mit letzterem freundete ich mich an. Er erzählte französische Anekdoten, die ich nicht verstand, oder doch nur so wie Mama, die auch immer mitlacht und auch immer was verstanden hat; aber immer was ganz andres.

Dir, meine liebe Mete, geht es hoffentlich gut. Grüße das verehrte, liebenswürdige Paar und bewahre Deine wohlwollenden Gesinnungen Deinem respektvollst ergebenen alten

Papa

An Martha Fontane.

408) Berlin, d. 16. April 1889.

Meine liebe Mete.

Die Karte mit „sleep, second nurse of nature" klang gut, der heutige Brief dagegen klang schlecht. Verzage aber noch nicht. Man kann sich nicht, aus sich heraus, ein Lebenlang ängstigen. Ein solcher Zustand kommt und geht; traurig genug, wenn er da ist, aber nicht hoffnungslos. Ich bin davon so fest wie von irgend etwas überzeugt. Krankheit und Unglück kommen auf tausend Straßen, aber Glück und Gesundheit auch. Es ist noch nicht aller Tage Abend, auch im Guten nicht. Wellenbewegung, up and down.

Von den gesellschaftlichen Begegnungen der letzten Tage erwähne ich nur Graf und Gräfin H.; die Gräfin, trotz ihrer acht Kinder, immer noch eine schöne Frau, von der selbst Titus Ulrich, wenn er sie hätte, nicht sagen würde: „Sie reizt mich nicht." Er, der Graf, ein Ideal von Liebenswürdigkeit, völlig ungeniert — ein Mensch, also das höchste. Ein anwesender Offizier mit einem tunesischen Orden, Herr v. Schrenk

aus Oldenburg, erzählte mir sehr Interessantes von seiner tunesischen Reise, speziell von der Reise, nicht von dem Aufenthalt, was wegen merkwürdiger Schiffsvorgänge (arge Verstimmungen der Matrosen gegen ihn, weil seine Anwesenheit an Bord die Reise um sieben Tage und zwei Stürme verlängerte) sehr interessant war. Ich konnte daran wieder studieren, was einem, wenn Lieblingswünsche sich unter exzeptionell glücklichen und ehrenvollen Verhältnissen erfüllen, doch immer noch von Unliebsamen begegnen kann. Man hat keine Minute sicher in der Hand.

Mit der Conrad hast Du ganz unrecht. Du bist wie Mama und nimmst Dein Urteil und Dein Sentiment als das normale. Ich habe auch Urteil und auch Sentiment und bin gar nicht einzufangen. Am wenigsten kann ich durch Lob bestochen werden. Übrigens lobt sie mich nicht, sondern ist eine kleine, leidenschaftliche, kratzbürstige Person, die mir, nach der ersten Ibsenaufführung, einen vier Bogen langen Brief schrieb, der sich kaum mit sonst üblicher Artigkeit deckte.

Grüße das verehrte Mengelsche Paar. Wie immer Dein alter Papa

An Theodor Fontane.

409) Berlin, d. 16. April 1889.

Mein lieber, alter Theo.

Gleich nach Eurer Abreise von hier habe ich mal einen Brief geschrieben; seitdem nicht wieder. Das ist eine lange Zeit, die ganz durch die Korrektur jener Geschichte ausgefüllt worden ist, um derentwillen Du seit Jahr und Tag Abonnent der „Gartenlaube" bist, es leider auch noch bleiben mußt und abermals auf Jahr und Tag, wenn Du des Genusses der Lektüre nicht verlustig gehen willst[1]). Kroener schrieb mir, „vor Ablauf

[1]) „Quitt", erschienen im Jahre 1890 zunächst in der „Gartenlaube", sodann als Buch im Verlage von W. Hertz.

eines Jahres ginge es nicht; dies sei Annahmebedingung," worauf ich natürlich antwortete: „Die Annahme (gleichbedeutend mit Honorarempfang) sei mir wichtiger als der Zeitpunkt des Erscheinens". Und so wird denn Frühjahr oder Sommer 1890 herankommen, eh' Krummhübel und die Welt erfährt, wie die Geschichte mit Förster Frey, den ich in einen Opitz umgetauft, eigentlich gewesen ist. In der Tat ist mir der Zeitpunkt der Publikation ziemlich gleichgültig. Wenn man mehr als 20 mal ein Buch, ein Werk veröffentlicht und immer — in jungen Jahren oft in lächerlicher, weil ganz unmöglicher Weise — die Hoffnung eines großen Erfolges, der dann stets ausblieb, daran geknüpft hat, so verlernt man es schließlich, sich mit dem Gedanken an das große Los zu tragen, und freut sich, daß einem bei dem nun 50jährigen Nachlaufen nach dem Rade des Glücks, vor längerer oder kürzerer Zeit schon, ein Pflock, ein Nagel zugefallen ist. Eine Speiche, wie's im Sprichwort eigentlich heißt, ist schon zuviel.

Wir sprechen hier oft von Euch und ich für meine Person am meisten von meinem Freunde Otto. Ein allerliebstes, kluges und gutgeartetes Kind, an dem ich mich zum Großvater herangebildet habe, eine Stellung, zu der ich, wie zu so vielem andern, von Natur keine besondere Anlage mitbrachte. Ich höre noch immer sein erregtes Lachen, wenn er von diesseits an die Küchentür pochte und Mathilde mit einem Bumbum antworten mußte.

Friedel verlegt tapfer weiter[1]); ich bin ihm das Zeugnis schuldig, daß er es an Eifer und Umsicht nicht fehlen läßt. Unsre kleine Welt hier wurde durch Lübke, der fast vier Wochen hier war, bewegt und rief manche Erinnerung an zurückliegende Jugend herauf. Alles ist alt geworden und hat leider auch das Gefühl davon; jeder fühlt sich auf dem Aussterbeetat.

[1]) Der jüngste Sohn Fontanes, Friedrich F., hatte im Oktober 1888 ein selbständiges Verlagsgeschäft begründet.

Grüße und küsse Deine liebe Frau und nicht zum wenigsten den Jungen.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

410) Berlin, d. 19. April 1889.

Meine liebe Mete.

Mama, nachdem sie mit der ihr eigenen Verve (hier stehe ich, ich kann nicht anders) gekocht hat, schreibt für Friedel Geschäftsbriefe, nicht ganz soviel, wie in der „Lungenschwindsuchtsbroschürenangelegenheit" schrecklichen Angedenkens. Bei dieser Sachlage weiß ich nicht, ob sie dazu kommen wird, oder schon gekommen ist, Dir für Deinen heut eingetroffenen Brief mit seinem gesundheitlichen Mittelbericht und seinen Studien der mecklenburgischen Volksseele bei 40 Grad (hoffentlich Fahrenheit) zu danken, weshalb ich für alle Fälle einspringe. Mit den Temperaturgraden ist es ein eigen Ding; mein Vetter August Fontane erzählte mir, er habe im Golf von Mexiko dicht neben der Maschinenheizung bis zu 63 Grad gehabt — eigentlich schon Gothaische Feuerverbrennung —, anderseits weiß ich, daß eine Temperatur von 19 Grad, z. B. bei Frau Sarah Lazarus, schon nahezu unerträglich ist. Du mußt das mit den 40 Graden, die gerade die Mitte zwischen Frau Sarah und dem Golf von Mexiko halten, aufklären.

Ein Hauptpunkt in Deinem Briefe betrifft meine Stellung zu Deinem Kranksein. Ich kann mir wohl denken, daß mein Sprechen und Schreiben, meine gesamte Haltung so wirkt, als sähe ich das alles für nicht so schlimm an, und daß Dich diese Haltung mehr oder weniger verdrießt. Ich kann Dir aber sagen, daß nicht der geringste Grund dazu vorliegt. Ich seh' Dir's oft an, wie leidend Du bist und wie traurig und unglücklich Du bist, so leiden zu müssen, und bei jungen Jahren gar kein Vertrauen mehr zu Deinem physischen Menschen haben

zu können. Ich sehe das alles und finde es beklagenswert; aber ich lasse es gehn, wie's gehn will, weil absolut nichts dagegen zu machen ist. Es ist dieselbe Geschichte, wie früher mit Mamas Sturmkrankheit, wo die arme Frau oft ein wahres Jammerbild war, tief bemitleidenswert. Ich redete ihr zu, so gut ich konnte, und dann ging ich zu Bett und schlief. Nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus kolossaler Müdigkeit, und weil ich mir sagte, Du tust nur einen reinen Unsinn, wenn Du Dich Deiner Müdigkeit gewaltsam entreißt und noch drei Dutzend Male sagst: „Meine arme Frau, sieh, ich glaube, es läßt schon nach." Es gibt so vieles, dem wir machtlos gegenüberstehn, und dies, und wenn es das Schrecklichste wäre, muß mit möglichst guter Manier getragen werden, von dem Leidenden sowohl, wie von der Umgebung. Es ist unsre Pflicht, eine gewisse Hospitalstimmung von uns fernzuhalten und nicht in fruchtlose Heulhuberei zu verfallen. Gott sei Dank haben wir, auch die Weichlichsten unter uns, alle diesen Charakter. George war in diesem Stücke wie ein Held und vorbildlich wie Kaiser Friedrich. Auch Du hast diese Tapferkeit. Und dahin gehört nicht minder das sich Entschlagen aller Sentimentalitäten auch von seiten derer, unter denen ein Kranker lebt, ein sich Entschlagen, das etwas ganz andres ist als Gleichgültigkeit oder Gefühlsmangel. Es spricht sich nur darin aus, erstens: ergeben wir uns, und zweitens: hoffen wir. Und dies ist das Beste und oft das Einzige, was man einem Kranken antun kann. Die Flinte ins Korn zu schmeißen, dazu ist immer noch Zeit.

Wie immer Dein alter Papa

An Detlev v. Liliencron.

411) Berlin, d. 26. April 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Baron.

Seien Sie schönstens und ergebenst bedankt für Ihren Osterbrief und alle seine freundlichen Worte. Die Gedichte,

auf die ich mich sehr freue, habe ich noch nicht erhalten. Ich werde mich auf die in Ihrem Briefe gütigst genannten nicht beschränken und dann acht Tage lang eine holsteinsche Doppellektüre haben, beides Lyrik, links Hochdeutsches von Detlev v. Liliencron, rechts Plattdeutsches von Ihrem Freunde Johann Meyer. Rechne ich Klaus Groth in der Zeitung dazu, desgleichen Storms „Schimmelreiter", der in einem roten Einband auf dem Nähtisch von Frau und Tochter liegt, und Iwersens Gedichte, die zu Weihnachten eintrafen und immer noch einer kleinen Besprechung harren, so darf ich sagen: Schleswig-Holstein hoch. Auch Paulsen[1]), mit dem ich sehr übereinstimme — er geht mir nur nicht weit genug —, kommt mir nicht aus Aug' und Hand.

Ihr Brief enthält so vieles, worauf ich mit einem ganzen Essay antworten möchte: Wildenbruch, Eulenburg und eine Stelle (ohne Namen), die ich auf Heiberg beziehe, der sein schönes und beinahe bedeutendes Talent mehr und mehr vertut. Wildenbruch, den ich sieben Jahre lang mit Feuer und Schwert bekämpft habe (die mutigste Tat meines Lebens; denn es gab Zeiten, wo man sich argen „Unliebsamkeiten" dadurch aussetzte), ist in erster Reihe ein Plusterback, immer mit Wind in den Backen, Kreuzung von Aolus und Priemchenkauer. Er ist nun beinahe Mitte Vierzig und zu alt, um jetzt noch aus der Phrase herauszukommen, dabei absolut kritiklos, so daß er unfähig ist, selbst den Willen dazu vorausgesetzt, seinen Kardinalfehler, an dem er aller Triumphe unerachtet doch immer gescheitert ist, jemals abzulegen. Und dennoch — und gerade seine Quitzows haben mich bekehrt — ist es was

[1]) Johann Meyer, Plattdeutsche Gedichte in dithmarscher Mundart. 3. Aufl. (Kiel 1886). Adelaide Marie (d. i. A. M. Iwersen), Traum und Leben, Liederklänge aus Schleswig-Holstein (Garding 1886). Mit „Paulsen" ist wahrscheinlich die Broschüre: Friedrich Paulsen, Das Realgymnasium und die humanistische Bildung (Berlin, Wilhelm Hertz 1889) gemeint.

mit ihm. Ein Talent möchte ich ihn nicht nennen. Das ist zuviel und zu wenig. Er ist trotz seiner guten Assessoralbildung ein ungebildetes Genie, das mit Schwadronshieben drauflosgeht und allerglücklichste Einfälle mit sublimen Unsinn mischt. Aber diese allerglücklichsten Einfälle und die Fähigkeit für dramatischen Aufbau, namentlich für die szenische Antithese, sind ihm nicht abzusprechen, und so hat er Momente, wo man ihn bewundern muß. Das Ganze kolossal schwach, das Einzelne von wirklicher, imponierender Stärke. Nach zehn oder fünfzehn Jahren ist er tot. So total Unvollkommenes kann nicht leben; eine glänzende Szene kann kein Stück retten. — Philipp Eulenburg ist ein liebenswürdiger Mann und ein liebenswürdiges Talent. Der Kaiser hat neulich von ihm gesagt: „Ich liebe ihn sehr, denn er ist ein Mann des Friedens," ein Wort, das einen großen und schönen Eindruck auf mich gemacht hat, noch mehr um des Kaisers als um Eulenburgs willen. Ja, er ist ein Mann des Friedens, und das Gemeine kann vor und neben ihm nicht bestehen. Aber als Dichter ist er ein Dilettant. Gott sei Dank ist er auch noch Gesandter und Besitzer des schönen Liebenberg mit vierundzwanzigtausend Morgen und einer reichen Schwedin als Frau. Nochmals herzlichen Dank. Nach Lesung der Gedichte schreibe ich noch einmal. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Wilhelm Gentz.

412) Berlin, d. 3. Mai 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Gestern um Mitternacht — ich kam sehr spät aus dem Theater — habe ich noch alles mit dem größten Interesse durchgelesen und würde froh gewesen sein, wenn Sie sich über den Charakter von Mensch und Maler noch etwas weiter aus-

gelassen hätten; aber auch in seiner Kürze vortrefflich, mich interessierend und zweifellos auch die gebildete Welt, soviel davon unser altes Berlin aufzuweisen hat[1]).

Sie schreiben von einem „Schreck, den ich gekriegt hätte". Dies ist in gewissem Sinne richtig, bezog sich aber nur auf die Briefberge und auch auf diese nur um der Unmöglichkeit der Benutzung willen. Denn in meinem eigensten Herzen bin ich geradezu Briefschwärmer und ziehe sie, weil des Menschen Eigenstes und Echtestes gebend, jedem andern historischen Stoff vor. All meine geschichtliche Schreiberei, auch in den Kriegsbüchern, stützt sich im Besten und Wesentlichen immer auf Briefe. Sie sehen, es war mit dem „Schreck" nicht so schlimm. Ich komme sehr bald und versuche mein Glück um die fünfte Stunde. Dann ist es noch hell genug, um die Bilder gut sehen zu können. Mit herzlichstem Dank, unter ergebensten Empfehlungen an Frau Gemahlin, wie immer Ihr

Th. Fontane

An Martha Fontane.

413) Berlin, d. 5. Mai 1889.

Meine liebe Mete.

Dein Telegramm, Dein Brief und Deine Karte aus Bonn, die gut gegliedert und in richtigen Abständen hier eintrafen, haben uns sehr erfreut.

Sei gleich noch bedankt für die an Mama Robert gerichteten Zeilen; je weniger man sich zu Herzlichkeiten aufraffen kann, je nötiger sind Freundlichkeiten.

Wir leben hier seit gestern unter dem Stern Stöcker-Witte, die Castor und Pollux sein sollten, es aber sicher nicht

[1]) Th. F. widmete in der fünften Auflage des ersten Bandes der Wanderungen „Ruppin" seinem Landsmann Wilhelm Gentz ein eigenes Kapitel, in dem er eine kurze Autobiographie des Malers, auf die er hier zunächst anspielt, sowie Briefe von ihm verwendete.

sind. Friedel, als Verleger der Witteschen Broschüre, strahlt. Gestern mittag waren schon 3000 Exemplare abgesetzt, morgen (wenigstens die Möglichkeit ist da) sind's doppelt soviel. Friedels Vorteil von der Sache scheint mir sicher zu sein, desto unsicherer der Vorteil Pastor Wittes. Er ist nun eine populäre Figur geworden, wird aber im übrigen nur Nackenschläge haben, von den Oberbehörden gewiß. Und nicht ganz mit Unrecht. Sie haben ihm „Frieden und Duldsamkeit" anempfohlen, und das ist seine Antwort darauf. Der literarische Wert der Broschüre, um auch das noch zu erwähnen, ist ziemlich mau; Auszüge draus lesen sich gut, es finden sich „gute Stellen", vereinzelt sogar sehr gute, das Ganze ist aber von einer kolossalen Ödheit und Langerweile, und wenn das berühmte „mir wird von alledem so dumm" usw. jemals gepaßt hat, so sicherlich hier. Es rückt nicht von der Stelle, immer wieder dasselbe, so daß ich mich kaum entschließen würde, für 50 Mk. es durchzulesen.

Gestern war Rütli bei Menzel. Er war sehr liebenswürdig, ja, für seine Verhältnisse kolossal liebenswürdig. Übrigens fand ich ihn recht alt geworden, unbissig und beinahe nachgiebig. Der Rest der Gesellschaft war mannigfach zu beanstanden. N. geht ein, er ist ein Skelett und wirkt wie Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe nach Speyer, aber ins Infanteristische übertragen. Er benimmt sich dabei sehr tapfer, oder aber es ist das alte Lied von „noch am Grabe" usw. X. hustet und hustet und hört dabei nachts als Trost, „daß Husten etwas sehr Störendes für die andern sei," was er wohl nicht bezweifeln wird.

Gestern mittag war Delhaes[1]) hier, um sich artigerweise nach Dir und mir zu erkundigen. Seine Stellung im Elisabethkrankenhaus hat er nun niedergelegt, und in den Zeitungen

[1]) Sanitätsrat Dr. Delhaes, bis zum Tode Fontanes der Hausarzt der Familie.

hat gestanden, „er gedenke in den Ruhestand zu treten." Das ist ihm nicht ganz recht. Im übrigen läßt sich von ihm sagen: „Und seine Seele dachte immer an Zackenfall und Schreiberhau."

Morgen nachmittag will ich zu Wilhelm Gentz [1]), um für meinen Aufsatz sein Bilderinventarium aufzunehmen. Aus seiner mir überreichten biographischen Skizze, die soviel Interessantes enthält, ersehʼ ich auch, daß er die Vedas, den Koran und den Konfucius gelesen hat. Es werden dies überhaupt nur wenige Lebende von sich sagen können, am wenigsten lebende Maler. Die meisten sind über den Struwelpeter nicht 'rausgekommen. Denke Dir den kleinen Encke über den Koran gebeugt.

Mit herzlichsten Wünschen für Dich, wie immer Dein alter

Papa

An Martha Fontane.

414) Berlin, d. 8. Mai 1889.

Meine liebe Mete.

Wir sind froh, daß es Dir gesundheitlich wenigstens leidlich und in allem übrigen so sehr gut geht. Daß gestern kein Brief von Dir kam, ängstigte Mama. Zum Unglück hattest Du an G. K. geschrieben „an diesem ernsten Tage". Mama blies sofort das Nötige daraus zusammen, und „schon sieht es wie ein Nilpferd aus". Ja, sie brachte mich bis zu meiner allemal abschließenden Lieblingswendung „ja, möglich ist alles". Ich kenne keinen Menschen, der so die Fähigkeit besäße, aus dem verschwindend klein Gegebenen, je nach Stimmung, einen Ozean von Leid oder eine Südsee von Seligkeit fertig zu kriegen.

Vorgestern war ich gute zwei Stunden bei Gentz's, von 1 bis 3 Uhr. Sie gehen sonst um 1 Uhr zu Tisch, und es ist

[1]) Man vgl. das Kapitel über Wilhelm Gentz im Bd. I der „Wanderungen usw.", „Die Grafschaft Ruppin". 8. Aufl. S. 136ff.

für das Haus im Guten charakteristisch, daß man mich festhielt, und das Mädchen mit dem fertigen Essen draußen zwei Stunden warten ließ. Als ich ging, wurd' ich noch aufgefordert, an ihrem Mahle teilzunehmen; es gäbe Lamm (immer spukt es hamitisch-semitisch in dem Hause) und Makkaroni mit Pflaumen. Es lockte mich wirklich, aber als Ehesklave konnte ich den nötigen Mut nicht recht aufbringen. Feigheit ist der Menschheit bestes Teil. Ich hatte in den zwei Stunden den ganzen Bilderschurrmurr an den Wänden durchgesehen, lauter Geschenke von berühmten Leuten: Knaus, Henneberg, Feuerbach, Heilbutt, Schmittson, Hamon usw., und bei dieser Durchsicht wurde jeder kurz charakterisiert. Bei vielen, so beispielsweise auch bei Schmittson und Hamon (letzterer, Franzose, ist sehr berühmt, auf Capri bei Pagano befinden sich zahllose Sachen von ihm), kehrte die Wendung wieder: „In Liebe zugrunde gegangen." Und dann kam immer ein Hauptbeispiel. Matador war ein gewisser Dörr, noch dazu ein Sachse, der nach nichts ausgesehen habe, aber absolut „unwiderstehlich" gewesen sei. Das mit dem „unterm Liebesstern geboren sein" hat doch was auf sich, und die Wissenschaft stellt diese Krankheit, denn eine solche ist es vielmehr als ein Vorzug, vielleicht noch mal fest und findet den entsprechenden Bazillus. Ich mag ihn aber nicht züchten.

Heute hat mir Gentz seine opera omnia in einer Riesenmappe voll Photographien geschickt, und ich habe sie über Mittag mit Genuß durchgesehen. Die großen, mehr oder weniger berühmt gewordenen Sachen interessierten mich verhältnismäßig wenig, desto mehr das spezifisch Gentzische. So z. B. eine schmale, ganz im Schatten liegende Gasse in Algier; nur an einer Seite fällt von links her ein praller Sonnenstreifen ein, und hier sitzen auf einer Art Bäckerbrett, auf das man sonst die eben gebackenen Brote legt, an zwölf Katzen, die sich eingefunden haben, um ein Licht- und Wärmebad zu nehmen.

Ein gewöhnlicher Mensch geht an dergleichen Sachen vorbei; Gentz sieht es und malt es. Bei dieser Fülle von malerischem und poetischem Orient regt sich einen Augenblick lang immer wieder der Wunsch in mir, „dergleichen doch auch noch mal zu sehen." Wenn ich mir dann aber vergegenwärtige, daß es ohne Ratten, Mäuse, Skorpionen, vor allem aber ohne „Vermin", und zwar aller Arten und Grade, schlechterdings nicht zu haben ist, und daß unter Umständen ein Schluck Wasser, drin man „die Schrecken der Tiefe" auch ohne Mikroskop im Kampfe miteinander sehen kann, als Labsal gilt, so bin ich von aller Sehnsucht geheilt. Davon zu lesen, dazu ist der Orient gut, zum Leben der Okzident, und je mehr nach Westen, desto besser.

Ich bin sehr fleißig. Vormittags: Olaf Kragebeen, Svend Gabelbart und Herluf Trolles Begräbnis, drei Balladen, an denen ich nun — etwa, wie der alte Below drei Bücher zu gleicher Zeit las — abwechselnd und beständig von einem zum andern übergehend, seit drei Wochen arbeite. Nachmittags dann Pusseleien und abends: die Bredows. Mama, wie sie mir sagt, hat sich darüber bei Dir beschwert, und wie könnt' es anders sein. „Fanchon bleibt sich immer gleich." Ich möchte wohl wissen, welche Vorstellung sie über das Entstehen von Büchern, die zwischen 500 und 2000 Seiten schwanken, unterhält. Die Geschichte von den „Wichtelmännchen" ist garnichts dagegen, oder ihre Wichtelmännchen müssen stärker sein und arbeitsversessener, als die Gelsenkirchner Schlepper, die jetzt streiken.

Heute vormittag war Onkel Witte eine halbe Stunde hier, freundlich-wohlwollend wie immer und politisch verbissen — auch wie immer. Ein Nationalliberaler, also vorweg ein Kretin, hatte mit einem Anfluge von Humor gesagt: „Nun, mein Gott, meine Herren, wenn das Gesetz ein Irrtum sein sollte, vorläufig ist es noch nicht erwiesen, dann ändern wir's

wieder; an solchen Irrtümern, denen allerbeste Absichten zugrunde liegen, geht die Welt nicht unter." Und diesen armen Nationalliberalen sollte ich mitverfluchen, während ich nur Segensworte für seine Weisheit auf der Lippe hatte.

Morgen ist bei Euch ein großer Tag und hoffentlich zugleich ein heiterer und beglückender. Empfiehl mich dem verehrten Paar [1]), das soviel Freundlichkeit für Dich hat, und vergiß nicht im Ägypterland das alte magere Kanaan und seinen Patriarchen. Th. F.

An Detlev v. Liliencron.

415) Berlin, d. 11. Mai 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Baron.

Gestern früh trafen die Gedichte ein, und meine Frau las mir gleich beim Frühstück ein halbes Dutzend kleiner Sachen vor, darunter das reizende, höchst originelle, höchst treffende „Der Handkuß". Es entzückte mich. Heut habe ich den ganzen letzten Abschnitt: „In willkürlicher Betonung" gelesen und bin ganz erfüllt davon. Schilderungen wie: „Hör' ich nicht plötzlich vor mir" (S. 170), desgleichen in „Unter einer Buche" können sich sehen lassen. Noch höher aber steht das schöne Gedicht „An wen" und das eine und andre in dem Schlußgedicht „Schmetterlinge". So beispielsweise „Über eine Wiege" (sehr schön) und „Hannibal, einäugig, auf dem Elefanten" (reizend). Alles in allem: trotzdem ich nicht wenig erwartete, sah ich meine Erwartungen übertroffen. Und doch habe ich ein Bedenken, sogar ein großes, ein Bedenken, das ich nicht den Mut haben würde, zu äußern, wenn nicht jede Silbe darin mich selber träfe. Man bleibt im Bann seiner Art und Persönlichkeit, kann aber kritisch doch drüber stehn und hinter sein Eigenstes und in manchen Stücken Bestes und Talentvollstes doch ein

[1]) Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Veit in Bonn und seine mit Fontanes Tochter befreundete Gemahlin, bei denen jene damals verweilte.

ernstes Fragezeichen machen. Alles, was Sie schreiben, ist ungemein lebendig; aber diese Lebendigkeit steigert sich vielfach, so z. B. gleich in dem Widmungsgedicht und dann wieder in den Prosaschlußstücken der „Schmetterlinge", zu einer nervösen Forscheté, die dem Eindruck voller reiner Kunst nicht günstig ist. Nun kann ich freilich nach an mir selbst und zwar bis auf diesen Tag immer wieder und wieder gemachter Erfahrung nur wiederholen: „Man kann aus seiner Haut nicht heraus," soll auch schließlich nicht. Es ist aber doch schon viel gewonnen, wenn man, den Fehler als solchen zugegeben (was ich hier nicht wissen kann), auf sich achtet. Zahlloses in meinen Sachen habe ich um einer gewissen Forscheté des Ausdrucks willen schließlich wieder fallen gelassen und beklage es nicht. Selbst bei den Sachen, die ihrer Natur nach auf diesen Ton gestellt sind und bis auf einen gewissen Grad mit ihm stehn und fallen, muß man immer noch vorsichtig sein. Was ist der Zauber der altenglischen Balladen? Ihre Simplizität. Ich entsinne mich noch, daß ich vor beinahe fünfzig Jahren die Chevy-Chase besser als Herder übersetzen wollte und mir auch einbildete, es sei mir gelungen. Jetzt bin ich sehr für Herder und erschrecke vor meinen famosen Vollreimen[1]). Ich habe durch diese Bemerkungen hoffentlich nicht Anstoß gegeben, kann vielleicht sogar auf Ihre Zustimmung rechnen.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Martha Fontane.

416) Berlin, d. 13. Mai 1889.

Meine liebe Mete.

Wir sind glücklich zu hören, wie glücklich Du bist. Ein Sonntag am Rhein. Ich sehe dann immer das schöne Bild

[1]) Herders Übersetzung steht in den „Volksliedern" (1778), Th. F.s in den Gedichten von 1851. In der zweiten Auflage (1875) ließ er sie weg. Von der dritten (1889) an erschien sie wieder.

von Gustav Spangenberg vor mir, das den Titel führt: „Jungfrauen von Köln dem Rhein Blumen streuend.“ Es ist vielleicht im Kölner Museum und jedenfalls sehenswert. Es war seine erste Arbeit, noch vor dem „Rattenfänger von Hameln“, und nach der Seite der poetischen Stimmung hin hat er nichts Schöneres mehr geschaffen. Er bleibt übrigens auch sonst noch eine der interessantesten modernen Kunsterscheinungen, und zwar dadurch, daß sein Renommee nicht, wie das gewöhnlich geschieht, durch Fachgenossen und Kenner, sondern, im Gegensatz zu diesen, recht eigentlich durch die gebildeten Laien gemacht worden ist. Das Poetische hat den Sieg über die Mängel der Technik davongetragen. Bei Böcklin liegt es ähnlich. Aber doch nicht voll so. Dieser ist mehr der Abgott einer bestimmten „Clique“ von Gebildeten als der Gebildeten überhaupt. Im ganzen genommen, gebe ich nur etwas auf Fachurteil. Aber es kommen Ausnahmen vor. Wenn Du nach Köln kommen solltest, suche das Bild zu sehn, außerdem das alte Altarbild im Dom („thronende Maria“), und im Museum, wenn ich nicht irre, „Maria in der Rosenlaube“. Das sind so Sachen, die einem bleiben; das meiste geht rasch wieder in den Orkus.

Sonnabend war Rütli bei Senator Eggers. Es wurde viel darüber gesprochen, daß nun doch, trotz offizieller Nichtbeschickung der Pariser Ausstellung, so viele deutsche bzw. Berliner Bilder auf der Ausstellung sein werden. Kunstangelegenheiten raffen sich heutzutage immer mehr zu geradezu politischen Fragen auf und beschäftigen Hof, Minister, Gesellschaft in einer Weise, die mitunter an die Tage der Lola Montez erinnert. Du und die Geheimrätin werden nicht viel von dieser Größe wissen, aber der Geheimrat. Was damals die Lola Montez war, ist jetzt, natürlich mit Einschränkungen, Anton v. Werner. Seine bevorzugte Stellung ist so groß, daß die Minister mit ihm rechnen müssen und den Duckungsprozeß, zu dem sie nicht

bloß berechtigt, sondern verpflichtet wären, unterlassen oder doch sehr modeln. Es heißt, er wolle Kunstminister werden, und ich bin ihm das Zugeständnis schuldig, daß er das Zeug dazu hat. Man hat ihn oft den kleinen Bismarck genannt und ihn mit dem jungen Napoleon von 1796 (dem er frappant ähnlich sieht) verglichen. In dem allen steckt was Wahres; er ist eine ganz eminente Persönlichkeit. Genie ist nicht das rechte Wort, dazu ist zuviel Kalkül in ihm; aber er hat große Gaben der Rede, des Ausdrucks, des Haranguierens, noch viel mehr als des Flottmalenkönnens, und es ist ein Fehler von der anderen Seite, wenn man das nicht genug anerkennt und Korrektheit, Deutlichkeit, Aufrichtigkeit usw. von ihm fordert, lauter Dinge, die Werner belacht oder als indifferent ansieht. Hervorragende Menschen sind höchst selten Biedermänner; in dem ganzen Jahrhundert kenne ich nur zwei: den älteren Pitt und Washington. Die andern haben alle etwas gemogelt, und die gegenwärtigen mogeln erst recht.

Gestern um 10½ Uhr fuhr ich, in großer Kumpanei, nach Meseberg zu Lessing. Das Deckenbild mit der witzig unanständigen Inschrift (Anspielung auf den Prinzen Heinrich und seinen Mignon, Major v. Kaphengst[1]) wurde wieder bewundert und ein Diner genommen, das sich lediglich aus Produkten des Gutes zusammensetzte, glücklicherweise mit Ausnahme des Weines. Vor Tisch anderthalbstündiger Spaziergang um den schönen See, nach Tisch anderthalb Stunden Kegel gespielt; ich habe heute davon eine etwas steife Hand; „daher der lange Brief", würde Mama sagen. Brugsch war sehr unterhaltend und erzählte von 150 000 Mann turkmenischer Reiterei, die, bei unserm nächsten Kriege mit Rußland, die russische Armee begleiten und dann Deutschland überschwemmen würden. Oberst v. Alten lachte und sagte: „Die turkmenischen Reiter

[1]) Man vgl. Bd. I der „Wanderungen usw.", „Die Grafschaft Ruppin". 8. Aufl., S. 304 ff.

würden sich immer an die russische Armee anlehnen, also auch den Rückzug derselben mitmachen." Dieser schien ihm festzustehn. Und er wird wohl recht haben. Die anderen Armeen scheitern immer an dem, was unser Theo so ruhmreich vertritt: Backofen, Brot, Verpflegung. In anderen Ländern wirtschaftet die gemeine Bande immer in die eigene Tasche hinein, nur Menschen liefert sie, was nichts kostet; aber der hungernde Mensch ist nur ein Hindernis, jedenfalls für den Sieg.

Eben kommt Mama nach Hause und findet es merkwürdig, daß ich schon wieder schreibe. Du wirst es hoffentlich milder beurteilen.

Empfehl mich dem verehrten Paar. Wie immer Dein alter

Papa

An Martha Fontane.

417) Berlin, d. 22. Mai 1889.

Meine liebe Mete.

Die Hitze ist ganz unsinnig und nimmt mir mein Bestes: den leidlich klaren Kopf mit seinem hoffentlich nie bestraften Stolz des Nichtverrücktwerdenkönnens.

Ich schreibe auch eigentlich nur eines Punktes wegen. Du fürchtest immer, wir könnten das, was Dich jetzt so beglückt, für befriedigte Eitelkeit halten. Das ist nicht der Fall. Ja, was heißt Eitelkeit? Jeder ist ein Egoist, und die Eitelkeit ist mindestens eine Cousine des Egoismus, vielleicht Schwester; ja vielleicht ist beides so ziemlich dasselbe. Will man bis auf die letzten Wurzeln graben, so findet man immer sein Ich. Aber dies Ich, das so schlimm sein kann, es hat anderseits auch sein Recht der Betätigung und der Freude, wenn ihm mal sein Teil der Anerkennung zuteil wird. Es ist mit dem Egoismus des gebildeten, beständig auf sich achtenden Menschen vielfach nicht so schlimm, wie die Pessimisten glauben, und daß wir uns trotzdem eines solchen Egoismus oft selbst bezichtigen und

seiner schämen, hängt gar nicht mit unserm Egoismus zusammen, sondern mit dem in unverschämter Breite heranmarschierenden Egoismus des andern, mit dem wir nun unausbleiblich zusammenstoßen. Artig, wie wir sind, entschuldigen wir uns wegen dieses Zusammenstoßes, was der Unverschämtheits-Falstaff im für uns günstigsten Falle für selbstverständlich hinnimmt, ohne Ahnung davon, daß nur seine brutale Breite die Karambolage überhaupt veranlaßt hat. Bei Veits bist Du nun mit richtig gewachsenen Personen zusammen, die den linken oder rechten Ellenbogen einziehn, um nicht den, dem sie begegnen, zu treffen; sie empfinden das Vorhandensein einer andern, über das ganz gewöhnliche Niveau sich erhebenden Persönlichkeit nicht als einen Affront, sondern als eine Freude, weil sie die Klugheit und die Güte haben, erstlich überhaupt einen andern Menschen gelten zu lassen, und zweitens feinschmeckerisch genug sind, den Borsdorfer von dem Rotenhähnchen oder die Melone von dem Bovistkürbis zu unterscheiden. Es gibt einen schönen zweizeiligen Vers von Rückert:

„Vor jedem steht ein Bild deß, was er werden soll.
So lang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll."

In einer dementsprechenden Lage bist Du jetzt; Du weißt — und warum solltest Du's nicht wissen —, daß Du Herz und Verstand auf dem rechten Fleck hast, und vielleicht zum erstenmal in Deinem Leben, von Vater und Mutter abgesehn (namentlich von ersterem), wird Dir nun das Glück und die Freude zuteil, das an und in Dir bestätigt zu sehn, woran Du glaubtest und gelegentlich nur zweifeltest, wenn andre zu beharrlich ihre Fragezeichen machten. Denn auf die Dauer ist der Macht solcher Fragezeichen nicht zu widerstehn, und man wird, nicht demütig, das wäre etwas Schönes, sondern bloß unmutig und niedergedrückt.

Also freue Dich ruhig weiter und schreibe es auch. Es gibt wenig Gegnerschaften im Leben, mit denen man so beharrlich

zu kämpfen hat, wie mit der Neidhammelei. Davon kann ich ein Lied singen, und in nichts habe ich meinen glücklich sanguinischen Charakter so sehr bewiesen, als in dem Leichtnehmen der Demütigungen und Unterschätzungen. Nur vergessen habe ich sie nicht.

Für mich brechen nun große Tage resp. Nächte an; denn das Preß-„Bankett" beginnt erst um zehn Uhr, d. h. also um elf. Vor vier Uhr früh werde ich nicht zu Hause sein. Sonnabend und Sonntag sollte ich dann mit der „ornithologischen Gesellschaft" ins Schenkenländchen (Teupitz usw.), was ich abgelehnt habe, dafür aber Montag ins „Ländchen Friesack". Die fünf Ländchen im Havellande heißen: Friesack, Bellin, Glin, Rhinow und Nußwinkel. Für künftige feine Tischunterhaltungen, fast so fein wie Pol de Mont; doch ist letzterer noch um einen Grad feiner, und ich hätte Dich wohl über ihn perorieren hören mögen. So kommt einem alles mal zunutze.

Empfiehl mich. Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

418) Berlin, d. 26. Mai 1889.

Meine liebe Mete.

Gestern früh erhielten wir Deinen Brief und nehmen danach an, daß Du vor Ende Juni nicht wieder hier bist. Wir denken, um diese Zeit von hier abzureisen.

Morgen will ich nun zu Herrn v. Bredow auf Landin ins Havelland und von diesem Hauptquartier aus meine Fahrten auf die Bredowgüter (ungefähr 20) antreten. Ich will froh sein, wenn ich das alles in einer Woche bezwingen kann; wahrscheinlich dauert es länger, da jeder Einzelbesuch doch meist von einem Dejeuner usw. begleitet ist, wo dann halbe Tage hingehn, ohne daß von meinem eigentlichen Zwecke auch nur die Rede ist. Es gibt zwei Bredowlinien, eine gräfliche: Bre-

dow-Friesack mit mehreren gräflichen Abzweigungen und eine nichtgräfliche Linie Bredow-Bredow mit verschiedenen Unterabteilungen. Ich fürchte, daß ich diesmal nur die erstere bezwingen und genötigt sein werde, der Bredow-Bredowlinie erst später meinen Besuch zu machen, vielleicht im September. Das Einschlachten auf einmal wäre mir natürlich lieber, denn dies Vorfahren von einer Schloßrampe auf die andre hat für einen 70er doch sein Unbequemes. Dabei ist das Schriftstellermetier und der Zweck, zu dem man kommt, mehr oder weniger verdächtig. Was will er eigentlich? Da steckt gewiß was dahinter. Solch Berliner Skribifax kann sich doch nicht für unsre Schafställe interessieren. Kunst? Bilder? Inschriften? Kunst gibt es hier nicht, und um das Bild von Tante Rosalie mit ihrer weißen Tüllhaube kann er doch unmöglich kommen. Die märkischen Edelleute sind sehr gute Menschen, aber sie haben den allgemein märkischen Zug des Argwohns, der Nüchternheit und des Nichtbegreifen-Könnens eines reinlichen, über den äußerlichsten Gewinn und Vorteil hinausgehenden Wollens.

Ich lege Dir heute eine sehr hübsche Kritik von Schlenther bei; der Vergleich mit der stillen Pumpe und dem bloß beweglichen Schwengel ist sehr witzig. Auch das über Kainz Gesagte sehr gut. — Mit meiner Dichterei bin ich nun fast zu Ende (zweideutig); zu schreiben ist nichts mehr, nur hier und da noch zu korrigieren, aber auch das ist von keinem Belang, und ich habe dann nur noch ein Dutzend Abschriften zu machen. Dann kann der Druck beginnen, vor dem ich mich fürchte. Nichts regt mich mehr auf als die Korrekturbogen; immer ist man in Angst, daß etwas ganz Furchtbares stehn bleibt, ein Unsinn oder eine Lächerlichkeit oder eine Unanständigkeit. Und all diese Angst um nichts. Die Gleichgültigkeit der Menschen gegen Poetereien übersteigt alles Maß, und es ist mir ein Beweis meines natürlichen Angewiesen- und Einge-

schworenseins auf diese Dinge, daß ich, trotz der klaren und niederdrückenden Erkenntnis von dem Nichts dieser Beschäftigung, doch dabei ausharre, einfach weil ich nicht anders kann.

Aber Bäcker Thier an der Ecke der Eichhorn-Straße, mit seinen zwei blonden Mamsells, die Mohn- und Quarkkuchen verkaufen, ist besser dran. Sonderbar, daß ich im Drauflosschreiben gerade Mohn- und Quark 'rausgegriffen habe. Dazu bringt man's genau auch; bei den meisten Kollegen prävaliert Quark, bei mir Mohn. Aber es fragt sich, ob Mohn nicht das Schlimmere ist. Da habe ich neulich, auf redaktionelles Ansuchen, ein Dutzend kleinere und größere Sachen an D. und D. geschickt. Wenn noch Gerechtigkeit in der Welt wäre, so müßten die Kerle Kopf stehen; denn es sind Sachen darunter, die nicht von schlechten Eltern sind, apart, lebendig und den preußisch-brandenburgischen Ton treffend, wie ich ihn kaum je zuvor getroffen habe. Und das liegt nun alles seit vier, fünf Wochen auf der Redaktion, kein Wort, kein Dank, am wenigsten aber Zusendung eines Abzuges, worauf ich warte. Und das passiert mir, von dem nun schon drei deutsche Kaiser gesagt haben, ich sei ihr Lieblingsdichter, mir, dem alle Jahre ein Buch gewidmet wird, auf dessen Widmungsblatt steht: „Dem Meister der Ballade." Wenn man scharf zusieht, so sieht es freilich auf jedem Gebiete ähnlich aus. Was haben sich beispielsweise Männer wie v. Bergmann und seine verschiedenen Kollegen im vorigen Jahre alles sagen lassen müssen, und namentlich beim Militär hält jeder den andern für einen bis zum Staatsverbrecherischen gesteigerten Schafskopf. Aber das Traurigste, weil jeder von der Gleichgültigkeit der Sache durchdrungen ist, ist doch die Dichterei.

Nun sei's! Keiner kann aus seiner Haut, und man muß verbraucht werden, wie man ist.

Wie immer Dein alter Papa

419) Berlin, d. 24. Juni 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Nur ein paar Worte, die bloß eine Meldung, aber keine Störung sind. Ich habe vorgestern an Lessing geschrieben und ihm mitgeteilt, daß ich mit dem Eintritt in mein siebzigstes Lebensjahr meinen neunzehn Jahre lang innegehabten Parkettplatz Nr. 23 gern aufgeben, aber — wenn irgend möglich in einer fixierten Stellung bei der Zeitung verbleiben möchte. Darauf hat er mir heute sehr gütig und liebenswürdig geantwortet, daß er letzteres auch wünsche und nach Beratung mit Ihnen auch für durchführbar halte. Kommt es nun brieflich oder mündlich zu solcher Beratung, so bitte ich Sie freundlich, ein gutes Wort für mich haben zu wollen. Sehr leicht — wir haben darüber gesprochen — ist die Sache nicht, und sie wird nur leicht und namentlich auch am vorteilhaftesten für die Zeitung und für mich, wenn man über die ganze Sache lächelt und unter vier Augen ausspricht: „Es ist eigentlich ganz egal, ob er für das Geld was tut oder nicht tut." Greift diese leichte, noble, wohlwollende Anschauung Platz, so werde ich ganz gewiß was tun und in dem erquicklichen, die Brust nicht beengenden Gefühle: „Es kommt gar nicht darauf an," gelegentlich auch was Gutes tun. Ich habe nun mal zeitlebens keinen Druck ertragen können, geh' aber bis diesen Tag noch immer mit Lust und Freude im Geschirr, wenn man bloß vom Bock her schnalzt und mit der Peitsche die Bremsen fortjagt. Wären nicht — ich habe einen ganz freien Sinn, bin aber freilich nicht „freisinnig" — die verdammten politischen Unterschiede, so wäre ich wundervoll als Leitartikelschreiber zu verwenden, was Sie vielleicht nicht glauben, was aber doch wahr ist. Denn eigentlich interessiert mich nur alles Historische und gibt mir die Kraft und Wärme der Darstellung.

Das Papier geht zu Ende. Von Ihren Fährlichkeiten, und daß es nahe daran war, Sie telegraphisch wieder heimberufen zu sehen, ähnlich wie im vorigen Jahr, davon habe ich gehört und in meiner Seele geschaudert. Denn es gibt keine erholungsbedürftigere Gruppe von Personen als die Chefredakteure. Mit der Bitte, mich Frau Gemahlin empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

An Martha Fontane.

420) Berlin, d. 25. Juni 1889.

Meine liebe Mete.

Mir fehlt die rechte Stimmung zu einem Briefe, und fehlt diese, so fehlt alles, denn unsre Erlebnisse sind sehr klein. Mama macht mir stille und mitunter auch laute Vorwürfe, als ob ich die Sache ändern und durch eine Nachmittagsfahrt nach Treptow oder Stralau die Insel der Seligen wiederherstellen könnte. Doch höchstens eine wie die Böcklinsche, die noch langweiliger wirkt als der Potsdamer-Straßen-Alltagszustand. Mama könnte von mir lernen, wie man Einsamkeit, Stille, Langeweile menschenwürdig ertragen kann. Wie sie aber in 40 Jahren überhaupt nichts von mir gelernt hat, sondern (vielleicht recht gut) sie selbst geblieben ist, so auch in diesem Stück. Sie verlangt in jeder Minute oder mindestens doch in jeder Stunde das Ideal des Daseins, das es bekanntlich überhaupt nicht gibt, und wundert sich, es nicht einfliegen zu sehn, besonders jetzt, wo doch alle Fenster aufstehen. Daß mich dies alles, ganz kurze Minuten abgerechnet, nur noch erheitert, brauche ich Dir nicht erst zu versichern. Im übrigen füge ich gern hinzu, daß ich der armen, abgearbeiteten Frau von Herzen vergnügtere Tage gönnte; sie hat nun mal ganz den Zug nach einem kleinen Schnack, Sensation und Medisance, und ich wollte täglich zwei Mark (was sie aber auch wieder zu hoch finden würde) in die Armenbüchse tun, wenn ich ihr diesen kleinen Schnack

verschaffen könnte. Das kann ich aber nicht, das kann sie nur selber. Sie selber kann es aber auch nicht, und zwar nicht bloß deshalb, weil alles verstorben oder verreist ist, sondern weil sie, schon nach einer halben Stunde, anfängt kritisch und feinschmeckerisch zu werden und sich nach abermals einer halben Stunde davon überzeugt hält, daß Stillsitzen und häusliche Langeweile noch lange nicht das Schlimmste sind. Ich weiß es längst, und wenn es zu toll wird, lege ich mich zu Bett.

Ich habe mich sehr gefreut, daß Du auf Rolandseck einen so schönen Nachmittag gehabt hast; das ist doch das Schöne, daß der Rhein solche Punkte hat — Punkte, bei denen Namen und Geschichte mitwirken. Heine schrieb mal sehr richtig: es ist nicht dasselbe, ob ein Schneidergeselle eine Handschuhmamsell unglücklich liebt oder ein Montmorency eine Lusignan. So ist es auch mit den Namen unsrer Vergnügungsorte: Eierhäuschen, Hankels Ablage, Kaput — man fühlt ordentlich, wie das Vergnügen entzwei geht. Und nun daneben: Rolandseck, Drachenfels, Lorelei. Unkel nähert sich uns schon wieder.

Mama hat Dir das talent épistolaire abgesprochen. Ganz mit Unrecht. Ja, was heißt Briefschreibetalent! Es ist damit wie mit allem; eine Norm gibt es nicht. Der kleine Notizenbrief kann sehr nett sein, und ich kann mit Vergnügen lesen, daß der Kanarienvogel bei Herrlichs (dies ist aber bloß Supposition, ich will dem Tierchen nichts nachreden) zwei Eier ausgebrütet hat, oder daß Fips geschoren wurde, erst halb und dann ganz, oder daß die Mackeldeyschen Mamsells es abgelehnt haben, ein „schieres" Karbonadenstück zu verkaufen und jetzt auf ruhige Mitknochenhinnahme bestehn. Aber ich kann doch nicht zugeben, daß diese Form der Briefschreibung die allein seligmachende Kirche sei.

Dabei fällt mir ein kleines Erlebnis ein, das sich hier paßlich einreiht: Ich ging gestern heimlich (was denn auch später moniert wurde) zu Mey & Edlich, um mir einen kleinen schwar-

zen Sommerrock für zehn Mark zu kaufen. Was auch geschah. „Aber wird er passen?“ „O, wir werden gleich sehn!“ Ich nahm dies als eine Aufforderung, was es auch war, mußte in der Haltung der jungen Dame aber doch irgendeine mich dirigierende Bewegung übersehen haben; denn als ich jetzt Miene machte, mich in conspectu omnium und im Bewußtsein eines eben erst angezogenen schneeweißen Hemdes, meines schwarzen Tuchrocks entkleiden wollte, traf mich ein Angstblick, der etwa ausdrückte: „Mein Herr, dies ist keine Badeanstalt.“ Ich folgte ihr nun beschämt durch allerhand lange Korridore, bis ich endlich an einen männlichen Schneider abgeliefert wurde. Nun aber komme ich auf mein Thema zurück und sage: man kann auch sein talent épistolaire in Reflektionen, philosophischen Betrachtungen, Bildern, Vergleichen, Angriffen und Verteidigungen zeigen. Also schreibe ruhig so weiter. Würdest Du von der Beschaffenheit der Bonner Semmeln, von dem Nichtvorhandensein eines guten Bieres und der Grobheit eines gestern entlassenen Dienstmädchens schreiben (also, namentlich das letztere, wahre Musterthemata), so würde Mama beim dritten Briefe derart sagen: „Ich finde Mete verstimpelt recht.“

Heute muß ich noch einmal ins Theater und schreibe gleich am Abend ein paar Zeilen, morgen früh will ich nach Lichterfelde hinaus und übermorgen geht's nach Kissingen; diesmal ich als Quartiermacher, was kein Vergnügen ist, denn das Gewählte, was es auch sei, wird kein „Ideal“ sein. Es ist aber schon immer was wert, in solchen Dingen klar zu sehen. — An Lessing habe ich vor ein paar Tagen geschrieben und ihm meinen Wunsch eines Rücktritts aus meiner Theaterstellung ausgesprochen. Ich muß nun abwarten, was daraus wird. Ganz möchte ich aus dieser mir sehr angenehmen Zeitungsstellung (im Gegensatz zum Theater) nicht heraus. — Der Druck meiner Gedichte schreitet ziemlich rasch vorwärts; der

dritte Bogen enthält zwei Gedichte auf George, ich glaube aber, daß sie Mama noch nicht gelesen hat, was mir sehr angenehm ist; sie kann es von ungefähr lesen, wenn ich fort bin. Jetzt kommen nun die „Nordischen Balladen" an die Reihe, die mir viel Spaß machen.

Wie immer Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

421) Kissingen, d. 2. Juli 1889, bei Gottfr. Will.

Liebe Frau.

Um 4 Uhr singt eine Tiroler Familie, Entree 1 Mark, und diesen Kunstgenuß will ich mir gönnen; ich war übrigens auch schon mal im Theater, es kostet aber 3 Mark, was doch zu teuer. Um 4 Uhr also Hinterlacher oder Hinterwalder, jedenfalls ist 'es ein Name mit einem Hintern, was auch nur in der Ordnung ist; denn ich habe den Haupttiroler schon heute vormittag gesehn und bin über all seine Drallheiten orientiert. Jetzt ist es 3 Uhr 20 Minuten, ich darf also nicht zu breit werden.

Mein Tag ist nunmehr gut eingeteilt. Aber die Langeweile ist kolossal und wäre noch kolossaler, wenn ich nicht das Menschenbeobachten zu einer mir lieben, unterhaltlichen und lehrreichen Kunst ausgebildet hätte. Ja, es steckt was von Genuß drin, von einer ganz feinen Sinnlichkeit, wie sie der künstlerisch beanlagte Mensch immer hat und haben muß, solange er als Künstler sieht und empfindet. Die Toiletten, ihre Schönheit und Sonderbarkeit, interessieren mich gleichermaßen, und am meisten die Frauengesichter, aus denen man lange, schreckliche Romane herauslesen kann, schrecklich durch Schuld und schrecklich durch Sühne. Mitunter sieht auch ein Gesicht nach Buße aus, nach Reue nie. Nichts ist seltener als Reue; jeder ist schließlich mit seinem Tun zufrieden und würd' es, wenn es ginge, wieder so machen.

Man quatscht immer von der „kleinen Welt", ich selbst an der Spitze. Und dann sieht man diesen Satz doch wieder glänzend widerlegt. In Norderney, bei meiner zweiten Anwesenheit, kannte ich unter den 10 000 Menschen keinen einzigen, und hier, unter den gegenwärtig versammelten 6000 auch keinen. Ich kenne doch drei Dutzend Maler und Bildhauer, zwei Dutzend Geheimräte, ebenso viele Stabsoffiziere, Rittergutsbesitzer, Professoren und Direktoren, Juristen, Schriftsteller, Schauspieler und Zeitungsmenschen — aber keine Katze ist hier zu sehn.

Heute wirst Du nun Deine Ottilie los; ich beglückwünsche Dich dazu, sie wird aber auch froh sein. Du hast alles in einem falschen Lichte gesehn und ihr Motive unterschoben, die gar nicht da waren. Sie war nichts als eine grenzenlos verwöhnte Krabbe, die weiter verwöhnt sein wollte. Sie wollte „pet" sein und man sollte ihr sagen: „Nun, Ottilichen, nun kommen Sie mal her, wir wollen das so machen; es braucht ja nicht gleich zu glücken, aber Sie sind ein liebes, kleines Balg; kommen Sie her, Töchterchen." Da war sie nun furchtbar schlecht bei uns angekommen, denn so gut und rücksichtsvoll die Mädchen bei uns im allgemeinen behandelt werden, so quietscht diese Behandlung doch von Nüchternheit und Langerweile. Sie paßte nicht für uns, aber wir auch nicht für sie.

Ich erwarte Dich Donnerstag, übereile aber nichts und vor allem äschre Dich nicht ab.

Wie immer Dein Alter

An Martha Fontane.

422) Kissingen, d. 15. Juni 1889.

Meine liebe Mete.

Ich habe seit Menschengedenken nicht an Dich geschrieben und will doch noch vor Deiner Abreise von dem für Dich so herrlichen Bonn ein Lebenszeichen von mir geben. Es macht

uns glücklich, daß die Nachrichten von Dir — wenn nicht noch die letzten Tage sich blamieren — andauernd gute sind, und die Hoffnung erfüllt uns, daß Du Deine Berliner Wintertage, wenn nicht in felsenfester Gesundheit, so doch bei leidlichem Wohlsein verbringen wirst. Hoffentlich kann ich von mir dasselbe sagen, denn ich werde meine Kräfte nicht bloß bei meiner Arbeit (die Korrektur des für die Rundschau bestimmten Romans), sondern auch für den 30. Dezember und seine Environs gebrauchen [1]). Nicht als ob ich in der Erwartung großer Feierlichkeiten lebte. Ganz im Gegenteil, es wird sich alles im „kleinen Stil" halten, wie eben alles in meinem Leben; aber auch schon das Landläufige, das bei jedem alten Bäckermeister oder Rechnungsrat sich Wiederholende, bedrückt mich und geht über meine Kräfte, speziell auch über meine Begabung hinaus. Ich habe deshalb auch schon den Entschluß der Passivität gefaßt; ich werde alles ruhig und freundlich lächelnd über mich ergehn lassen und einige Dankesworte, die jede Rednerei vermeiden, vor mich hinbrammeln. Man wird dann das wahrscheinlich etwas wenig finden und von langweilig und unbedeutend sprechen, aber es ist immer noch besser als Feierlichkeit und Steckenbleiben, und jedenfalls ist nach drei Tagen alles vergessen. Da wähle ich denn das mir Natürlichere und Bequemere.

Wir leben hier sehr angenehm und sehr bevorzugt, weil wir in der Lage sind, mit etwa einem Dutzend Menschen uns verabreden und unterhalten zu können. Überblickt man den Zustand, in dem ganz ersichtlich die andern leben, darunter die Reichsten und Vornehmsten, so ist dies ein großes Glück; den meisten steht die grenzenlose Langeweile, die sie leiden, aufs Gesicht geschrieben, und sie zählen trotz Glanzentfaltung und Ziererei die Tage, wo sie dem glänzenden Badeelend wieder entfliehen können.

[1]) Fontane beging am 30. Dezember 1889 seinen 70. Geburtstag.

Auf einem großen Bogen habe ich allerhand Anekdoten usw. für Dich aufgeschrieben, aber nachdem sie nun fast 14 Tage gelagert haben, erscheint mir ihr Wert doch wieder zweifelhaft und einer Doppelmarke nicht recht würdig. Wir erhalten wenig Nachrichten, haben aber trotzdem eine große Korrespondenz und schon 50 bayrische Marken verbraucht; für 17 Tage auch eigentlich nicht zuviel. Meine Gedichtekorrektur hat mir viel Mühe gemacht.

Empfiehl mich dem hochverehrten Hause, dem Du und wir soviel verdanken. Mama grüßt und küßt Dich. Ergeh' es Dir gut. Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

423) Bayreuth, d. 28. Juli 1889, Sonntag abend 9 Uhr.

Liebe Frau.

Ich mache mir den Spaß, noch mal zu schreiben und vermute, daß diese Zeilen noch rechtzeitig bei Dir eintreffen werden. Denn bis Mitternacht ist die Post auf.

Es ist jetzt 9 Uhr, und wenn ich bedenke, daß frühestens nach abermals einer Stunde „Parsifal" zu Ende ist, so weiß ich nicht, wie ich diese Aonen innerhalb des Theaters hätte erleben wollen. Die Ouvertüre habe ich gehört und im Hinausgehen noch einen glimpse von der ersten Szene gehabt; dann bin ich langsam nach Hause geschlendert (ziemlich weit) und habe gelesen, dann bin ich in die Stadt gegangen und habe erst bei einem Konditor in der Nähe der großen Brücke (gegenüber der Kaserne) und dann bei dem vielgenannten Sammet zum zweiten Male Kaffee getrunken, weil ich doch was tun mußte. Dann wieder nach Hause, wo ich zwei Briefe schrieb. Diese Briefe brachte ich zur Post und ging wieder eine halbe Stunde spazieren. Dann las ich, wieder zu Hause angekommen, eine ganze Stunde und habe eben auf meinem Zimmer mein Abendbrot und meinen Tee zu mir genommen und — Parsifal ist

trotzdem noch lange nicht aus. Die 1500, die heute drin waren, müssen wundervoll gesund sein, oder 750 davon haben nach drei Tagen — denn es regnet und ist hundekalt — Katarrh, Brechdurchfall, Magenerkältung und Rheumatismus. Der passionierte Mensch hält alles aus; ich meinerseits bin doch fast traurig, auf Reisen (und vielleicht auch sonst) immer ein Schwächling gewesen zu sein. — Graf Schwerin aus Wolfshagen, der große Franzose von der Trimburg, ist auch hier. In der Fremdenliste steht hinter Wolfshagen, das in der Uckermark liegt, (Steiermark), was sich unglaublich komisch ausnimmt. Ich sehe ordentlich die Gemsböcke springen.

Jetzt ist es 9 Uhr 20, aber Parsifal spielt noch immer. Die Eßzelte sind im Freien; es muß einige Erfrorene geben, sonst ist keine Räson mehr in der Welt.

Wie immer Dein Alter

An Martha Fontane.

424) Kissingen, d. 3. August 1889.

Meine liebe Mete.

Sei froh, daß Du heil in Warnemünde bist, bei Liebe, Wasser und guter Verpflegung. Du wirst Dich nun gewiß rasch erholen.

Dienstag wollen wir nun fort, und zwar direkt zurück; alle Pläne, die sich abwechselnd auf München, Partenkirchen, König Ludwigs Zauberschlösser, Oberhof, Eisenach, Weimar richteten, sind aufgegeben. Zwar habe ich mich — nach einem starken Deprimiertsein in voriger Woche — wieder leidlich erholt, aber eine gewisse Reisemüdigkeit ist doch geblieben, und allen Plänen gegenüber begleitet mich die Frage: „Was soll der Unsinn?" Eine Frage, die überhaupt ganz und gar von mir Besitz zu nehmen droht. Zu nichts gehört soviel Kraft und Frische wie zum Vergnügen (vielmehr als wie zum Arbeiten), und von dem Augenblick an, wo diese Kraft und diese Frische

nicht mehr da sind, sehnt man sich mehr nach dem heimischen Bettzipfel als nach den Schlössern König Ludwigs oder nach Ausstellung oder Turnerfest. Wir haben es hier sehr gut getroffen, Hausaufenthalt vorzüglich, alles sauber, freundlich, nett und nicht zu teuer, dazu Bekannte verschiedenster Art. Dennoch bleibt, namentlich beim Mittagstisch, viel zu wünschen übrig, und wer diese vier oder fünf Wochen in einem minder guten Hause oder wohl gar in einem anspruchsvollen Hotel mit unverschämten Oberkellnern und im übrigen fremd und einsam zubringen muß, für den ist solch Aufenthalt eine wahre Tortur, und die beste Brunnennixe kann weder mit ihrem Glauber- noch mit ihrem Bittersalz all den 'runtergeschluckten Ärger aus Leber und Galle wieder herausfegen. Im ganzen muß ich doch bei meinem alten Satze bleiben: das Reisen ist nur für sehr reiche und infolge ihres Reichtums für sehr reisegeübte Leute. Die „kleinen Leute" dürfen nicht reisen, sondern müssen in Schmöckwitz oder auch in Zinnowitz einen „Sommeraufenthalt" mit Bettsack und Schmortopf nehmen und sich selber kochen. Daß es uns hier so gut glückte, ist ein halbes Wunder. Natürlich spielt auch der Charakter eine Rolle bei dieser schwierigen Frage. Wer grob ist und auftrumpfen kann, fährt besser; aber ich kann es nun nicht mehr lernen.

Wie immer Dein alter Papa

An Moritz Lazarus.

425) Kissingen, d. 3. August 1889.

Teuerster Leibniz.

Werden Sie's uns verzeihen, wenn wir wieder an Schönfeld[1]) vorüberflitzen? Meine Frau steckt in ehrlichen Besorgnissen deshalb, in Besorgnissen, die vielleicht auch deshalb so stark auftreten, weil sie diesen kleinen Abstecher dringend wünscht. Ich kann aber weder den Wünschen meiner

[1]) Gut von Lazarus bei Leipzig.

Frau noch meinem eignen Herzenszuge folgen, weil ich den Erlkönigtext in „Ach, Bayreuth hat mir ein Leides getan" variieren darf. Es war nicht bloß eine verfehlte, kostspielige Geschichte (gleich nach der Ouvertüre des „Parsifal" mußte ich das Lokal verlassen), ich hatte mich auch derart in der großen, zugekrampften Apfelkiste, drin ich in einem Erstickungszustande saß, abgeängstigt, daß mein Gesamtbefinden einen häßlichen Knax davon empfing, einen Knax, der noch anhält. Und so will ich machen, daß ich nach Hause komme. Dann und wann merkt man doch, auch als Unstudierter, die „hohen Semester". Wären nicht die sechs heißen Wochen mit Kanalluft und Kindersterblichkeit, ich würde Berlin überhaupt nicht mehr verlassen. Namentlich Kirchen, Schlösser und Galerien sehn oder Aussichtstürme besteigen, wobei man dann, oben, die Aussicht allemal unsicher und nur den Genickrheumatismus sicher hat — das alles gefällt mir nicht mehr und ruft mir (wie noch vieles andere) nur die Frage wach: „Was soll der Unsinn?" Vielleicht kein übles Lebensmotto; das alte, „alles ist eitel" ins Berlinische transponiert.

Daß Sie vor Scherenbergs Werken bewahrt geblieben sind, ist ein Glück. Ich habe mein kleines Buch über ihn mit großer Liebe und aufrichtiger Verehrung geschrieben, aber alles aus der Erinnerung von 1846 bis 1849 heraus, wo die Sachen entstanden und im Tunnel zum Vortrag kamen. Eine innere Stimme sagt mir: „Liest du das alles noch mal durch, so bist du verloren und er erst recht." Als das Buch fertig war, habe ich dann noch mal scheu in seine Dichtungen hineingeguckt. Nicht zu lesen, trotzdem er etwas, ja vielleicht viel von einem großen Dichter hatte und ein geistreicher Mann war. Nur solche verdrehte Schweizerschraube wie Orelli[1]) konnte das alles schön finden. In grausamer Weise läßt er einen nach drei Seiten hin im Stich. Nichts hat Form (trotz meist sehr guter

[1]) Vgl. Scherenberg, Ges. Werke II, 3 S. 382ff.

Komposition). Lyrischer Ton vakat und Geschmack erst recht. Er wiegt hundert Durchschnittspoeten auf und ist doch mehr eine höchst interessante Zeiterscheinung als ein erquicklicher Dichter. Ohne Wohllaut geht es nicht. — Und nun bitte ich herzlich, mich Ihren Damen angelegentlichst empfehlen zu wollen. Auf ein frohes Wiedersehen in Berlin. Ihr treu ergebenster Th. Fontane

An Guido Weiß.

426) Berlin, d. 14. August 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Der Empfang Ihres Briefes wie der gleichzeitig eintreffenden Zeitung war mir eine große Freude. Haben Sie herzlichen Dank für jedes Wort. Daß es so ist, wie es ist, ist gerade das Beste und mir Wohltuendste. Wenn man so mit Lob eingekocht vor sich steht, wie Aal in Aspik, und es bibbert alles nur so, jeden Augenblick bereit zu zerfließen, wird mir immer himmelangst, und das Vergnügen ist nicht groß. Soviel aber, so literarhistorisch ruhig seinen Platz (und welchen Platz!) angewiesen zu erhalten, das tut unendlich wohl[1]).

Unendlich wohl tut es überhaupt, ganz abgesehen von der eigenen werten Person — einer Entäußerung, deren ich fähig bin — dergleichen zu lesen. Überall ein Drüberstehen, eine erquickliche Selbständigkeit der Anschauung (die selbst das Parteiprogramm längst siegreich überwunden hat) und als Resultat davon die Gerechtigkeit gegen Freund und Feind, der wirkliche historische Sinn, die Fähigkeit, alle diese Strebungen hüben und drüben zu begreifen. Mit einem Wort: die Reife, die so wenige haben. Wenn ich mir da meine jungen Freunde ansehe, die Brahm, die Schlenther und andere,

[1]) Guido Weiß hatte in der „Frankfurter Zeitung" vom 20. Juni 1889 ein Feuilleton: „Musen und Grazien in der Mark" veröffentlicht.

von denen ich außerordentlich eingenommen bin und zwar nicht bloß redensartlich, sondern wirklich, aber — eines haben sie nicht: die Reife. Wie könnten sie sonst so ibsensch sein. Ich bin auch scharf Ibsenianer, aber Ibsenianer mit siebzig, die andern mit fünfunddreißig und — unverheiratet. Daher das Eingehen auf den Ibsenschen Eheblödsinn.

Ich muß doch noch etwas mehr schreiben, selbst bei der Gewißheit, auf den zweiten Bogen hinüber zu müssen. Aber man ist so selten in der Lage — und ich spreche damit gewiß nur aus, was Sie selbst ein Leben lang schmerzlich empfunden haben werden — man ist so selten in der Lage, mal zu einem Manne, ja, ich muß das Wort wiederholen, „von Reife", von Erkenntnis, von historischem Sinn sprechen zu dürfen. Unser Lebens- und namentlich unser Gesellschaftsweg ist ja mit Quatschköpfen gepflastert. Die meisten — unglaubliches Resultat unserer höheren Geheimratsbildung — wissen gar nichts, wissen nicht, wo der Tanganjikasee liegt (dafür verzapfen sie ein paar alte Hegelsche Phrasen), wissen zwischen Scheffel und Wolff nicht zu unterscheiden und halten Stinde für einen bedeutenden Schriftsteller, weil ihm der „Fürst" — zu dessen schwärmerischen Verehrern ich trotz alledem und alledem, sogar trotz Geffckenprozeß gehöre — einen schmeichelhaften Brief geschrieben hat.

Aber zurück zu Ihrem Essay. Er enthält eine ganze Welt von Weisheit. Nur wer in all diesen Dingen und Fragen (Pardon für die Renommisterei) so zu Hause ist wie ich, kann da folgen und würdigen. Man muß Berlin und Mark und Wedding und Voigtland und die Biers und die Fischers und Kleist und Willibald Alexis und Franz Ziegler und Niendorf[1]) kennen, um zu wissen, wie treffend das alles ist. Aber wer

[1]) Franz Ziegler, Politiker (hervorragendes Mitglied der Fortschrittspartei in der Konfliktszeit) und Novellist (1803—1876). Mark Anton Niendorf, märkischer Lyriker und Novellist (1826—1878).

darf sich dessen rühmen? Ich gehe die größte Wette ein: wir beide sind die einzig Lebenden, die in dieser Welt überhaupt noch zu Hause sind. Was weiß Lindau, für den ich übrigens ein Tendre, eine Schwäche habe, von Willibald Alexis oder Ziegler? Da beide weder lebende Theaterdirektoren noch angesehene Tageskritiker sind, haben sie nicht das geringste Interesse für ihn. Wie vorzüglich ist Ihre Charakteristik von Willibald Alexis! Ziegler kommt vielleicht ein bißchen zu gut weg. In erster Reihe war er doch ein kolossaler Schlauberger (auch echt märkisch). Nur zweierlei möchte ich doch noch sagen dürfen: der märkische Adel, den ich weiß Gott nicht überschätze, aber er ist in seinem Tun und seiner Lebenstüchtigkeit doch hoch interessant[1]). Auch der sogenannte „gemeine Mann" ist hoch interessant und voll Mut, Charakter und Freisinn (Tyrann für andere), das Bürgervolk erbärmlich und der Bourgeois dreimal erbärmlich. Und zum Schlusse noch eins: Berlin ist eine miserabel langweilige Stadt, und wenn man eben von Kissingen kommt und unter den Tausenden, die sich dort tummelten, auch die kolossal unbedeutenden Berliner Trivialgestalten gesehen hat, so ist man wahrhaftig nicht in der Laune, Ihnen zu widersprechen. Aber eine in Ihrem Aufsatz vorkommende Stelle, die darauf hinausläuft, daß nach einer zurechtgemachten Annahme „die Hohenzollern das alles und noch viel anderes gemacht hätten", dies ist doch richtig und Berlin (auch örtlich), im Hinblick auf die Hohenzollern, und im Zusammenhange mit ihnen angesehen, ist eine historisch interessante Stadt. Mit andern Worten: das Städtische der Stadt ist eigentlich öd und langweilig. Nur erst die neueste Zeit hat hier gebessert. Aber alles, was die Hohenzollern geschaffen und mit ihrem Tun und ihrem Geiste durchdrungen haben, ist hoch interessant: das Berliner Schloß, alt und neu,

[1]) Vgl. Th. Fs. eingehendes Urteil über den märkischen Adel am Schluß der „Wanderungen". Spreeland. 4. Auflage, S. 453ff.

das Potsdamer, Sanssouci, das Mormorpalais, das Neue Palais, das Charlottenburger Schloß — welche Welt! Welche Gestalten, welche Erinnerungen! Es hat nur alles noch nicht seinen Geschichtschreiber gefunden. Ich könnte es, aber ich werde siebzig, und nun ist Spiel und Tanz vorbei. Nochmals herzlichen Dank. Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane

An Karl Zöllner.

427) Berlin, d. 19. August 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Chevalier!

Als ich noch in Kissingen war und mit „Hannchen" über Zöllners plauderte, die alle so nett gewesen seien, hatte sich mein Brief an Dich schon sehr nett gestaltet. Nun ist aber eine Art Überfutterung eingetreten, und ich fürchte, daß mein Brief, statt wohlgestaltet aufzutreten, mit einem Puckel hinten und vorn auftreten wird. Nimm bloß die Menzel-Krigarfrage, die durch Mitanwesenheit des guten, etwas steifleinenen Grunow vom Gewerbemuseum und unter Mitwirkung des halb wie Simson halb wie Paulus Cassel wirkenden Geheimen Regierungsrats Klix, gefürchteten Andenkens (Gott sei Dank, daß ich keinen Jungen mehr auf der Schulbank habe), keineswegs vereinfacht wurde. Die Menzelei war vergleichsweise von einer hervorragenden Liebenswürdigkeit, und es wäre schändlich, wenn ich hier mäkeln und nörgeln wollte. Fiel doch ein Abglanz von ihm auf mich, der ich gewürdigt wurde, halbe Stunden lang und länger mich mit dem kleinen Mann und der großen Berühmtheit auf der Promenade herumzuzieren. Außer Menzels waren von bekannteren Berliner Persönlichkeiten noch da Fräulein X. und ihre Schwester, beide natürlich im Viktoriahotel, in dem auch Hofschauspieler Sauer und Frau sich einquartiert hatten. Mit dem guten Sauer nun, den ich früher schlecht behandelt (was mir jetzt leid tut), schlossen wir

Freundschaft, noch mehr mit seiner Frau, einer famosen, rassevollen Ungarin, die trotz ihrer achtundvierzig Jahre und zweimal en suite gehabter Blinddarmentzündung noch immer den Teufel im Leibe hatte und unter Schmerzen und Ängsten — denn jeden Augenblick kann die Geschichte wiederkommen — ihrem Übermut die Zügel schießen ließ. Es ist ein Genuß, solchen Menschen zu sehen, dem die Schwärmer und Raketen immer aus den Augen fahren. Ich bin nun mal nicht für „Milchsuppen", vielleicht, weil ich mir selber schon zuviel auf dem Gebiete frommer Denkungsart leiste. Du kannst Dir denken, daß Fräulein X. ein bevorzugtes Gesprächsthema zwischen Sauers und uns war, und als ich mich mal erkundigte, wie's denn eigentlich mit ihren Liebschaften stünde, sagte er mit dem ganzen Tiefton des lothringischen Ritters: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen", und setzte dann wehmütig hinzu: „Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang." Du kannst Dir denken, wie mich das amüsierte.

Und, da ich nun mal beim Ulk und Anekdotenerzählen bin, noch eine, die mir — schon auf der Hinreise nach Kissingen — ein alter Stuttgarter Professor (aber geborener Preuße) zum besten gab. Die armen Württemberger hatten Anno 1866 bei Tauberbischofsheim enorme Verluste gehabt und zogen sich vor Goebens siegreicher Division zurück. In einem schwäbischen Dorfe stellten sie die Gewehre zusammen, und der Dorfpfarrer trat an den Unteroffizier heran und sagte: „Nu, Leut', was werd't ihr nu mache?" — „„Nu, wir retiriere jetzt auf die Baiern."" — „Gut, gut; und wenn ihr die Baiern nu habt?" — „„Dann retiriere wir zusammen."" Es ist unmöglich, den 1866er Mainfeldzug in einer kürzeren Form zu geben.

Von Kissingen aus war ich auf drei Tage in Bayreuth, um „Parsifal" und „Tristan und Isolde" zu hören. Sonnabend nachmittag kam ich an und fiel aus einem Hotel und Kaffeehaus in das andere, was sehr interessant war. So inter-

national, daß die Promenade von Kissingen bloß wie Zoologischer Garten daneben wirkte. Sonntag, „Parsifal", Anfang 4 Uhr. Zwischen 3 und 4 natürlich Wolkenbruch; für zwei Mark, trotzdem ich ganz nahe wohnte, hinausgefahren. Mit aufgekrempten Hosen hinein. Alles naß, klamm, kalt. Geruch von aufgehängter Wäsche. Fünfzehnhundert Menschen drin; jeder Platz besetzt. Mir wird so sonderbar. Alle Türen geschlossen. In diesem Augenblicke wird es stockduster. Nur noch durch die Gardinen fällt ein schwacher Lichtschimmer, genau wie in „Macbeth", wenn König Duncan ermordet wird. Und nun geht ein Tubablasen los, als wären es die Posaunen des letzten Gerichts. Mir wird immer sonderbarer, und als die Ouvertüre zu Ende geht, fühle ich deutlich: „Noch drei Minuten, und du fällst ohnmächtig oder tot vom Sitz." Also wieder 'raus. Ich war der letzte gewesen, der sich an vierzig Personen vorbei bis auf seinen Platz, natürlich neben der „Strippe", durchgedrängt hatte, und das war jetzt kaum zehn Minuten. Und nun wieder ebenso zurück. Ich war halb ohnmächtig; aber ich tat so, als ob ich's ganz wäre, denn die Sache genierte mich aufs äußerste. Gott sei Dank wurde mir auf mein Pochen die Tür geöffnet, und als ich draußen war, erfüllte mich Preis und Dank. Nur das Dankgefühl des Türhüters konnte mit dem meinigen vielleicht rivalisieren. Denn er kriegte nun mein Billett, das er sofort für fünfzehn Mark oder auch noch teurer (denn es wurden ganz unsinnige Preise bezahlt) an draußen Wartende verkaufen konnte. Mein „Tristan"-Billett schickte ich am andern Morgen zurück und vermachte den Betrag einer „frommen Stiftung". Ich hätte diese lächerliche Großmuts- oder Anstandskomödie nicht aufgeführt, wenn ich nicht ein drittes von mir bestelltes Billett gleich beim Einkauf am Tage vorher zurückgegeben hätte, worauf der Kassenbeamte sehr liebenswürdig einging. Diese Szene nun zu wiederholen, war mir doch gegen die Ehre. Ich hebe dies eigens hervor, damit

ich nicht alberner erscheine als nötig. Die ganze Geschichte — außerdem eine Strapaze — hatte gerade hundert Mark gekostet, und doch bedaure ich nichts. Bayreuth inmitten seiner Wagnersaison und seines Wagnerkultus gesehen zu haben, ist mir soviel wert.

Hier muß ich nun aber stopp sagen, trotzdem noch viel vorliegt. Zum Beispiel eine Reise nach Mecklenburg, von der ich erst seit zwei Tagen zurück bin. Ich war einen Tag bei meiner guten alten Rohr in Dobbertin und einen Tag bei meiner auch von mir geschätzten Frau v. Below[1]) in Ludwigslust. Die Rohr ist neunundsiebzig, die Below sechsundsiebzig. Es heißt da also: „Was Du tun willst, tue bald." Ludwigslust hat sich in vierzig Jahren sehr verändert, worauf mir Ludwigslust antworten wird: „Du dich auch." Und ich habe auch nichts dagegen.

Auf baldiges Wiedersehen. Wie immer Dein alter

Noel

An Martha Fontane.

428) Berlin, d. 19. August 1889.

Meine liebe Mete.

Friedel hat gestern abend noch treulich berichtet; er ist kein großer Reporter und rangiert erheblich hinter William Russell und L. Pietsch; trotzdem war es genug, uns wissen zu lassen, daß es so leidlich mit Dir geht oder, wie unser alter George in Magdeburger Leutnantssprache zu sagen pflegte: „halb fett". Im ganzen genommen, ist vom Leben nicht viel mehr zu verlangen; mehr ist unter allen Umständen Zugabe. —

Friedel, der gestern alles kurz abzumachen hatte, konnte auch bei uns nur eine Stunde bleiben; er mußte noch auf den Anhalter Bahnhof, um seinen Freund und Kompagnon L.

[1]) Sie war eine Verwandte von Frau Emilie Fontane.

nach Wittenberg fortzuschaffen. Eigentlich war es recht gut so; denn es gibt wenig Menschen, die, über eine Stunde hinaus, noch irgend was Neues sagen können. Und wenn schon Hebbel von den Produktionen eines ganz leidlichen Dichters sagen durfte: „Doubletten haben keinen Wert in der Kunst," so darf man von Berichterstattungen, die, wenn's Röhrwasser ausbleibt, noch mal von vorn anfangen, mindestens dasselbe sagen.

Ich war, um sofort selbst in den Fehler der Wiederholung zu verfallen, (denn Du wirst wohl durch Friedel und Mama bereits davon wissen), am Freitag und Sonnabend in Mecklenburg, erst in Dobbertin, dann in Ludwigslust. An beiden Plätzen ging es mir gut, und es ist mir sehr lieb, mir diesen Stoß gegeben zu haben. Mama verlangte anfangs, ich sollte auch nach Warnemünde reisen; wenn ich es nicht täte, so sei das schmerzlich für Dich und beleidigend für Wittes. Es ist unglaublich, welches Kolossalquantum von Naivität die alte Frau noch mitunter aufbringt. Wenn ich mir zusammenrechne, wer da gestern alles in Warnemünde versammelt war, um an der Friedrich Karlschen Abschiedsbowle teilzunehmen, so erfaßt mich ein Bangen, wenn ich mich auch noch als plötzlichen Banquo aus der Versenkung auftauchen sehe. Nur keine Gemütlichkeiten! Das Zeitalter, wo man sich „freudig überraschte", ist dahin.

Heute haben wir lange Briefe nach Ems an Z.s geschrieben, und morgen werde ich an meine neuen Freunde, die Bredows, schreiben, um mich für die letzten Augusttage bei ihnen anzumelden. Ein Glück, daß der Häupter dieser „Bredows-Bredow" unmittelbar vor mir und noch dazu mit Frau in Kissingen war, so daß für Gesprächsstoff wundervoll gesorgt und sogar — dies freilich von zweifelhaftem praktischen Wert — eine Art Ebenbürtigkeit hergestellt ist. Denn man soll nicht ebenbürtig sein. Das ist der Punkt, um den sich's dreht.

In Dobbertin traf ich außer dem alten Bestand noch einige relativ jugendliche Fräuleins. Alle kirchlich, alle fromm. Ich hatte von dem ganzen Kram einen wehmütigen Eindruck; alle sind wohl wenig glücklich und machen nun christliche Puppen für die Wilden in Afrika, schreiben traktätchenhafte Geschichten oder haben den Verschleiß davon und laufen in ihre öden Suppen- oder warme Leibbindenvereine, um einen langweiligen alten Pastor oder einen noch langweiligeren jungen eine christliche Ansprache halten zu hören. Ich will niemanden in seinem Glauben und seiner Andacht stören, aber die ganze Geschichte — für die ich übrigens nur Mitleid, keinen Spott habe, denn mir tun die armen Menschenkreaturen zu leid — widerstreitet meinem Sinn, meiner ganzen Anschauung davon, wie ein Leben sein muß, so total, daß ich sogenannte tolle Lebensformen ästhetisch vorziehe, wenn ich sie auch nicht in der Familie haben mag. Selbst die Beobachtung eines Unglücks oder schwerer seelischer Kämpfe hat in der Erscheinung nicht das niederdrückend Langweilige für mich, was diese stillen Pastorenansäuslerinnen haben. Wie unendlich überlegen ist uns der Katholizismus auch auf diesem Gebiet; eine frische, freudige, gesunde Nonne ist etwas Herzerquickendes, solch armes Wurm aber, dessen Dasein mit Oranienstraße 105 anfängt und mit Oranienstraße 106 aufhört, ist zum Weinen.

Heute nachmittag traf ich Tante Jenny und Tochter vor Blankensteins Tür, und als Dritte im Bunde: Minna v. K., meine alte Liebe vor nun 52 Jahren und noch länger. Denn es ging mir ähnlich wie Lepel, der, auf die Frage, wann er zuerst geliebt habe, wehmütig antwortete: „In meinem vierten Jahr." Anno 1837 kam M. Krause mit ihrer noch schönen, höchstens 36 Jahre alten Mutter (denn sie hatte sich mit 15 Jahren verheiratet) aus dem „Oberon", und ich stand im Vorflur des Opernhauses und wartete auf beide. Minna trug einen schottischen Mantel, eine Boa von Fé und einen

eleganten weißen Atlashut, sah auch noch verklärt aus durch „O, Hüon, mein Gatte" — nun, kurz heraus, jeder Zoll eine Prinzessin, eine Fee in Fé, vielleicht auch eine Schlange in Boa, was nur den Reiz steigerte. Heute sah ich eine alte Backbeere mit unglaublich wenig Zähnen und unglaublich viel Runzeln. Ich freute mich aber doch. Dabei nannte sie mich mit der größten Unbefangenheit „Du", was mich geradezu rührte; denn man bleibt ein Schaf.

Ich gebe gleichzeitig eine Nummer der „Frankfurter Zeitung" mit einem famosen Feuilleton von Guido Weiß unter Kreuzband zur Post. Hebe die Nummer auf oder schicke sie bei Gelegenheit zurück. Der Aufsatz ist ausgezeichnet, was ich sagen würde, auch wenn ich gar nicht darin vorkäme; wir befinden uns über so vieles in unserm künstlerischen, politischen, ja, auch wissenschaftlichen Leben („Deutsche Wissenschaft"; nieder mit jedem, der da nicht ehrfurchtsvoll erbebt!) in einem so tiefen, chauvinistischen Irrtum, daß es einem ordentlich wohltut, diese Dinge mal von einem freieren Geiste beurteilt zu sehen.

Und nun lebe wohl, grüße Tante Anna und das junge Volk. Dein alter Papa

An Martha Fontane.

429) Berlin, d. 1. September 1889.

Meine liebe Mete.

Du wirst diesmal im Bade gleich unter die Dusche genommen, unter die Briefdusche von hier aus. Mama ist bei Tante Jenny, selbst Mathilde Einzahn ist ausgeflogen, und so benutze ich die stille Schummerstunde, die Sonntags noch stiller und schummriger ist als gewöhnlich, um Dir von einem Besuch zu erzählen, den ich heute hatte. Ein Herr, der Verfasser eines hübschen kleinen Artikels, den ich beilege, hatte gehört, wie gut mir sein Artikel gefallen habe, und meldete sich für heute mit-

tag 12 Uhr an. Pünktlich war er da, und Mathilde, mit dem unbezahlbaren Gesicht von Schlauheit, Drüberstehn und Dienstlichkeit, erschien, um mir zuzuflüstern: „Er ist da.“ Ich war schon gestiefelt und gespornt und trat ein, um ihn mit der bekannten virtuosen Einladebewegung zum Platznehmen aufzufordern.

„Mein Name ist F., Siegmund F. Sie haben die Güte gehabt, Herrn S. ein freundliches Wort über meinen Artikel zu sagen; ich danke Ihnen. Ich würde froh sein, wenn ich öfter ähnliches schreiben könnte. Solche kleine harmlosen Artikel mit etwas Friedrich Wilhelm III. oder IV. richten mich immer auf; sie haben etwas Feines, Unschuldiges, man hört in ihnen kein Geldgeklimper, nichts von dem Federgekritzel einer Wechselunterschrift, mit einem Wort, alles geschäftlich, alles nobel, alles wohltuend.“

Während er so von seinem grünen Fauteuil aus perorierte, hatte ich Muße, ihn zu mustern. Er war groß, stattlich, schwarz, der starke Schnurrbart leis angegraut, 50er, alles in allem ein Zuavenoffizier in Zivil, gar nicht Jude, ganz französisch, nervös, bilös, fahle Gesichtsfarbe, stechende Augen, etwas unheimlich und doch gewinnend gemütlich und amüsant, sowie er sprach.

„Ja, Herr F., Sie haben ganz recht, solche kleinen Arbeiten tun einem wohl; aber ich bin doch überrascht, Sie das so ganz besonders betonen zu hören. Schließlich ist eine kleine journalistische Arbeit so gut wie die andere; man kriegt sein Honorar, mal gut, mal weniger gut, und freut sich seines Lebens, so gut man kann.“

„Ja, das sagen Sie, Herr Fontane, der Sie den eigentlichen Betrieb nicht kennen; der eigentliche Betrieb ist doch unter Umständen ein schwierig und bedrücklich Ding.“

„Zugegeben. Aber was nennen Sie Betrieb? Was betreiben Sie?“

„Ich bin Reklamenovellist, zunächst im Dienst des Berliner Tageblattes, aber auch anderer Blätter, eigentlich aller Blätter. Sie werden mich, wenn Sie darauf achten, auch in der Vossischen finden. Die erste Spalte der vierten Beilage ist für mich ein für allemal reserviert. Sogar kontraktlich. Meinen Artikeln ist ein S. F. vorgesetzt, daran können Sie mich erkennen."

„Ich werde darauf achten. Aber nun sagen Sie mir um Gottes Willen, Herr F., was ist Reklamenovellist? Was soll das heißen? Bedeutet es einen Novellisten, der sich durch Reklame hält oder berühmt macht?"

„O Gott bewahre. Nicht das Geringste davon. Ich könnte sagen, das Gegenteil. Der Reklamenovellist denkt an allen möglichen Ruhm, nur nicht an seinen eigenen; der Reklamenovellist ist nur der höchste Bedienstete des Inseratenchefs, und die höhere Form des Inserats, sozusagen der kunstvoll sich einschmeichelnde Ausdruck desselben, das ist Sache des Reklamenovellisten, meine Sache."

„Können Sie mir ein Beispiel geben?"

„Mit Vergnügen. Ich greife meine letzte Leistung heraus. Leipziger Straße; Quincailleriegeschäft, unechter Schmuck, Welthandel. Ich mache dem Chef des Hauses meine Visite. „Sie inserieren fleißig bei Mosse; wollen Sie's nicht einmal mit einer Reklamenovelle versuchen? Es ist wirksamer. Unter Umständen ergeben sich stupende Resultate. 150 Zeilen genügen, 150 Zeilen à 60 Pf. Insertionsgebühr. Sind Sie damit einverstanden?" „Ja." Nach dieser Vorverhandlung beginnt nunmehr meine literarische Tätigkeit. Ich gehe nach Hause und schreibe die Novelle. Die Novelle zur Verherrlichung vorerwähnten Quincailleriegeschäfts beginnt am Vierwaldstätter See; Luzern, Zürich, Solothurn. Held der Geschichte: Rechnungsrat Brösicke und Frau. Fahrt über den Bodensee. Landung auf deutscher Seite, Lindau oder Friedrichshafen.

Geschärfte Zollplackerei; jetzt Modesache (darauf kommt es an), weil täglich dergleichen in den Zeitungen steht. Die Rätin wird als Defraudantin entlarvt, fällt vor Schreck in ihren eigenen Koffer, erholt sich endlich, setzt stumm und still die Reise fort, bis sie schließlich bei Dietendorf die preußische Grenze erreicht. Da löst sich ihr die Zunge, und mit der ganzen Eindringlichkeit einer Berliner Rätin erzählt sie nunmehr ihrer Reisegesellschaft von dem horreur in Lindau oder Friedrichshafen. Als sie geschlossen, ergreift ein feiner Herr das Wort und erkundigt sich, was sie denn eigentlich in der Schweiz gekauft habe? „Quincaillerie." „Ja, meine Gnädige, da ist Ihnen nicht zu helfen; Sie passieren täglich die Leipziger Straße, Sie kennen das Geschäft von ...; sieh, das Gute liegt so nah und Sie belästigen sich mit dem schlechten Zeug aus der Schweiz."

„Ah, ich sehe, ich verstehe. Und die 60 Pf. pro Zeile sind Ihre?"

„Da wär' ich schön heraus; nur ein magerer Bruchteil davon; es ist ja Inseratengeld, das zunächst in die Inseratenkasse fließt. Es wäre nicht zum Aushalten, wenn nicht die ernsthafteren Aufgaben wären."

„Was nennen Sie ‚ernsthafter'?"

„Nun, Männer wie Spindler, Herzog, Heese. Solche Männer stehen über der Novelle, solche Männer nehme ich au sérieux und schreibe streng-sachlich. Daran erhole ich mich dann. Aber die kleinen märkischen Arbeiten mit Friedrich Wilhelm III. oder Anekdoten vom alten Zieten, das bleibt doch das eigentlich Erquickliche."

So ging es noch eine Weile weiter; er blieb über anderthalb Stunden, und wiewohl er mich eigentlich gestört hatte, war ich über die Störung doch nicht böse, so sehr hatte mich die Tätigkeit meines Kollegen, des „Reklamenovellisten", interessiert. All dies ist übrigens nur ein Teilchen dessen, was er mir erzählte.

Lebe wohl. Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

430) Berlin, d. 14. September 1889.

Meine liebe Mete.

Schon gestern abend wollte ich Dir einen kleinen Brief stiften, kam aber nicht dazu, weil ich anderweitig eine große Korrespondenz hatte; darunter einen Brief an einen Herrn Gerhart Hauptmann, der ein fabelhaftes Stück geschrieben hat: „Vor Sonnenaufgang", soziales Drama, fünf Akte. Ich war ganz benommen davon. Mama natürlich wieder in Angst, ich ginge zu weit, ich engagierte mich ungebührlich; Durchgänger, Hitzkopf, „Jüngling". Nachdem nun aber gestern eine Karte von Brahm eingetroffen ist, der ganz meine Anschauungen teilt, hat sie sich einigermaßen beruhigt. Ich allein kann nie recht haben; es muß immer erst bestätigt werden, und wenn es durch Müller oder Schultze wäre. Dieser Hauptmann, ein wirklicher Hauptmann der schwarzen Realistenbande, welche letztere wirklich was von den Schillerschen Räubern hat und auch dafür angesehen wird, ist ein völlig entphraster Ibsen, mit andern Worten, ist das wirklich, was Ibsen bloß sein will, aber nicht kann, weil er in seinen neben der realistischen Tendenz herlaufenden Nebentendenzen — die freilich in den letzten Stücken zur Haupttendenz geworden sind — mehr oder weniger verrückt ist und in zugespitzter Entwicklung dieser Verrücktheit ins ganz Phrasenhafte verfällt. Nicht in die Phrasenhaftigkeit des Wortes, aber in die des Gefühls, der Anschauung. Von all diesem ist Hauptmann ganz frei; er gibt das Leben, wie es ist, in seinem vollen Graus; er tut nichts zu, aber er zieht auch nichts ab und erreicht dadurch eine kolossale Wirkung. Dabei (und das ist der Hauptwitz und der Hauptgrund meiner Bewunderung) spricht sich in dem, was dem Laien einfach als abgeschriebenes Leben erscheint, ein Maß von Kunst aus, wie's nicht größer gedacht werden kann. Denn fünffüßige Jamben, gerammt voll von Sentenzen, können zwar auch sehr schön

sein, sind aber weitab davon, das Höchste in der Kunst zu repräsentieren. Im Gegenteil, es ist etwas verhältnismäßig Leichtes und läßt sich lernen. Höheren Wert aber hat nur das, was man persönlich rätselhaft empfangen hat und was kein anderer mit einem teilt.

Betreffs Ibsens muß ich doch noch eine gute Bemerkung anfügen, die Emil Rittershaus (der mich gestern auf $2^1/_2$ Stunde besuchte) über Ibsen machte. „Haben Sie nicht bemerkt," sagte er, „daß Ibsen ganz wie ein Apotheker wirkt; er ist den Apotheker nicht losgeworden, und das spukt nun in seinen Stücken, seinen Problemen und Tendenzen und auch in seiner Konversation. Er ist immer ein kleiner Apotheker, der abwartet und dribbelt und auf der Lauer liegt." Es ist vollkommen richtig, und ich mußte laut lachen, schon um hinter der großen Lache meine eigene Angst zu verbergen.

Grüße das verehrte Mengelsche Paar angelegentlichst und genieße noch die echten, frischen Herbsttage, die gestern begonnen haben.

Wie immer Dein alter Papa

An Friedrich Stephany.

431) Berlin, d. 30. September 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen, die ich jetzt erst lese (zwei Uhr), wo meine Frau in einer Droschke erster Klasse nach der Druckerei fliegt und doch natürlich zu spät kommt. Ich konnte es nicht eher bezwingen, trotzdem ich, mit Ausnahme der letzten dreißig Zeilen, gleich gestern alles geschrieben und heute bloß korrigiert habe. Aber eben dies Korrigieren ist ein Hundevergnügen, und zumal, wenn sich's um ein so heißes Eisen handelt, wie „Gespenster", Ibsen usw.[1]). Ihnen gegen-

[1]) Gemeint ist die Kritik über die Aufführung der „Gespenster" auf der Freien Bühne am 29. September 1889. Vgl. „Kritische Causerien", Gesammelte Werke II, 8 S. 185.

über kann ich mich in der Ibsenfrage ganz kurz fassen. Seine Wirkung ist groß und berechtigt. Er hat neue Typen und neue Aufgaben geschaffen. Es fängt wirklich ein neues Leben mit ihm an, und das Alte wirkt abgestanden, langweilig. Aber indem ich dies kolossale Lob ehrlich ausspreche, muß ich doch zugleich hinzusetzen: alles, was da von Lebensanschauungen und Doktrinen mit drunterläuft, ist der reine Unsinn, so daß ein alter Kerl wie ich bloß drüber lachen kann. Neulich war Rittershaus bei mir, der das Pulver nicht erfunden hat. Aber eines war doch sehr gut. Er sagte: „Sehen Sie, dieser Ibsen. Man kann nicht drei Seiten lesen, ohne zu merken, daß er Apotheker war." Wie mir dabei zumute wurde, können Sie sich denken; im Hause des Gehenkten spricht man nicht vom Strick. Aber trotz dieses Angstgefühls, trotzdem ich mir die Frage vorlegen mußte: „Wie steht es denn mit dir? Merkt man es auch?", trotz alledem fand ich es vorzüglich. Überall der kleine, kluge, verrückte Apotheker, der sich, weltabgeschieden, in eine furchtbare Frage einbohrt. Man muß unverheiratet sein, wie unsere jungen Freunde, um auf diesen Zopf von Ehe, freier Liebe, Selbstbestimmung, Verantwortlichkeit usw. anzubeißen. Alles verrückt und manches auch noch sehr unangenehm, wie z. B. in „Rosmersholm", was, glaub' ich, der kleine Brahm ganz besonders schön findet. Ich in meiner Eigenschaft als zwischen zwei Stühlen Sitzer bin schlimm dran. Keinem kann ich's recht machen. Ihr Th. Fontane

An Friedrich Stephany.

432) Berlin, d. 10. Oktober 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Natürlich schreibe ich über meinen alten Liedtke, für den ich, wie Sie, ein großes Tendre habe, aber freilich mehr für den Menschen als für den Künstler. Nur wenn seine Persönlichkeit

paßte, war er unwiderstehlich. Sollte das, was ich in sehr warmer, weil überzeugter und herzlicher Weise schreiben werde, nach der Seite künstlerischer Anerkennung hin nicht genügen, so schreibt vielleicht O. F. Gensichen noch einen Liedtkeartikel. Ich glaube, daß dieser alte Theatersuitier das am besten kann.

Und nun Gerhart Hauptmann, der neue Räuberhauptmann, neben dem Ibsen bloß ein Kadett ist. Ja, ich bin auch sehr von ihm eingenommen, werde mich aber sehr manierlich ausdrücken und allen Radau vermeiden, was ich auch kann, ja muß, weil ich durchaus nicht so stehe, daß ich wünschen könnte, die nächste Generation mit lauter Gerhart Hauptmannschen Schnapstragödien oder dem Ähnlichen beglückt zu sehn. Es steckt nur in all diesen neuen Stücken was drin, was die alten nicht haben, und was sie verhältnismäßig dürftig und oft tot erscheinen läßt. Der Realismus wird ganz falsch aufgefaßt, wenn man von ihm annimmt, er sei mit der Häßlichkeit ein für allemal vermählt. Er wird erst ganz echt sein, wenn er sich umgekehrt mit der Schönheit vermählt und das nebenherlaufende Häßliche, das nun mal zum Leben gehört, verklärt hat. Wie und wodurch? Das ist seine Sache zu finden. Der beste Weg ist der des Humors. Übrigens haben wir in Shakespeare längst die Vollendung des Realismus. Er wird nur in seiner Größe nicht ausschließlich daraufhin angesehn.

Und nun möcht' ich mir noch ein Wort erlauben. In sieben Wochen, wenn ich zurücktrete, heißt es: „Après moi le déluge." Mit mir ließ sich über diesen Punkt doch noch reden. Sind Sie nun, was ich voll zu würdigen weiß, totaliter gegen die neue Richtung, die immer mehr aufkommt, und wissen Sie sich in dieser Abneigung mit Lessing einig, so würde ich doch sehn, irgendeinen famosen Kerl von der Gegenpartei zu fassen, irgendeinen Optimisten oder Idealisten, und in die Hände dieses Mannes würde ich dann die Schauspielhauskritik legen. Ich bin überzeugt, daß sich unter den Privatdozenten in Jena,

Halle, Tübingen, vielleicht auch hier in Berlin solche Leute finden lassen. Und gelänge es Ihnen, und hätten Sie das Glück, einen Mann ausfindig zu machen — die Geldfrage kann bei der Wichtigkeit der Sache gar keine Rolle spielen — in dem sich Wissen, Mut, Darstellungskraft und Überzeugungstreue vereinigt finden, so könnte die Wirkung eines solchen Mannes, der dann mit Flammenzungen predigen müßte, eine geradezu sensationelle sein. Bleibt dieser Mann aber aus, so würde ich die Geschichte ruhig laufen lassen und warten, bis der Sturm sich bricht. In Ergebenheit Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

433) Berlin, d. 12. Oktober 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Schönsten Dank für die Zusendung von ... ja, ich weiß nicht, wie man es nennt, Prospekt ist nicht richtig. Vielleicht Zirkular. Ein Zufall machte dabei einen beinahe wehmütigen Eindruck auf mich; über meinen Gedichten steht das „Glück" nur als Wort[1]), aber man denkt doch momentan an die Möglichkeit der Erfüllung, und dieses flüchtige Gefühl, diese Hoffnung mit dem hippokratischen Gesicht ist eben das Wehmütige. Aber es geht nicht tief; ich bin darüber weg.

Einer, der noch nicht darüber weg ist, ist unser Paul. Er erfreute mich neulich durch einen kurzen Besuch, liebenswürdig, fein und formgewandt wie immer, aber doch ein wenig gereizt, nicht gerade gegen mich persönlich — dazu kennt er zu gut meine Gesinnungen und Gefühle von alter Zeit her —, aber doch gereizt, weil die Welt zu neuen Göttern oder Götzen schwört. Ich denke mir, er müßte das leichter nehmen. Seinen Ruf und Ruhm hat er weg. In der bekannten „guten Assiette" sitzt er.

[1]) In dem Zirkular wurde mit den Gedichten Th. F.s zugleich der Roman „Glück" von O. v. Redwitz empfohlen, und zwar steht typographisch dieser Titel über den „Gedichten".

Er hat eine schöne Frau und schöne Töchter. Auch die Großherzöge laden ihn in die Hofloge, und wenn er will, kann er sich seinen Adelsorden einknöpfen — ja, mein Liebchen, was willst du noch mehr?

Morgen über acht Tage haben wir Gerhart Hauptmanns Stück, und wenn Heyse dann noch hier ist, so stürzt er wie Clärchen auf die Straße und ruft die guten Bürger zusammen, um Egmont, der hingerichtet werden soll, zu retten. In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Friedrich Stephany.

434) Berlin, d. 22. Oktober 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Gestern abend, nachdem ich die zweite Hälfte meiner Kritik[1]) abgeliefert hatte, habe ich mir noch den Genuß gemacht, in einer Zeitungsbude die sämtlichen Abendzeitungen zu kaufen, um mich dann daheim in die Meinungen der Kollegenschaft zu vertiefen. Es war mir sehr genußreich. Mir steckt von dem „alten Berliner" (aus den dreißiger Jahren her) gerade noch genug im Geblüt, um mich über gute Witze, selbst wenn ich sie verwerfen muß, zu amüsieren, und so habe ich mich über Lindau und Landau und über den Unbekannten im „Kleinen Journal" herzlich amüsiert; ja, selbst über Frenzel, der, wenn er wütend ist, mitunter auch einen sehr guten schneidigen Witz hat. Aber — und das ist der Grund, warum ich schreibe — alle diese Kritiken, die, mit Ausnahme der Frenzelschen, gar keine Kritiken sind, sind so gewiß auf dem Holzwege, wie ich hier sitze und eine Feder mit breitem Spalt in der Hand halte. Das alles sind Schimpfereien und Ulkereien, als Ulke zum

[1]) Über die erste Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" vgl. „Kritische Causerien", Ges. Werke II, Bd. 8 S. 300 ff.

Teil sehr gut, aber auf das Eigentlichste hin angesehn oberflächlich und böswillig, entweder ohne jedes wahre Kunstverständnis geschrieben oder unter Zurückdrängung aller besseren Einsicht. Es ist lächerlich, diesen jungen Kerl so mit der landläufigen Phrase, daß er auch ein bißchen Talent habe, abspeisen zu wollen. Das ist gar nichts. „Ein bißchen Talent" hat jeder. Das kann man von jedem dritten Menschen sagen. Hauptmann hat ein sehr großes, ein seltenes Talent. Vor allem aber, und das muß ich immer wieder betonen — und darf es betonen, weil ich von den Dingen, die hier in Frage kommen, wirklich mehr verstehe als die andern — vor allem spricht sich in seinem Stück ein stupendes Maß von Kunst aus, von Urteil und Einsicht in alles, was zur Technik und zum Aufbau eines Dramas gehört. Möglich, daß er die blinde Henne war, die das Korn zufällig fand und aufpickte, möglich, aber nicht wahrscheinlich. Bezwingen Sie nach Möglichkeit Ihre persönliche Abneigung gegen die Richtung (Gefühle respektiere ich durchaus), aber lassen Sie mich als „alten Knopp" die festeste Überzeugung aussprechen, daß hinter einem Manne, der so was schreiben kann, mehr steckt als hinter der andern Blase, die alle bloß nach der „Tantieme" schielen. Ihr

Th. Fontane

An Theodor Fontane.

435) Berlin, d. 2. November 1889.

Mein lieber Theo.

Morgen ist Hubertustag. Hubertus jagte; da stand plötzlich die Jungfrau Maria zwischen dem Geweih des Elfenders, und Hubertus kniete nieder und betete und baute eine Kapelle, darin er fortan lebte und glücklich war. Ein großer Jäger warst Du zwar nie, und es braucht auch nicht die Jungfrau Maria gewesen zu sein; nur auf das Niederknien kommt es an und auf das Glücklichsein. Hierin hast Du versteckt meinen

Glückwunsch, in dem ich mich zugleich, jeder nach seinen Kräften, als galanter Schwiegervater legitimiere.

Habe einen frohen Tag. Tausend Grüße. Wie immer Dein alter Papa

An Wilhelm Hertz.

436) Berlin, d. 9. November 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ihnen habe ich dafür zu danken, daß mir die Freude dieser neuen Auflage noch zuteil wurde. Denn mit dem früher so trostvollen „nach meinem Tode" sieht es in der Welt immer windiger aus. Dadurch ist auch Gustav Freytag in meinen Augen entschuldigt. Nun ist es da und hat gewirkt und wirkt noch[1]). Hätte er angeordnet: „fünfzig oder auch nur dreißig Jahre nach meinem Tode," so würde es mit Beschlag belegt oder gestohlen oder verbrannt worden sein, oder erscheint schließlich wirklich, aber zu einer Zeit, wo die Sozialdemokratie entweder eben ihre Siegesdepeschen ausgibt oder Fürst Dolgorucki als Vizekönig Cour im Weißen Saal abnimmt. Es ist sehr selten, daß nach fünfzig Jahren erscheinende Schriften noch ein großes Interesse wecken. Jeder Tag hat andere Götter. Also nochmals besten Dank. Alles, was ich geschrieben, auch die „Wanderungen" mit einbegriffen, wird sich nicht weit ins nächste Jahrhundert hineinretten; aber von den „Gedichten" wird manches bleiben und darunter auch einzelnes, das erst diese neue Auflage enthält. Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

437) Berlin, d. 10. November 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Worte, die mir um so wohler getan haben, als ich in der Furcht war, vielleicht einige

[1]) „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter." Leipzig, Hirzel, 1889.

Hacheln mit 'runterschlucken zu müssen. Denn natürlich ist es ganz so, wie Sie's sagen: das Publikum merkt es nicht[1]). Und wenn es das Publikum nicht merkt, warum denn überhaupt der Lärm? Ich habe nur die eine Antwort darauf, und in der Tat war das es, was mich reden ließ — trotzdem Schweigen immer besser ist —, daß mein Ärger über einen gewissen deutschen und speziell berlinischen Chauvinismus von Tag zu Tage größer wird. Wenn man die Stimmung in unsrer Oberschicht belauscht, wenn man in unsere Zeitungen hineinguckt, die den Leuten nach dem Munde reden, so sollte man glauben, Berlin spaziere an der Tete der Zivilisation. Es ist aber sehr weitab davon. Jeder Berliner Bäcker bildet sich ein, Berliner Backware sei was ganz Besonderes, während sie, wenn man nicht als Fremder im Hotel de Rome wohnt, erbärmlich ist. Dies wiederholt sich auf jedem Gebiet. Nur Kunst und Literatur sind zugestandenermaßen (fast mit Stolz und Freundlichkeit zugestanden) am schlechtesten hier. So wie aber das Handwerk anfängt, prätendiert dies Nest, aus dem immer noch Friedrich Wilhelm I. 'rausguckt, ersten Ranges zu sein.

Die rührenden Worte der Kaiserin Friedrich werden, glaub' ich, die Wirkung haben, den Streit beizulegen. Es ist danach nicht mehr viel zu sagen. Hat es Freytag in diesem Punkte versehn, so tut er mir leid[2]). In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

---

[1]) Th. F. hatte über den schlechten Druck der eben erschienenen Ausgabe der Gedichte Klage geführt.

[2]) Das Abendblatt der „Vossischen Zeitung" vom 9. November 1889 brachte anscheinend authentische Äußerungen der Kaiserin Friedrich über die Freytagsche Schrift, in denen sie entgegen dem Verfasser die Selbständigkeit und Entschlußfreiheit ihres Gatten rühmte und betonte, daß er sie stets mit dem ihm eigenen hochfliegenden Geist zu seinen Idealen emporgehoben habe.

An Georg Friedlaender.

438) Berlin, d. 11. November 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank für Ihren lieben, wundervollen Brief, der so niederdrückend und so erhebend wirkt. Denn ich kann nicht zugeben, daß ein Einblick in die Misere, das sich Überzeugen von der Unzulänglichkeit und günstigstenfalls von der Mittelmäßigkeit der Menschen eine gut organisierte Natur auf die Dauer unglücklich mache. Ganz im Gegenteil. Je besser man seine Pappenheimer kennen lernt; je mehr man sieht, wie dumm alles liegt, oft sogar innerhalb des Metiers, sicher aber, wenn es über das Metier hinausgeht; je mehr man sich mit dieser Erkenntnis durchringt, je heiterer wird man. Aller Ärger fällt fort, und man resigniert sich dahin: „Nach Lage der Sache geht es einem eigentlich noch sehr gut." Denn das natürliche Resultat aller dieser Schofelinskischaften müßte Verzweiflung oder Vereinsamung oder unausgesetzte Fehde sein. Und doch lebt man und hat glückliche Stunden mit allerlei Freuden und Auszeichnungen, die man weder nach der Beschaffenheit der Menschen noch auch nach der kritischen Stellung, die man diesen gegenüber einnimmt, für möglich halten sollte. Jeder nimmt die Beispiele aus dem, was ihm zunächst liegt, ich also aus der literarischen Welt. Und ich darf Ihnen versichern, wenn ich aus einer Gesellschaft nach Hause komme und überschlage, was ich da eben gehört habe, so erscheinen mir die kleinen Erfolge meines literarischen Lebens noch geradezu als ein Wunder. Ich habe, ein paar über den Neid erhabene Kollegen abgerechnet, in meinem langen Leben nicht fünfzig, vielleicht nicht fünfzehn Personen kennen gelernt, denen gegenüber ich das Gefühl gehabt hätte, ihnen dichterisch und literarisch wirklich etwas gewesen zu sein. Im Kreise meiner Freunde hier (oder gar Verwandten) ist nicht einer; jeder hält sich die

Dinge grundsätzlich und ängstlich vom Leibe. Und vergegenwärtige ich mir das alles, so habe ich allerdings Ursach, über den Verkauf von lumpigen tausend Exemplaren erstaunt zu sein; denn hundert ist eigentlich auch schon zuviel. Und mehr als hundert werden auch wirklich aus dem Herzen heraus nicht gekauft. Das andere ist Zufall, Reklame, Schwindel. Aber daß der Zufall einem über das eigentlich Richtige hinaus so wohl will, das ist doch sozusagen etwas Schönes, wofür man sich in Heiterkeit bei eben diesem Zufall bedanken muß. Also noch einmal: das Lebensresultat, so schlecht es ist, ist immer noch besser, als es eigentlich sein dürfte. Manchen mag diese Betrachtung quälen. Mich quält sie nicht; vielmehr freue ich mich, daß nach einem unerforschlichen Ratschluß schließlich noch soviel Gnade für Recht ergeht. Zudem (und dies ist so wichtig und eigentlich ausschlaggebend) fehlt in all dem Dümmlichen jeder animus injuriandi. Kann ich einer Dame böse sein, die von der Familie Douglas höchstens den Grafen Douglas (in der Nähe von Halle) kennt, der vorigen Winter die lange Kaiserrede hielt? — Ich habe selbstsüchtigerweise bis hierher bloß von literarischen Dingen, das heißt also versteckt bloß von mir selber gesprochen. Aber wie's literarisch liegt, so liegt es überall; zum Teil noch schlimmer, weil der Sinn für das Poetische doch vielfach angeboren in den Seelen der Menschen lebt, während der Sinn für die bildenden Künste bei nicht allzu vielen und der für die Architektur bei nur ganz vereinzelten zu finden ist. Welchen entsetzlichen Quatsch müssen die Baumeister mit anhören. Und die Musiker! Wenn man ihnen von der musikalischen Volksseele erzählt, so kriegen sie das Lachen und wahrscheinlich mit Recht. Ein riesiges Quantum von Unausreichendheit auf jedem Gebiet erfüllt die Welt, eine Tatsache, die jeder zugibt (sich selbst mit eingeschlossen), der wir aber alle noch lange nicht genug Rechnung tragen. Wir „rechnen" immer noch mit der Menschheit. Beifall, Zustimmung, Ehren

bedeuten uns immer noch was, als wäre damit etwas getan. Das ist aber falsch und unklug. Wir müssen vielmehr unsere Seele mit dem Glauben an die Richtigkeit dieser Dinge ganz erfüllen und unser Glück einzig und allein in der Arbeit, in dem uns Betätigen unser selbst finden. In herzlicher Ergebenheit unter tausend Grüßen und Empfehlungen Ihr

Th. Fontane

An Paul Schlenther.

439) Berlin, d. 18. Dezember 1889.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Wenn es möglich ist, bin ich an „Schicksalswege" noch unschuldiger. Übrigens fand ich die Kritik ganz ausreichend. Ich fürchte, ich habe oft viel schwächere geschrieben. Einer von L. P. zufällig erhaltenen Karte nach wäre Stephany selbst der Verfasser. Doch glaube ich fest, daß sich Pietsch das bloß ausgedacht hat.

Heute traf ich Fulda unterwegs. Es war mir rührend, ihn gegen die kritischen Spötter eifern und voll Schwärmerei für Svavas Keuschheitsforderung[1]) plädieren zu hören. Ich bin eigentlich ganz seiner Meinung, nehme es aber nicht so ernsthaft, weil es doch nichts hilft. Die männliche Schweinigelei hat noch eine lange Zukunft.

Wenn ich am 31. Dezember nicht „revierkrank" bin, gehe ich, weil ich mit nichts Besserem abschließen kann, in „Turandot". Erstlich liebe ich es. Außerdem war es eins der ersten Stücke, die ich vor sechsundfünfzig Jahren, als ich 1833 nach Berlin kam, im Königstädtschen Theater sah. Kalaf Herr Schwanfelder, außerdem eine Frau Laddey, wahrscheinlich auch Beckmann und Genée, Vater des jetzigen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

[1]) In Björnsons auf der „Freien Bühne" am 15. Dezember aufgeführten Schauspiel „Ein Handschuh". Vgl. „Kritische Causerien", Ges. Werke II, 8 S. 212f.

440) Berlin, d. 23. Januar 1890.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Prediger.

Die Glückwünsche aus dem lieben Pfarrhause in Kriele haben mich ganz besonders erfreut, und Sie dürfen meine Freude nicht nach der anscheinenden Säumigkeit beurteilen, mit der mein Dank zu Ihren Händen kommt.

Daß bei dem allen auch Egoismus mitspielt (dieser süße Begleiter durch all unser Tun hin), versteht sich von selbst. Alle havelländischen Pfarrhäuser und nun gar, wenn sie dem Ländchen Friesack zugehören oder angrenzen, sind mir doppelt lieb und wert und wichtig geworden, seit ich an den Plan einer Bredowgeschichte herangetreten bin. Denn wenn alle Stränge reißen, würde ich den Versuch machen, der Geschichte von der Pfarrhausseite her und mit Hilfe des Pfarrhauses beizukommen, und Ihre Hilfe würde mir dabei unschätzbar sein. Wie man sich in Italien als deutscher pittore früher von Kloster zu Kloster durchfraß, so würde ich an Ihrer Hand im Havellande vielleicht von Pfarrhaus zu Pfarrhaus wandern können und schließlich mit Beharrlichkeit und Mühe meinen Bredowstoff zusammenkratzen. Daß mir das auf die eine oder andere Weise noch vergönnt sein werde, wünsche ich aufrichtig. Denn ich halte den Bredowstoff nach wie vor für einen ganz besonders glücklichen, glücklich namentlich für mich, da ich nirgends auf das Große aus bin (das findet doch seinen Darsteller), sondern auf das Mittlere, selbst auf das Kleine, das ich, idyllisch und humoristisch angeflogen, am liebsten behandle. Leider — ich sage ganz aufrichtig leider — ist die ganze Geschichte in Schwanken und Unsicherheit geraten, da man mich nach meinem Jubelfeste selber zu einer kleinen Größe 'raufgepufft hat und nun auch von mir etwas wissen will. Mit andern Worten, ich soll durchaus eine Autobiographie schreiben, und mir sind

daraufhin pekuniär sehr günstige Anerbietungen gemacht worden, namentlich von meiner „Vossischen Zeitung", die sich ohnehin sehr generiös gegen mich benommen und mich wie einen alten Beamten regelrecht und auskömmlich pensioniert hat. Aber können Sie sich denken (ein Fall, der in der Literaturgeschichte vielleicht noch gar nicht dagewesen ist), daß ich lieber über die Bredows als über mich selber schreibe, trotzdem mein Leben, in seinem bunten Wechselgange, auch ein sehr guter Stoff ist?

Vorläufig bin ich noch ganz in Schwanken und Unsicherheit. Es ist mir aber wahrscheinlich, daß ich aller äußerlich klugen Berechnung zum Trotz mich für die Bredowkapitel entscheiden werde. Denn abgesehen von der Bedeutung der Familie, neben der ein kleines Einzeldasein wie das meinige verschwindet, möchte ich auch — wie ich das schon mal in einem Briefe, ich weiß nicht mehr, ob an den Landiner oder Friesacker Bredow, ausgeführt habe — der Welt und der Geschichtsschreibung zeigen, wie man solchen Stoff überhaupt zu behandeln hat, gründlich und doch nicht langweilig. Das klingt etwas anmaßlich, aber ich glaube, daß ich dies zu sagen berechtigt bin.

Von meinem „Jubelfeste" schreibe ich Ihnen nicht. Die konservativen Blätter, die mich als einen „Abtrünnigen" (es ist aber nicht so schlimm damit) einigermaßen auf dem Strich haben, haben nur sehr wenig davon gebracht; aber gelegentlich auch wohl ein anderes Blatt Ihnen zu Händen, und kommt, die haben es an weitschichtiger Schilderung, der ich kaum etwas hinzuzufügen hätte, nicht fehlen lassen. Man hat mich kolossal gefeiert und — auch wieder gar nicht. Das moderne Berlin hat einen Götzen aus mir gemacht, aber das alte Preußen, das ich durch mehr als vierzig Jahre hin in Kriegsbüchern, Biographien, Land- und Leuteschilderungen und volkstümlichen Gedichten verherrlicht habe, dies „alte Preußen" hat sich kaum gerührt und alles (wie in so vielen Stücken) den Juden

überlassen. Minister v. Goßler, mein alter Gönner[1]), riß die Sache zwar persönlich heraus, aber, „ich sah doch viele, die nicht da waren". Nun, „es muß auch so gehen", sagte der alte York bei Laon, als die Russen nicht anrücken wollten. Empfehlen Sie mich allen lieben Insassen Ihres Pfarrhauses; nach Landin hin schreibe ich noch. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Herrn und Frau Guttmann.

441) Berlin, 25. Januar 1890.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.
Gnädigste Frau.

Seien Sie herzlichst bedankt für soviel Liebenswürdigkeit. Ihr freundliches Gedenken an eine Reisebekanntschaft, die zu sein ich das Glück hatte, hat mich hoch erfreut. Das Blatt aus der Villa Zirio kommt in mein Album, das zugleich ein kleines Herbarium ist und Erinnerungsblätter aus Inverneß, Helsingör und Ham enthält. Macbeth, Hamlet, Napoleon III., welche sonderbare Genossenschaft für Kaiser Friedrich!

Wenn wir uns wiedersähen, so würden Sie an meiner Bekehrung Ihre Freude haben. Ich bin freilich auch jetzt noch der Ansicht, daß eine rein nationale Entwicklung (wie sie sich in manchen Teilen Skandinaviens findet) das Schönere wäre. Andererseits aber habe ich mich nicht bloß von der Unmöglichkeit der Durchführung dieser Idee überzeugt, sondern auch unserm von mir aufrichtig geliebten Adel gegenüber einsehen müssen, daß uns alle Freiheit und feinere Kultur, wenigstens hier in Berlin, vorwiegend durch die reiche Judenschaft vermittelt wird. Es ist eine Tatsache, der man sich schließlich unter-

[1]) Gustav v. Goßler (1838—1902), ein Schwestersohn der Frau v. Merckel, war in deren Hause schon als Student und Referendar mit Th. F. bekannt geworden. Daran erinnerte er selbst in seinem Trinkspruch am 4. Januar 1889.

werfen muß und als Kunst- und Literaturmensch (weil man sonst gar nicht existieren könnte) mit Freudigkeit.

Nochmals herzlichen Dank. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Georg Friedlaender.

442) Berlin, d. 5. Februar 1890.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank. „Da weiß man doch, warum man wacht", und bei Ihnen, warum man liest. Man hat sein morceau de résistance und erfährt hunderterlei, während der moderne Brief immer mehr den Telegrammstil annimmt und einen nur erfahren läßt: kann nicht kommen oder Ähnliches.

Von meinem Feste habe ich mich nun allmählich erholt, bin aber noch nicht zum Arbeiten gekommen, wonach ich mich nachgerade sehne, wie nach Linsensuppe, wenn Dinertage hinter mir liegen.

Ich habe seit mehr als sechs Wochen nichts geschrieben als eine längere Kritik über Tolstois „Macht der Finsternis"[1]), von der mir Stephany dann mehr als zwei Drittel strich, während die Druckerei sich mühte, durch Doppeldruck einiger Zeilen dies Defizit ein klein wenig wieder zu balancieren, dafür und dadurch aber einen vollkommenen Unsinn herstellte. Früher hätte das acht Tage lang an meinem Leben gezehrt, jetzt ist es mir beinah gleichgültig. Loben kann ich solch Verfahren aber freilich nicht. Soll meine Auffassung nicht gelten, so muß man einen andern mit der Berichterstattung dieser Dinge betrauen. Solange man mich aber darin beläßt, muß man mein „Ja" und „Nein" auch respektieren, um so mehr, als man weiß, daß ich nur durch rein künstlerische Motive in meinem Urteil bestimmt werde.

[1]) Vgl. „Kritische Causerien", Ges. Werke II, 8 S. 207 f.

Sie schreiben an einer andern Stelle von einer G.-Tragödie. Wo viel Geld ist, geht immer ein Gespenst um. Je älter ich werde, je tiefer empfinde ich, soll heißen je schärfer beobachte ich den Fluch des Goldes. Es scheint doch fast wie göttlicher Wille, daß sich der Mensch sein täglich Brot verdienen soll, der Minister natürlich anders als der Tagelöhner, aber immer Arbeit mit bescheidenem Lohn. Ererbte Millionen sind nur Unglücksquellen, und selbst die reichen Philanthropen sind elend, weil das Studium der Niedertracht und Undankbarkeit der Menschen ihnen ihr Tun verleidet. Darf ich bitten, mich Frau Gemahlin empfehlen zu wollen. Gruß auch an die Kinder. In herzlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

An Theodor Wolff.

443) Berlin, d. 28. April 1890.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Ja, das ist eine kitzliche Sache — so ganz genau weiß ich es selber nicht. Schuld an diesem Nichtwissen ist, daß ich meine Geschichten oft jahrelang lagern lasse, was mit den Zwischenschüben, die nun eintreten, allein schon ausreicht, Unsicherheiten zu schaffen. Sind nun aber die auf Lager gelegten Geschichten auch nicht einmal ganz fertig, so wird eine völlige Konfusion geboren, und Ostern und Pfingsten fallen nicht bloß auf einen Tag, sondern Pfingsten rangiert auch wohl mal vor. Ich glaube, daß es so hergegangen ist. Schon Anfang der achtziger Jahre habe ich die ersten Kapitel von „Irrungen, Wirrungen" geschrieben, aber nur bis zu der Stelle, wo Botho zum Abendbesuch kommt und getanzt wird, während der alte Dörr das Kaffeebrett schlägt. Dann kamen jahrelang ganz andere Arbeiten, und etwa 1885 schrieb ich „Stine" bis zu dem Hauptkapitel, wo der alte Graf und die Pittelkow in dem „Untätchen"-Gespräch aufeinanderplatzen.

Dann wieder ganz andere Arbeiten, bis ich, etwa Ausgangs 1886, „Irrungen, Wirrungen" fertig schrieb und dann — mit abermaligem starken Zwischenschub — etwa 1888 „Stine" fertig machte.

Diese vielen Pausen und Zwischenschiebereien sind schuld, daß sich manches wiederholt. Am deutlichsten tritt dies bei den Ulkereien mit den Namensgebungen hervor. Sarastro, Papageno, Königin der Nacht, das war, glaub' ich, ein ganz guter Einfall, den wir auf 1885 oder vielleicht etwas früher festsetzen können. Als ich nun Ausgangs 1886, also nach mehr als anderthalb Jahren, wieder „Irrungen, Wirrungen" aufnahm und fertig machte, hatte ich meinen Sarastro usw. ganz vergessen und machte nun den Witz noch mal, indem ich der ganzen Demimondegesellschaft die Namen aus Schillers „Jungfrau" gab. Hätte ich den Sarastro noch im Gedächtnis gehabt, so hätte ich das vermieden. Und so ist es mit vielen andern Einzelheiten. Es ließ sich aber nicht mehr herausschaffen.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Otto Arendt.

444) Berlin, d. 5. Mai 1890.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Ergebensten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Wenn ich noch dazu komme, Dinge zu schreiben, die nach der Seite des märkisch Betrachtenden hin liegen (im Gegensatz zu dem ewig bloß Beschreibenden), so erlaube ich mir, es Ihnen zu senden. Es wird aber nicht viel werden. Man wird immer spacker, und die Lust an derlei Dingen und an vielem andern erlischt. Zudem ist mir unser Adel, so sehr ich ihn menschlich und novellistisch liebe, politisch doch zu sehr gegen den Strich. Sie (die märkischen Adligen) haben sich das berühmte über die

Jesuiten gesagte Wort zu eigen gemacht, aber sie werden nicht solange dabei bestehn. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Theodor Wolff.

445) Berlin, d. 24. Mai 1890.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Heute abend erst bringt mir mein Sohn Ihre schon vor vier Tagen erschienene, überaus freundliche Besprechung meiner „Stine“[1]). Ich eile nun, Ihnen zu danken. Es ist gewiß alles so, wie Sie sagen. Es ist so hinsichtlich der Mischung von Romantischem und Realistischem, und es ist so hinsichtlich der Parallele zwischen Lene und Stine. Lene ist berlinischer, gesünder, sympathischer und schließlich auch die besser gezeichnete Figur. Auf die Frage Lene oder Stine hin angesehn, kann „Stine“ nicht bestehn. Darüber habe ich mir selber keine Illusionen gemacht. Das Beiwerk aber — mir die Hauptsache — hat in „Stine“ vielleicht noch mehr Kolorit. Mir sind die Pittelkow und der alte Graf die Hauptpersonen, und ihre Porträtierung war mir wichtiger als die Geschichte. Das soll gewiß nicht sein, und der eigentliche Fabulist muß der Erzählung als solcher gerechter werden. Aber das steckt nun mal nicht in mir. In meinen ganzen Schreibereien suche ich mich mit den sogenannten Hauptsachen immer schnell abzufinden, um bei den Nebensachen liebevoll, vielleicht zu liebevoll verweilen zu können. Große Geschichten interessieren mich in der Geschichte; sonst ist mir das Kleinste das Liebste. Daraus entstehen Vorzüge, aber auch erhebliche Mängel, und diese so nachsichtig berührt zu haben, dafür Ihnen nochmals schönsten Dank. Frohe Pfingsten.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

[1]) Berliner Tageblatt vom 20. Mai.

An Friedrich Fontane.

446) Kissingen, d. 29. Juni 1890.

Mein lieber Friedel.

Habe Dank für Brief und Karte sowie für die beiden begleitenden Sendungen. Mama (heute krank) hätte schon früher geschrieben, aber man kommt zu gar nichts.

Von Mete haben wir ziemliche Nachrichten. In Warnemünde war ihr der kleine Richard Witte am interessantesten, der ein Schiff unserer dort kreuzenden Flotte besuchte, von den Offizieren in ihrer sogenannten „Messe" mit zu Tisch geladen wurde und das ganze Offizierkorps durch seinen Feuereifer in Heiterkeit und Enthusiasmus versetzte. Zu Mete sagte er bei seiner Rückkehr: „Glaubst du nicht, daß sie mich, trotz meines Asthma, vielleicht doch noch nehmen?" So gern will er Soldat oder Seemann werden. Wie wohl unserem alten Witte dabei zumute werden mag, der die Gelder für Armee und Flotte immer weiter verweigert.

Das erste Buch, das ich hier bei Weinberger im Schaufenster sah, war „Rembrandt als Erzieher". Ich wollte eben eine Lache darüber aufschlagen, da sah ich, daß dicht daneben „Stine" stand — und das Lachen verging mir. — In das hiesige „Berühmtheitenbuch" habe ich mich vor ein paar Tagen einschreiben müssen, erst Menzel mit einem Bild, dann ich mit einem Vers auf Kissingen. Das Menzelbild taxiere ich auf wenigstens 500 Mk., meinen Vers auf 50 Pf.; das kennzeichnet die Stellung der Künste untereinander; die Reimerei, auch die gute, ist immer Aschenbrödel. Nun, es geht auch so.

Wie immer Dein alter Papa

An Friedrich Fontane.

447) Brotbaude, d. 11. September 1890.

Mein lieber Friedel.

Die „Fontane-Straße" in Steglitz hat mich doch amüsiert[1]);

[1]) Zu dieser ersten Fontane-Straße, die übrigens nicht in Steglitz,

auch hat es sozusagen einen soliden Nachruhmwert, solider als eine Viertelseite in irgendeiner Literaturgeschichte. Straßennamen leben meist sehr lange; die Reetzengasse ist gewiß schon sehr alt, und eine 200jährige Unsterblichkeit ist gewiß schon sehr viel. Habe, wie für das heutige Zeitungsblatt, auch Dank für Deinen gestrigen Brief. Die Videant Consules-Broschüre hoffe ich noch hier lesen zu können; denn die Abende werden schon lang und geben einem ein paar Stunden Zeit bei der Lampe. Heute haben wir den „Engel von Ruhberg" gelesen, eine Verherrlichung der Prinzessin Elisa Radziwill durch Dr. Baer in Hirschberg. Baer ist ein feiner Herr und höchst verdienstlich als Chef des Riesengebirgsvereins — auch die Heinrichsbaude hat er entstehen lassen —, ein großer Schriftsteller aber ist er nicht und hat den Sentimentalitätsstandpunkt noch nicht überwunden.

Die letzte Nummer der „Freien Bühne" brachte wieder einen sehr hübschen kleinen Artikel von Brahm. „Die Lindau-Hetze", der ganz meine eignen Anschauungen ausspricht. Lindau, der auch keinem was geschenkt hat, kriegt es nun doppelt zurückgezahlt. Darin liegt so was wie Ausgleich und höhere Gerechtigkeit, aber anderseits bleibt doch das bestehn, daß in diesem speziellen Fall ihn so gut wie gar keine Schuld trifft. In London gibt es eine Grabschrift: „Hier liegt John Turpin; er wurde nie gehängt, wenn er geräubert hatte; — das einzige Mal, wo er nicht geräubert hatte, irrten sich die Richter, und er wurde gehängt." Maximilian Harden ist jetzt obenauf und intimidiert alle; er ist sehr klug, sehr gewandt und sehr courageus. Aber strenge Herren regieren nur kurz, und auch seine Herrschaft wird nicht lange dauern.

Wir sind hier alle kolossal erkältet, halten aber aus und rechnen auf die Nachwirkung des Massenozon.

Wie immer Dein alter Papa

---

sondern in Groß-Lichterfelde liegt, sind seither noch je eine Fontane-Straße in Grunewald und Neukölln, sowie die Fontane-Promenade in der Hasenheide gekommen.

An Otto Brahm.

448) Berlin, d. 19. Oktober 1890.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Doktor.

Sie kennen mein „Faible" für Dr. O. Brahm und wissen, daß ich mich freue, wenn ich mich ihm in irgendeiner Weise nützlich machen kann. Aber was Hebel mal zu Tieck sagte, als dieser fragte: „Sagen Sie, Herr Kirchenrat, warum schreiben Sie nichts mehr?" und dieser antwortete: „Mir fallt halt nix mehr ein" — das drückt genau meine Situation aus. In früheren Zeiten hatte ich wenigstens einen Zettelkasten, und jeder Zettel enthielt eine Überschrift, ein Thema, woraus sich dann in verzweifelten Momenten was machen ließ. Aber auch dieser Zettelkasten ist leer wie eine Armenbüchse in einem Tanzlokal. So auf der Straße oder im Tiergarten geht es noch, aber zu Hause sitzt man doch klapprig wie der alte Faust und sieht in die untergehende Sonne. Dann und wann fällt wohl noch ohne Zutun ein Apfel vom Baum, aber die Kraft zum Herabholen ist nicht mehr da. — Die kleine Kritik über Lubliner in der letzten Nummer[1]) war ein Meisterstück, Brahm noch über Brahm. Auch der vierte Akt zu Strindberg reizend; natürlich auch von Ihnen. Von wem sonst? Wie immer Ihr Th. Fontane

An Hans Hertz.

449) Berlin, d. 7. Dezember 1890.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Allerschönsten Dank für die „Weihnachtsgeschichten". Mein „a. D."-Zustand gönnt mir doch zu meiner Freude mehr

[1]) In der „Freien Bühne" vom 15. Oktober 1890 hatte Otto Brahm eine Kritik über Hugo Lubliners Schauspiel „Im Spiegel" veröffentlicht. — Der vierte Akt zu Strindbergs Drama „Der Vater"

Muße und Stimmung zum Lesen als vordem, wo ich, namentlich zur Weihnachtszeit, unter einem Strom von Lesestoff war, der gleichgültig und dadurch ungerecht gegen das Einzelne macht. Und so freue ich mich denn aufrichtig, einen Band Heyse mal wieder mit einer Art Hingebung lesen zu können.

Wie schade, daß ich nicht mehr zu einem gefälligen Rendezvous im Klub[1]) auffordern und eine Plauderhalbstunde mit Ihnen haben kann! Aber ich gehe nicht mehr hin, trotzdem ich es immer amüsant und auch selbst lehrreich gefunden habe. Der Grund ist die Zusammensetzung der Gesellschaft. Ich finde vielleicht Brahm, der eben von G. hat drucken lassen „er sei ein Schafskopf". Wie soll ich mich da benehmen? Kann ich mit dem kleinen Brahm ein Liebes- und Freundschafts-Tete-a-Tete haben, während G. oder Z. oder irgendein anderer eben Abgeschlachteter daneben sitzt? Oder ich kose mit Mauthner, und im selben Augenblick tritt X. oder Y. ein, von denen Mauthner hat drucken lassen, sie seien Kretins oder könnten keinen Satz gutes Deutsch schreiben? Es geht nicht. Feinde können sich treffen. Das schadet nicht viel. Sie gehen sich einfach aus dem Wege. Der Neutrale aber, der mit Frankreich gut steht und mit Deutschland auch, der ist in einer höchst unbequemen Lage. Er mag es einrichten, wie er will: er gilt bei beiden als ein „unsicherer Passagier". In Dienst und Geschäft muß man mit Freund und Feind verkehren können, im Klub müssen Freunde, Gesinnungsgenossen zusammen sein. Ich erzitterte, als ich neulich las, daß der „Realismus" sechs Mann a tempo eingerückt sei: Bahr, Tovote, die Zwillinge Holz und Schlaf und noch zwei andere.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

---

war eine Parodie Hartlebens. Sie wurde als Schluß der dreiaktigen Tragödie, ins Deutsche übertragen von Otto Erich, eingeführt.

[1]) Gemeint ist die Literarische Gesellschaft.

An Friedrich Witte.

450) Berlin, d. 4. Januar 1891.
Potsdamer Straße 134c.

Mein lieber Witte.

Sei herzlich bedankt für Deine freundlichen Worte zu meinem Geburtstage, der diesmal sich weniger radaumäßig inszenierte. Trotzdem möchte ich sagen dürfen: immer noch zu laut. Ich weiß nichts Besseres vorzuschlagen und habe doch ein starkes Gefühl davon, daß diese Beglückwünschungsformen, die doch auch eine Beglückwünschung beabsichtigen, ihren Zweck sehr unvollkommen erreichen. In einem fort kamen liebe Menschen mit Blumentöpfen, Buketts, Likörflaschen und Datteldüten, und jeder sagte was Freundliches, auch wohl was Hübsches und Zierliches. Ich selbst aber, statt dankbar zu sein, hätte immer nur sagen mögen: „Bitte, stellen Sie's dahin." Am Schluß weiß ich nie, von wem ich die Sachen bekommen habe; kaum, wer da war. Es ist mir zuviel; ich bin Monogamist auch der Freude gegenüber.

Wir freuen uns, Dich und Deine Damen am 12. oder 13. Januar wiederzusehen. In der Zeitung interessieren mich jetzt sehr die Leitartikel über Bismarck. Ich finde sie ganz ausgezeichnet geschrieben und auch nicht zu streng in ihrem historischen Urteil. Ich finde nur, er ist nicht an seinen politischen Fehlern — die namentlich, solange die Dinge im Fluß sind, sehr schwer festzustellen sind —, sondern an seinen Charakterfehlern gescheitert. Dieser Riese hat was Kleines im Gemüt, und daß dies erkannt wurde, das hat ihn gestürzt. Tausend Grüße und Empfehlungen.

Wie immer Dein alter Th. Fontane

An Martha Fontane.

451) Berlin, d. 8. Januar 1891.

Meine liebe Mete.

Wir freuen uns, daß es Dir gut geht, haben es auch nicht anders erwartet. Der Schlaf wird sich finden, wenn die Reise-

aufregung und der Schmerz und Ärger des Tages vor der Abreise überwunden sein werden. Es ist traurig, daß wir all dergleichen so schlecht ertragen können; eigentlich müßte man doch drüber stehn oder in fünf Minuten damit fertig sein. Ein bißchen hängt es mit der Lebenslage zusammen; kleine Verhältnisse machen klein.

Von Eurem „Blitzzug" nach Köln, Achsenbrand und dem Zwiegespräch in Hannover will ich erst gar nicht reden — es heißt sonst wieder: ich verkleinerte alles Deutsche. Schließlich nach Jahren (in literarischen und Kunstsachen ist es ebenso) wird mir dann zugegeben: „Ja, es war auch miserabel". Der Weltverkehr hat den Zweck, Weltverkehr zu sein und mittelbar Vorteile einzuheimsen, für den einzelnen und für das Ganze, er hat aber nicht den Zweck, die Staatskasse durch direkte Überschüsse zu füllen. Das muß anderweitig besorgt werden.

Wir freuen uns sehr, daß Du Dich so heimisch fühlst; erhole Dich nur auch.

Ich lege Zeitungsausschnitte bei. Die kleinen werden Dich sicher interessieren, die großen vielleicht; der über die „Kaisermanöver" in Bayern ist politisch wichtig. Heute steht in der Zeitung: „Der Großherzog von Mecklenburg habe Bismarck das Präsidium in seinem mecklenburgischen Staatsministerium angeboten." Es scheint wahr zu sein; wenn es wahr ist, so ist es, unter den vielen Betätigungen mecklenburgischen Selbstgefühls, das Größte, was bis jetzt da war. Erst Reichskanzler, dann als höchste Sprosse: Minister von Mecklenburg.

In den nächsten Tagen schicke ich Dir ein Heft der „Freien Bühne" mit einem Aufsatze Ernst v. Wolzogens über „Humor und Naturalismus"; es ist das Beste, was bis jetzt in dieser Frage gesagt wurde.

Wie immer Dein alter Papa

An Otto Brahm.

452) Berlin, d. 8. Februar 1891.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Schönen Dank für die Karte. Neugier und Zug des Herzens sagen „ja", aber Vernunft sagt „nein". Am Tage darauf ist nämlich Diner bei Lessings, und zweimal in vierundzwanzig Stunden debauchieren, geht über die Kräfte eines Jubelgreises. So bescheide ich mich denn, einen glänzenden Erfolg im Theater und ein glänzendes Souper bei Dressel zu wünschen. Wenn ich Sie mal wiedersehe, erfahre ich vielleicht auch, was das große nordische Orakel Ihnen zugeflüstert[1]).

Ihren Stauffer-Artikel im letzten Heft der „Freien Bühne" habe ich mit großem Interesse und unter ehrlicher Zustimmung gelesen. Aber diese Zustimmung gilt Ihnen, nicht Stauffer. Ich finde es ganz recht, daß Sie für einen Freund, ein beinahe großes Talent und einen gewiß Unglücklichen, so warm und doch auch wieder so entwaffnend maßvoll eintreten; aber mein Degout gegen solche Geschöpfe Gottes — ich nehme dies letztere an, weil der Vater Prediger war — bleibt. Solche Genies sollten gar nicht existieren, und wenn das „Genietum" so was fordert, so bin ich für Leineweber.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Martha Fontane.

453) Berlin, d. 17. Februar 1891.

Meine liebe Mete.

Mit Kritiken über Hedda Gabler sieht es windig aus; ich habe eine Unmasse davon gelesen, kann aber nichts mehr finden, so mußt Du mit den paar Zeilen zufrieden sein, die

[1]) Es handelt sich um die erste Aufführung von Ibsens „Hedda Gabler" im Lessingtheater, woran sich zu Ehren des anwesenden Dichters ein kleines Festmahl schloß.

sich in der „Freien Bühne" vorfinden und die nichts bedeuten. R. Fellners Kritik hatte ich für Dich 'rausgesucht, sie ist aber vertan. Bei uns verschwindet alles, wofür aber niemanden ein Vorwurf trifft. Ein alter Skribifax wie ich müßte rundum gefächerte Regale haben, um Blätter und Journale hineinzutun, statt dessen wird alles auf einen Haufen geworfen und verschwindet dann allmählich wie die Peden- und Unkrauthaufen auf dem Felde.

Die beiden Stauffer-Artikel sind sehr interessant — man kriegt durch seine Briefe doch eine ganz andere Meinung von ihm.

Die kleine Kritik über „Quitt" ist ganz gut, die Sache mal von einer ganz andern Seite beleuchtet; — der Staat soll seine Rechtsanschauungen dadurch modifizieren lassen, was er wohl bleiben lassen wird. Das einzig Anzügliche in der Kritik ist der Hohn- und Schreckensausruf: Dostojewsky und Fontane! Ich schrieb an Brahm, es klänge etwa wie: „Egmont und Jetter!" Natürlich lache ich darüber, ich gönne den Berühmtheiten ihre dickere Berühmtheit und freue mich der Gesundheit und Natürlichkeit meiner Anschauungen. Das habe ich vor der ganzen Blase voraus und es bedeutet mir die Hauptsache.

Gestern erhielt ich eine lange Kritik von meinem vlämischen Freunde Pol de Mont über meine „Gedichte". Ich schicke sie Dir morgen, denn es amüsiert einen, sich in das Vlämische hineinzulesen; zuletzt versteht es man ganz gut.

Der letzten Vorstellung der „Freien Bühne" am Sonntag haben wir nicht beigewohnt, Mama war krank, ich hatte keine Lust. Gestern war ich bei N.s zum Diner. Na, so, so! Das Diner selbst ganz gut, beide Wirte sehr nett und liebenswürdig, aber alles andere doch ein bißchen unter Niveau. Der Hausherr orakelte auch allerlei, aber ein blutiger Dilettantismus sah aus allen Ecken heraus. Die verfluchte Bildung hat alles

natürliche Urteil verdorben; jeder quatscht nach. Am nettesten war A., die mir bei Tisch von ihren diesjährigen Reisen erzählte. Sehr interessant, klar, knapp, anschaulich. Aber nicht zu glauben, sie legte derart Beschlag auf mich, daß ich mich, nach länger als einer Stunde, gewaltsam, und nun meinerseits beinah unartig, losreißen mußte, um mich endlich meiner eigentlichen Tischdame zuwenden zu können. Das ist Berliner Lebensart. Oder ist es überall so?!

Dein alter Papa

An Martha Fontane.

454) Berlin, d. 21. Februar 1891.

Meine liebe Mete.

Gestern gegen Abend kam Dein Brief, der uns sehr erfreute; es scheint doch etwas besser zu gehen, trotzdem the second nurse of nature immer noch nicht kommen will. Aber wie es, nach Uhland, doch endlich Frühling werden muß, so muß sich auch der Schlaf mal wieder einfinden.

Ich gebe, zugleich mit diesen Zeilen, wieder einige grüne und gelbe Hefte zur Post, in denen allerhand über die neuen Stücke steht, freilich nicht recht was Brauchbares. Es ist immer so ein dunkles Tappen und Tasten, kein frisches Zugreifen. Die Kritiken sind alle wie von Verbrechern geschrieben, die nur immer auf der Hut sind, vor Gericht nichts zu sagen, was gegen sie gedeutet werden kann. Ich habe mich nie für einen großen Kritiker gehalten und weiß, daß ich an Wissen und Schärfe hinter einem Manne wie Brahm weit zurückstehe, habe das auch immer ausgesprochen. Aber doch muß ich für natürliche Menschen mit meinen Schreibereien ein wahres Labsal gewesen sein, weil jeder die Antwort auf die Frage „weiß oder schwarz", „Gold oder Blech" daraus ersehen konnte; ich hatte eine klare, bestimmte Meinung und sprach sie mutig aus. Diesen Mut habe ich wenigstens immer gehabt.

Ich sagte zu Wildenbruch: „Nein, daß geht nicht; das ist talentvoll, aber Unsinn," und als er endlich die Quitzows brachte, sagte ich mit gleicher Deutlichkeit: „Ja, der alte Wildenbruch tobt und wuracht auch hier noch herum, aber es ist soviel von Genialem da, daß ich seinem Unsinn Indemnität erteile." Zu solchem runden Urteil rafft sich von den Modernen keiner auf. Wie die Schatten in der Unterwelt schwankt alles hin und her und sieht einen traurig an; deutlich werden sie nur, wenn sie einen ausgesprochenen Feind (der dann meistens ein ganz kleiner Doktor ist) beim Schopfe fassen, um ihn vor versammeltem Volk zu skalpieren. Das machen sie dann ganz nett.

Ich lege ferner einen Zettel von meinem etwas verrückten Freunde Otto de la Chevallerie bei, worin er über sich und seine Tochter, meine Pate, berichtet. Ich habe diese Chevalleristischen Zeilen als Fachmann angestaunt. In 100 Worten sein und seiner Tochter Leben geschildert, und wie! Ein Märchenroman von 20 Zeilen. — Von Wichmann erhielt ich einen Vers, der in ein Album für Dr. Otto Braun in München kommt, an dessen Stelle Professor Dove tritt. Du wirst Dove vielleicht schon gesehen und gesprochen haben; liegt es aber noch in der Zukunft Schoße, so kannst Du ihm ja sagen: „Du kenntest etwas aus München, was er noch nicht kenne", und kannst dann den von W. für das Otto Braunalbum bestimmten Vers abschießen:

Der Freund im alten Bayernland,
Mir nie bekannt, mir wohlbekannt;
Er war mir fern in Zeit und Ort,
Er war mir nah in Geist und Wort.

Wenn ich bedenke, daß das ein blutiger Dilettant geschrieben hat, so möchte man gleich in die Ecke gehen und weinen. Vollste Kunstbeherrschung kann es nicht besser machen und namentlich nicht feiner und liebenswürdiger.

Empfiehl mich allerseits. Dein alter Papa

455) Berlin, d. 27. Februar 1891.

Meine liebe Mete.

Habe Dank für Deinen hübschen Brief und allerlei hübsche, uns interessierende Mitteilungen. Die literarischen Zusendungen meinerseits behandle so leicht wie möglich; es ist nicht nötig, daß Du Notiz davon nimmst, und noch weniger nötig, daß Du mir darüber schreibst. Nimm es ganz wie die Morgenzeitung der Vossin, die man liest oder nicht liest; das eine ist gerade so gut wie das andere. Ich schicke Dir heute noch wieder ein grünes Heft mit etlichen Stauffer-Briefen, die kaum minder interessant sind als die ersten. Diesen Zeilen lege ich einen Zettel mit einer biographischen Skizze Stauffers oder, richtiger, seiner Ausgangsepoche bei.

Ich lese jetzt ziemlich viel. Neulich fand ich in der Sonntagsbeilage der Vossin einen hübschen Aufsatz von einem Berliner Gymnasialdirektor Franz Kern, der bei dem Pietsch-Fest mein Tischnachbar war. Er schrieb ungefähr: „Die schönste Wirkung eines Kunstwerkes auf uns, namentlich bei Lesung einer Dichtung, ist die, das wir uns dabei vergessen. Die Sprache, immer tiefsinnig, nennt dies ‚sich verlieren' und drückt damit das Höchste aus, das uns zuteil werden kann. Auch das höchste Glück. Denn dies gerade liegt in dem ‚sich verlieren'. In unserm gewöhnlichen Zustande sind wir immer nur mit unserm Ich beschäftigt, das wir befriedigen wollen, und je mehr wir danach ringen, je weniger fühlen wir uns befriedigt, je unglücklicher werden wir. Denn das Ich und wieder Ich ist unser Leid, unser Druck, unsere Qual. Und nun treten wir an ein Kunstwerk heran und verlieren uns darin! Das ist Erlösung vom ‚Ich', Befreiung, Glück." So ungefähr. Man liest nicht oft so gute Stellen. Konrad Ferdinand Meyers Sachen interessieren mich sehr; während bei Keller alles Legendenstil ist, ist bei Meyer alles Chronikenstil, den er, weil er ein Dichter ist, auf eine dichterische Höhe hebt.

Ich bin, für meine Verhältnisse, viel aus gewesen. Im Theater, bei der Aufführung des „Neuen Herrn", traf ich auch Frau Sternheim[1]) mit ihrem Bruder Paul und schimpfte mich aus; es war in der (einzigen) Pause nach dem dritten Akt. Aber von da ab hob sich das Stück plötzlich, blieb mehr oder weniger interessant bis zuletzt und war in drei großen Szenen: erstens: der junge Kurfürst merkt Lunte (Verrat); zweitens: der junge Kurfürst und Schwarzenberg und drittens: der junge Kurfürst und Rochow beinahe ersten Ranges. Wildenbruch hat ein offenbar großes Talent für unmittelbare szenische Wirkung, hat den guten Griff des Dramatikers und scheitert nur an seiner totalen Kritiklosigkeit. Deshalb können sich die Sachen auch alle nicht halten; man kann sie sehn, aber nicht lesen. Sowie man näher zuguckt, treten die Blößen zutage. Daß der Kaiser das Stück so liebt, ist mir begreiflich; der junge Kurfürst ist eine durchweg gelungene Figur (die weitaus beste), und in ihr erkennt er sich wieder. Und nicht mit Unrecht. Alles, was der junge Kurfürst wollte, will er auch, und schon die Übereinstimmung in einem großen und ehrlichen Streben gibt ihm ein gewisses Recht, sich in ihm zu sehn.

Wegen Deiner Rückkehr mache Dir in bezug auf uns keine Sorge; bleibe, solange Du's für gut, recht, wünschenswert und gesundheitlich vorteilhaft hältst. Ich glaube aber, daß Begrenzung immer gut und klug ist.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

456) Berlin, d. 28. März 1891.

Meine liebe Mete.

Heute nachmittag kam Dein lieber Brief mit seinen, wie mir's scheinen wollte, guten Nachrichten. Der klimatische Ein-

[1]) Frau Marie Sternheim, geb. Meyer, seit Jahren die nächste und bewährteste Freundin der Fontaneschen Familie.

fluß wird erst beginnen, wenn Du in Zansebur bist; es klingt schon wie ein fremdländischer Kurort, sagen wir in Vorder- oder Hinterindien. Die Stille wird dann auch das ihre tun.

Ich schreibe heute schon, weil sich morgen keine Zeit dazu finden kann. Um $10^3/_4$ Uhr früh treffen mutmaßlich die vier Theos ein, um dann zwischen Hotel Sanßsouci und Johanniterhaus hin und her zu pendeln. Um 12 Uhr tritt dann wahrscheinlich auch Franz Fontane an (Sohn von August), der für den ersten Ostertag von seinem Vater bei mir angemeldet wurde. Es kann also gut werden. Zur Erhöhung des Vergnügens liegt Mama seit gestern zu Bett, wirklich recht elend und angegriffen. Sie tut mir leid; sie fühlt natürlich, daß ihr Zustand auf die Ankömmlinge etwas deprimierend wirken muß, und daß sie das fühlt, das verschlechtert wieder den Zustand. Etwas verstimmt haben mich die funebren Berichte über den in Cannes erfolgten Tod des alten Geheimrats R. Der Fall ist ja gewiß schmerzlich, aber wenn man in Cannes ist und viel Geld hat, so ist es ein Todesfall wie jeder andere, vielleicht ein besserer. Ein Siebziger war er und krank auch. Und nun die uns zugegangene Schilderung! Daß man auch solche Dinge mit ein bißchen Geschmack zu behandeln hat, davon hat das deutsche Philisterium noch keine Ahnung. Ich hätte geschrieben: „Gestern traf der Tote hier ein; die Familie war versammelt; heute wird er begraben." Statt dessen fährt ein Leichenwagen immer hin und her, und einmal wird von der geliebten oder gar von der lieben Leiche gesprochen. Mich ernüchtert so was. Und zu dem Geschmacklosen kommt auch noch was Wichtigtuerisches hinzu, etwas von Hof- und Staatsaktion. Ich ärgere mich darüber. Was ist der einzelne? Gar nichts. Wenn der alte Wilhelm stirbt, kann man Radau machen, ein Geheimrat ist ein Geheimrat. Man kann nicht still genug in seine letzte Wohnung einziehen. Vielleicht ist es nicht recht, daß ich so schreibe, aber es hat alles was Steif-

leinenes, womit ich mich nun mal nicht befreunden kann. Es gehört das auch in das leidige Kapitel der Halbzustände. Der Naturbursche kann heulen und schreien und braucht vom Ästhetischen keinen Schimmer zu haben; Leute aus der Oberschicht aber müssen in ihrer Haltung, in Wort und Schrift, Geschmack zeigen.

Wie bergehoch stand da Tante Z.s Verhalten gegenüber dem Siechtum ihres Mannes! Man merkt doch, daß sie in des alten T.s Kutsche gefahren ist und in der Hofluft von Friedrich Wilhelm III. herumgeschnopert hat. Ich war heute nachmittag da, besprach mit ihr die delikatesten Sachen und war entzückt über ihre Natürlichkeit und das gänzliche Begrabenhaben aller Prüderie. Prüderie ist kleiner Stil, der zu dem Ernst des Todes nicht paßt. Ich war auch fünf Minuten bei Z. selbst; Dein Besuch an seinem Bett ist ihm eine große Freude gewesen, und er läßt Dich herzlich grüßen. Sein Aussehen und seine geistige Regsamkeit sind immer noch merkwürdig gut, aber die Lähmung läßt nicht nach, und ihn zu verstehen, ist sehr schwer. Er mag noch wieder zusammengeflickt werden, aber von Gesundwerden ist keine Rede.

Im Rütli (bei Senator Eggers) war es heute sehr belebt, weil Extragäste da waren: Heinrich Seidel und Baurat Schwechten. Vor ein paar Tagen ist der Kaiser in Schwechtens, beinahe vier Treppen hohem Atelier gewesen, um sich das Modell und die Pläne der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche anzusehen. Er verweilte dort eine ganze Stunde und überraschte wieder durch seinen Eifer und seine Gründlichkeit.

Ich schicke Dir auch zwei gelbe „Magazine" mit. Die beiden parodistischen Sachen: „Nach jüngsten Mustern" werden Dir und auch den andern Herrschaften Spaß machen. Wahrscheinlich von Mauthner herrührend[1]). Er hat ja eine große Be-

[1]) Fontane hat sich hierbei geirrt. Die in Rede stehenden beiden Aufsätze rühren nicht von Mauthner her.

gabung für dergleichen, und ich muß auch hier wieder zugestehen, daß er das Lächerliche, das diesen Sachen anhaftet, scharf und witzig erkannt hat. Ich glaube aber doch nicht, daß man mit den Gerhart Hauptmannschen Sachen in dieser Weise verfahren darf. Soll's aber sein, so muß es von einem ernsten Standpunkt aus geschehen und von Personen, die in dieser modernen Richtung aufrichtig alles mögliche Unheil erblicken. Wenn aber auf Seite 207 Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen", wenn auch widerwillig, gelobt werden, so dürfen sie nicht Seite 204 und 205 lächerlich gemacht werden. Ich habe von dem Ganzen, trotzdem ich den Witz anerkenne, keinen sehr angenehmen Eindruck gehabt.

Wie immer Dein alter Papa

An Hans Hertz.

457) Berlin, d. 15. April 1891.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ich schreibe nun doch noch, trotzdem ich das Gesuchte nicht gefunden habe; dafür fand ich ein kleines Gedicht: „Wie sich die oberen Zehntausend einen ‚echten' Dichter denken und wünschen."

Es ist, glaub' ich, nicht übel, aber so furchtbar malitiös, daß an Abdrucken gar nicht zu denken ist.

So bitte ich denn „los" ohne Zutat[1]).

Ich vergaß, vorgestern ein Wort über die Kritiken zu sagen, oder doch über die eine aus der „Täglichen Rundschau" abgedruckte. Sie rührt offenbar von einem der Gebrüder Hart her, die Theater- und Literaturkritiker an der „Täglichen Rundschau" sind. Mit dem Maß von Anerkennung bin ich durch-

[1]) Es handelt sich um die vierte Auflage der Gedichte (Berlin 1892). Das Gedicht, dessen Abdruck Th. F. nicht möglich scheint, wurde erheblich abgeschwächt dennoch in die Sammlung unter dem Titel: „Der echte Dichter (Wie man ihn früher sich dachte)" aufgenommen.

aus zufrieden. Ich kann also nicht in den Verdacht kommen, die Sache aus persönlichen Gründen untertaxieren zu wollen. Es ist aber eigentlich der helle Unsinn, nicht aus Dämlichkeit, sondern aus Hyperklugheit des Herrn Verfassers. Und diese Hyperklugheit hat die ganze neuere Schule. Jede Spur von Unbefangenheit fehlt, und ihre Wahrheitsucherei führt vielfach zur höchsten Unwahrheit. Sie spießen sich einen auf die Nadel, betrachten ihn und schreiben nun wieder: „Schultze ist also so." Eigentlich aber wissen sie immer schon vorher, was sie sagen wollen. Ihre Beobachtung richtet sich also nur auf den einen Punkt, der die vorgefaßte Meinung einigermaßen bestätigt. Ich bin mit Maria Stuart zu Bett gegangen und mit Archibald Douglas aufgestanden. Das romantisch Phantastische hat mich von Jugend auf entzückt und bildet meine eigenste südfranzösische Natur, und nun kommt Hart und sagt mir: ich sei ein guter, leidlich anständiger Kerl, aber Stockphilister mit einem preußischen Ladestock im Rücken. O, du himmlischer Vater! Wie immer Ihr

Th. Fontane

An Martha Fontane.

458) Berlin, d. 24. April 1891.

Meine liebe Mete.

Gestern abend habe ich drei grüne Nummern zur Post gegeben, in denen Dich einiges interessieren wird: ein paar kleine Besprechungen, das über Zolas „L'Argent" Gesagte, Brahm über die englische Aufführung der „Gespenster" und vor allem der kleine, sehr witzige und kolossal malitiöse Aufsatz über den Welfenfonds und der Vorschlag zu seiner Verwendung. Wie man immer gern Witze hört, deren giftiger Pfeil einen lieben Nebenmenschen trifft, so habe ich diesen letztgenannten Aufsatz auch mit Vergnügen gelesen; der Anfang und dann die ganze zweite Hälfte sind brillant, in ihrer Art

nicht zu übertreffen. Ich will auch nicht mal sagen, daß die Generalmalice gegen die Gebräuche des nun verflossenen Bismarckschen Regimes (zu Anfang des Aufsatzes) und die Spezialmalice gegen Frenzel unstatthaft seien; jene Mogeleien sind himmelschreiend, wenigstens im alten Lande Preußen, und Frenzel hat selber so viele Malicen ausgeteilt, daß er sich eine Antwort im gleichen Tone gefallen lassen muß. Aber das ganze Mittelstück, das sich gegen den neuen Kultusminister richtet, finde ich im höchsten Maße verwerflich, kleinlich, unhonnet und kindisch überheblich. Und so bin ich denn des Ganzen doch nicht recht froh geworden; es ist bei glänzender geistiger Beanlagung soviel moralisch Häßliches drin. Ich habe dies, da ich in andrer Sache heute an Brahm schreiben mußte, auch ganz offen ausgesprochen. Es wurde nämlich mein „Name" wieder verlangt, und da habe ich denn doch mal (dies klingt fast wie ein Satz von Theo) gezeigt, „daß das so nicht ginge", und daß ein partielles Eintreten für die Richtung der Modernen noch nicht gleichbedeutend sei für Beteiligung an ihren Kämpfen. Das einzig Gute ist, daß sie sich untereinander umbringen; Tolleres, als Alberti — der mit dem gleichnamigen Verfasser des „Komplimentierbuchs" nicht zu verwechseln ist — über Brahm und Schlenther gesagt hat, ist überhaupt nicht zu sagen.

Theo samt Frau sehen wir alle drei, vier Tage mal. Er hat sich jetzt erholt, sieht sehr gut aus und macht, wie auch seine Frau, überall einen vorzüglichen Eindruck, auch bei uns, sogar bei Mama, was den höchsten Grad bedeutet. Sie (Martha) hat sich entweder unter dem Einfluß der Verhältnisse verändert, oder Dein berühmter Brief, in dem es hieß: „es käme darauf an, ob sie der Schwiegermama, nicht ob die Schwiegermama ihr gefiele" — hat im höchsten Maße heilsam gewirkt. Ich würde ihr das sehr hoch anrechnen, denn nichts ist seltener, als daß Menschen durch ein ernstes Wort derart bekehrt, besiegt werden. Die gewöhnliche Folge ist Verstimmung und ver-

doppelte Auflehnung oder jenes berühmte „mit seinem Charakter zu Rate gehen", was nie das Geringste hilft. Bekehrungen sind immer plötzlich; wie ein Blitz muß es vor einem stehen, so oder so. Neulich waren sie bei Sternheims; sie (Martha) entzückt, was mich wieder sehr erfreute. Denn Frau Sternheim ist so ziemlich die normalste, angenehmste und liebenswürdigste Frau, die ich kenne. Es ist von der Alten her ein ungeheuer guter Fonds in der ganzen Familie; fast als ob das Altmärkische, das ich sehr hoch stelle, das Jüdische wohltuend beeinflußt und doch die guten Judenseiten bei Kraft und Leben erhalten hätte.

Wir sind hier seit drei, vier Tagen ganz „Schillerpreis"[1]; es kommen ganz fabelhafte Gratulationen an, zum Teil von Personen, die ich kaum oder gar nicht kenne. Sogar Telegramme, heute von Soldmanns, neulich von Max Harden, dazu Briefe von Goßler (Antwort auf einen von mir, worin ich ihm gleich gedankt hatte), Geheimrat Jordan, Professor Erich Schmidt, Schlenther, Wichert usw. Einiges lege ich diesen Zeilen bei, was Dich vielleicht interessiert. Die ganze Geschichte müßte mich ja eigentlich sehr glücklich machen, aber es kommt ein bißchen zu spät und fällt bei mir in eine Stimmung hinein, die doch bei aller Heiterkeit schmerzlich ist, weil es ein Durchdrungensein ist von der Nichtigkeit alles Irdischen. Wer an ein Ewiges glaubt, dem wird in diesem Zustande erst recht wohl, aber zu den so Beglückten darf ich mich nicht zählen.

In acht Tagen haben wir nun die große internationale Kunstausstellung, worauf ich mich freue, trotzdem es mir seit lange feststeht, daß die ganz kleinen Ausstellungen, die man bezwingen kann, viel genußreicher sind. Neulich war ich bei Schulte, Unter den Linden, und sah mir die dort ausgestellten Zeichnungen und Bilder von Franz Stuck (München) an; die Zeichnungen waren die Originale zu 20 oder 30 Holzschnitt-

[1]) Der „Schillerpreis" war damals an Fontane und Klaus Groth verliehen worden.

bildern in den „Fliegenden Blättern", alles höchst witzig und geistreich, die Ölbilder desselben jungen Künstlers aber waren zum Teil wandhoch und stellten den Engel dar, der Adam und Eva aus dem Paradiese treibt. Dieser Cherub mit dem Flammenschwert ist dreimal von ihm gemalt, einmal sozusagen als Riesenporträt in einer Art Himmelsatmosphäre, lauter dicke weiße, lila- und rosafarbene Kleckse, mitunter halbfingerhoch, so daß der Bengel bloß in Farben ein kleines Vermögen ausgegeben haben muß; auf dem zweiten Bilde hat er, d. h. der Engel, Adam und Eva eben hinausgeworfen und bezieht die Paradieswache als Außenposten; auf dem dritten steht er wieder allein da, am Ausgangspunkt einer perspektivisch sich verengenden Avenue und schließt mit seiner Person eine nur halbhandbreite Paradiesklinse, durch welche das rot und golden leuchtende Paradies in die tannenschwarze Avenue hineinblitzt. Alle drei sind ausgezeichnet, am poetischsten das zuletzt genannte. Viele nennen es „Schmierereien" und den Racheengel einen „Hausknecht", ich bleibe aber bei meiner Bewunderung. So war der gute Geheimrat N. vorgestern hier, um mir zu gratulieren, und kam nun auch auf diese Bilder; „die Kunst soll doch das Schöne wollen" — dabei blieb er. Ich sagte ihm: „Man merke, daß er durch Schönheit in seinem Hause verwöhnt sei." Dies ging ihm glatt 'runter und war auch zur Hälfte ehrlich gemeint — eigentlich aber war es doch Verhöhnung, und zwar wohlverdiente. Solch Blech darf man nicht mehr aussprechen, auch nicht mal, wenn man Geheimrat ist.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

459) Berlin, d. 29. April 1891.

Meine liebe Mete.

Heute kam Dein lieber Brief vom 29.; die Briefe zu Euch hin scheinen durch Hauderer befördert zu werden.

Ich habe vier oder fünf Hefte in die Kiste gegeben, da ich mir denke, daß es sich um die Novelle der Ebner-Eschenbach handelt. Zu den gelben Heften geselle ich noch ein grünes, das heute früh kam und aus dem ich nicht vielmehr als den ersten Artikel gelesen habe; ich werde mir heut abend aber ein neues Heft kaufen, da Mama diesen Aufsatz auch gern lesen wird. Der ganze Kampf ist sehr interessant und kommt mir ganz unerwartet; ich werde ja noch sehr anständig behandelt, was ich meiner persönlichen Stellung zu der jungen Schule und meinen Kritiken über die „Freie Bühne" verdanke (so lohnt sich alles). Aber im Grunde genommen ist man auch wütend auf mich und cachiert diese Wut nur; an manchen Stellen bricht das eigentliche Gefühl aber durch. Ich begreife die jungen Herren nicht. Über den Wert ihrer Arbeiten mag ich nicht mit ihnen rechten; mein Gefühl geht dahin, daß sie zum Teil recht talentvoll, aber doch noch sehr unausgegoren sind, zum Teil zu wilder Most. Aber wie's damit auch stehn möge — selbst angenommen, daß diese jugendlichen Versuche höher stünden, als ich sie stellen kann —, so kann man doch nicht vom Staat verlangen, daß er Dinge prämiiert, die den ganzen Gesellschaftszustand, Kirche, Gesetz, Moral, Ehe, Stand und Standesanschauungen (z. B. Militär und überlieferten Ehrbegriff) angreifen. Ich will nicht behaupten, daß sie unrecht haben; ich will zugeben, daß sehr vieles faul im Staate Dänemark ist, und daß die jungen Leute ein gewisses Recht der Reform oder meinetwegen auch der Revolution haben, aber sie können nicht verlangen, daß der Staat ihnen zuruft: „Ach, das ist recht; nur tüchtig zu".

Daß Du gut und friedlich lebst, freut mich, daß es gesundheitlich noch nicht recht kommen will, beklage ich; es ist aber gut, daß mal wieder ein Versuch gemacht wird. Aber laß es den letzten sein. Half er, so gibt es sich von selbst, und half er nicht, so hilft nur Resignation. Ich hasse

die Annahme, daß der Mensch alles kann. Aber manches kann er.

Wie immer Dein alter Papa

An Georg Friedlaender.

460) Berlin, d. 27. Mai 1891.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Sie schreiben, „die Welt war nie so arm an Idealen". Diese Anschauung beherrscht mich seit Jahr und Tag, und jeder Tag bringt neue Belege und steigert mein Unbehagen bis zur Angst. Dabei muß ich bemerken, daß ich nie zu den Lobrednern des Vergangenen gehört habe, auch jetzt noch nicht gehöre. Die Zeit, in die meine Jugend fiel, Ende der dreißiger Jahre, war auch schrecklich in vielen Stücken. So in allem, was Erscheinung angeht, schrecklicher als jetzt. Die „Ruppigkeit" von damals ist überwunden (leider noch immer nicht genug). Aber so sehr ich diesen Fortschritt anerkenne, so sehr er mich geradezu beglückt, so gewiß ist er auf halbem Wege steckengeblieben, auf der Station „Äußerlichkeit". Alles dient dem Äußerlichen. Auf den ersten Ruck ist dadurch was gewonnen. Die Sinne werden befriedigter; aber sowie man ein bißchen schärfer zusieht, nimmt man eine Äußerlichkeitsherrschaft wahr, die mit einer gewissen Verrohung Hand in Hand geht. Die ganze Welt, man könnte beinah sagen: die Sozialdemokratie mit eingerechnet, hat sich durch gesteigerten Besitz und durch gesteigerte Lebensansprüche bis zu einer gewissen Bourgeoishöhe, vielfach von greulichstem Protzentum begleitet, entwickelt; aber von der Bewältigung der zweiten Hälfte des Weges, von der Entwicklung bis zur Aristokratie, der echten natürlich, wo das Geld wieder anfängt, ganz anderen Zwecken zu dienen als dem Bier- und Beefsteakskonsum — von dieser Entwicklung unserer Zustände sind wir weiter ab, denn je; weiter als in jenen Ar-

mutszeiten unter Friedrich Wilhelm III., wo es Tausende von höchst erfreulichen Einzelerscheinungen namentlich im Adel, im Professorentum und unter den Geistlichen gab. Einzelerscheinungen, die derart kaum noch vorkommen. Was ein Mann wie Krupp tut, vielleicht großartig in seiner Art, ist doch etwas ganz andres und wurzelt verstandesmäßig in sozialer Frage, nicht in einem schönen Herzen und liebevoller Menschlichkeit.

Ich habe dies weiter ausgeführt, als man in einem Briefe wohl eigentlich soll, aber es ist die eigentlich „große Frage", in der die andern großen Fragen erst drin stecken. Natürlich kann man eine höhere Idealität der Gemüter ebensowenig wieder herbeizaubern wie die „Religiosität", die der gute alte Wilhelm seinem Volke wiedergeben wollte[1]). Dazu gehören andere Nummern als Stöcker. Aber wenn man auch mit Predigten und Reskripten der Sache nicht beikommen kann, so ist doch, glaub' ich, schon viel gewonnen, wenn die moderne Menschheit zur Einsicht der Sachlage kommt, wenn sie sich im Spiegel sieht und einen Schreck kriegt. Und ein bißchen davon, wenn mich nicht alles täuscht, ist schon da.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Martha Fontane.

461) Kissingen, d. 5. Juni 1891.

Meine liebe Mete.

Mama kam recht elend hier an und ist noch, wiewohl es seit heute besser geht, so herunter, daß ich statt ihrer schreibe. Friedel machte den Reisemarschall in Berlin und besorgte uns gute Plätze mit allem, was zum Sicherheitsgefühl gehört. Wir hatten ausnahmsweise angenehme Reisegesellschaft, ein nettes Ehepaar. Die Frau, seit zwölf Jahren verheiratet, hat eine elfjährige Tochter, seit deren Geburt Spiel und Tanz vorbei ist;

[1]) Vgl. Paul Dehn, Wilhelm I. als Erzieher (Halle 1906) S. 249.

merkwürdig, immer die Gentilezza, Liebe und Güte, mit der die Männer dies hinnehmen, als wären sie schuld. Die kleine Frau, wohl von französischer Abstammung, war nicht gerade hübsch, und doch sehr anziehend, weil quick, heiter, natürlich. — Hier fanden wir alles beim alten, was recht gut, aber ein bißchen langweilig ist, und so vergehen denn auch hier, wie in Berlin, die Tage unter der Devise: „Immer dasselbe."

Juden sind fast noch gar nicht hier, auch nicht solche, die sich Russen oder Amerikaner nennen; die letzteren sind die Furchtbarsten. Denke Dir: Heymann Lewy als Washington crossing the Delaware. Stattlicher Adel herrscht zur Zeit noch vor, meist sehr gut wirkend; einige höchst pikante Engländerinnen, von Mama natürlich angezweifelt. Unter den Kurgästen ist auch Herr P. mit einem dicken jovialen Freund, den er mit den Worten vorstellte: „Herr Klein vom Deutschen Theater." Ein Glück, daß ich den Schauspieler Klein kenne; der mir Vorgestellte wird wohl Oberschutzmann im Theater sein oder ein Ähnliches.

Am 20. trifft Bismarck hier ein; hier ist er noch immer unentthronter Gott — die Huldigungen hier im vorigen Jahr, besonders von seiten der Damen, sollen doch was Erschütterndes gehabt haben. Ich freue mich darüber, ohne daß die Bedenken schweigen.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

462) Kissingen, d. 13. Juni 1891.

Meine liebe Mete.

Habe Dank für Deinen lieben Brief vom 9., über den wir uns sehr gefreut haben; Du lebst doch wieder und hast eine Freude an den Menschen. Wenn das an Dir liegt und einem sich allmählich wiedereinstellenden Gesundheitsgefühl, so doch

allem Anschein nach auch an den Menschen, die kennenzulernen Du das Glück hast. Du hast ganz recht, in schwedisch Pommern und was ihm angrenzt (Stettin) sind ganz andre Menschen zu Hause als in unserer lieben Mark oder Schlesien und Sachsen, selbst viel forscher als in Mecklenburg. Die Mecklenburger haben vor dem Märker mehr Wohlhabenheit und breites Behagen voraus; alle Pfennigfuchserei fehlt. Aber sie sind trotz ihrer besseren Lebenslage ledern und philiströs, während die Vorpommern das heitre und unterhaltlich Lebemännische bis zur Kunst ausgebildet haben. Die See tut nur das Halbe dazu (Rostock und Wismar sind auch Seestädte), die zweite Hälfte wird durch die Landesherrschaft von alter Zeit her bedingt. Die Pommernherzöge lebten beyond their means, und das Vorbild, das das schwedische Leben gab, lag nach derselben unängstlichen Seite hin. Es kam nicht darauf an, zu sparen und reich zu werden, es kam darauf an, den Tag so angenehm wie möglich zu verbringen. Staatlich, national-ökonomisch und moralisch steht das Märkische höher, menschlich und poetisch angesehn, ist das Pommersche sehr überlegen. Was das Poetische angeht, so bedeutet die Mark das denkbar Niedrigste; nur der Eiherrjeh-Sachse kann noch konkurrieren.

Mit Mama geht es seit ein paar Tagen besser, und die Vorstellung, daß sie am „Brand der Alten" leide, fällt wieder von ihr ab. Sie ist in solchen Stücken die Mutter ihrer Tochter — das Tollste ist ihr gerade gut genug. Unser Leben ist hier angenehm, aber sehr einförmig. Von Langerweile darf ich schon deshalb nicht sprechen, weil es in Berlin gerade ebenso ist; man kann doch nicht den ganzen Tag in der Kunstausstellung sein.

Vorgestern sah ich „Fall Clémencau", morgen wollen wir „Drei paar Schuhe" von dem guten alten Görlitz (Schillerpetent) sehn. Ich sorge hier für meine Bildung.

Wie immer Dein alter Papa

An Julius Rodenberg.

463) Berlin, d. 9. Juli 1891.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Heute mittag habe ich Ilse Frapans Briefnovelle[1]) gelesen, und ich bin ganz entzückt davon. Entzückt wodurch? Weil ich in dieser kleinen Arbeit das finde, was unserer deutschen Schreiberei so grausam fehlt: Leichtigkeit, Grazie, Humor und — wirkliche Kunst. Ein bedeutendes Buch und einen inhaltreichen Roman können in Deutschland, wenn die Leute wollen (die Besten wollen nur nicht recht), sehr viele schreiben. Dazu braucht man bloß gescheit zu sein und viel gelernt und viel gesehen zu haben. Das alles hat mit „Kunst" sehr wenig zu tun, mit der Gabe, aus ein bißchen Brotkrume, sagen wir: den Raub der Sabinerinnen im Kate Greenaway-Stil humoristisch herauszukneten. Das können die Deutschen nicht. Das ist ihr Mangel, ihr Barbarenrest, und jedes Zeichen, daß es mit dieser Barbarei mal aufhören wird, begrüße ich mit herzlicher Freude. Wo diese Zeilen Sie auch finden mögen — ergeh' es Ihnen gut. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Martha Fontane.

464) Berlin, d. 25. Juli 1891.

Meine liebe Mete.

Du hast recht, daß etwas wenig geschrieben wird, namentlich in Anbetracht des „literarischen Hauses" (Talent épistolaire oblige). Deinem letzten Brief entnehm' ich zu meiner Freude, daß es Dir leidlich wohlgeht, und zu meiner noch größeren, daß Du viel und mit Lust und Liebe musizierst. Wenn es damit vorhält, so würde ich das als die eigentliche

[1]) Klärchens Frühlingsfahrt. Deutsche Rundschau (1891) Band 68 S. 1f.

diesmalige Landaufenthaltserrungenschaft ansehn; denn könntest Du's zu einer „Passion" bringen, gleichviel ob Eiersammlung, Tellerbemalung oder Gesang, so würde Dich das weiterbringen als ein Zentner Brom, an dem nur sicher ist, daß es den Magen verdirbt. „Wählt Euch eine Fakultät," sagt schon Mephisto zum Schüler, aber eine Passion ist immer noch besser als eine Fakultät. Wie hätte ich leben und alle Miserabilität des Tütendrehens und Tütenklebens (und nun erst gar die Menschen!) ertragen können, wenn ich nicht die Passion gehabt hätte, Terzinen zu machen. Denn mit dem Schwersten muß man immer anfangen, dadurch kriegt die Geschichte einen Glorienschein; selbst Friedel hatte sich sein Ziel weit gesteckt und wollte nicht Schaffner, sondern Eisenbahnbetriebsdirektor werden. Ein bißchen davon spukt noch jetzt in ihm nach.

Wir leben sehr still; Mama rückt sich überhaupt nicht von der Stelle, ich gehe jeden Abend um neun Uhr bis an die Christuskirche, umschlendre schließlich zweimal den Leipziger Platz, schnopre etwas Lindenduft, gucke mir die Gesellschaft an, die unterm Zelt in Hotel Bellevue soupiert und bin um elf Uhr wieder zu Hause. Gestern wurde es etwas später, weil ich Brahm und Sternfeld traf, mit denen ich noch eine halbe Stunde flanierte. Sie schossen mir beide Liebenswürdigkeiten in den Leib — bei Brahm etwas Seltenes —, und während Sternfeld von „Vor dem Sturm" schwärmte (er scheint ein preußisch-historisches Interesse zu haben), orakelte Brahm von „Unwiederbringlich" und wunderte sich, wo ich das alles her hätte. In Deutschland darf man bloß schreiben: „Grete liebte Hans, aber Peter war dreister, und so hatte Hans das Nachsehen;" wer darüber hinausgeht, fällt auf und meist auch ab. Das Komischste war, daß sich in dies literarische Gespräch immer intensiv Medizinisches mischte; Brahm hat sich nämlich einer Bandwurmkur unterzogen; anfangs dachten Sternfeld und ich, es bezöge sich auf sein Schillerbuch, zuletzt ergab sich

aber, daß ein ganz gemeiner Bandwurm gemeint war, wie er an den Litfaßsäulen auf grünem Papier immer abgebildet ist, dicht neben den Versen der goldenen 110. Was doch in solcher großen Stadt alles sein Wesen treibt.

Morgen oder bei Gelegenheit will ich Dir auch einen „Figaro"-Artikel schicken. Wenn ich bedenke, daß der „Figaro" zu gutem Teil von deutschen Juden geschrieben wird, so richtet sich mein deutsches Gefühl ein bißchen auf, und ich sage mir dann: „Es kann mit der großen Überlegenheit drüben auch soweit nicht her sein!" Die Franzosen, darin sehr frei und liebenswürdig, haben dies Gefühl auch gar nicht; wir haben es nur statt ihrer und schieben ihnen alle möglichen literarischen und künstlerischen Tugenden zu. Es fiel mir schon auf, daß es in einem Stauffer von Bernschen Briefe hieß: „Die guten deutschen Bilder sind eigentlich viel besser als selbst die guten französischen; sie haben nur in Paris den Schnedderendin besser weg. Aber das ist etwas Äußerliches." Literarisch haben sie was Ähnliches vor uns voraus: die Sorgfältigkeit der Arbeit; unsere fuchsen drauflos, was auch der Talentvollste nicht darf.

Neulich hatten wir eine kleine Gesellschaft mit Pilsener Bier. Da Mama mir eben sagte: „Sonderbar, Theo und Frau finden ihre Gesellschaften immer gelungen," so will ich mich eines Urteils über unsre Leistungen enthalten. Übrigens sieht es Theo und auch ihr ganz ähnlich; es liegt was Liebenswürdiges drin, aber auch was Kleinstädtisches. Leider ertappe ich mich auch dabei wieder auf der Ähnlichkeit mit Theos kleinen Schwächen. Auch Schlenther war geladen, da wir nicht wußten, er sei schon fort. Gestern kam eine reizende Karte von ihm: „Paula sitzt am Semmering, ich an der Isar — Hero und Leander." Diese Selbstpersiflage hat mich sehr amüsiert.

Am 7. August will ich über Hamburg nach Föhr gehn; von da aus Abstecher nach Helgoland und Sylt. In Helgo-

land will ich meinen Vetter Heinrich Gätke, den „Inselkönig" besuchen, den ich seit beinah 60 Jahren nicht gesehn habe; damals war er Malerbengel, jetzt erste Obrigkeit und berühmter Ornithologe, dabei etwas Brigham Young. — Mama schreibt meinen Roman ab; es oder er scheint ihr nicht recht zu gefallen. Ich kenne das schon, und es schadet auch nicht viel; Romane, die beim Abschreiben zugleich die Verstimmung tilgen, also nebenher noch eine Art „Mottentod" sind — die gibt es nur selten. Meine Bücher verlangen ein freies Gemüt.

Ergeh' es Dir gut, empfiehl mich den Damen und habe endlich besseres Wetter. „Der gebildete Mensch gehört in die Stube" — ist vom Standpunkt eines sächsischen Professors aus zwar sehr nett und vielleicht auch richtig, für Dich aber sind Park und Garten besser.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

465) Berlin, d. 13. Juli 1891.

Meine liebe Mete.

Ich schicke Dir im beifolgenden einen sehr ausgezeichneten Bericht von L. P. über eine Themseregatta zu Henley, einem Flecken zwischen Windsor und Oxford. Der Bericht ist einfach als Schilderung wertvoll, vor allem aber wertvoll in der Gesamtbetrachtung und Gesinnung, der er Ausdruck leiht. Die drei, vier Zeilen auf der dritten Spalte, die ich mit Blaustift unterstrichen habe, drücken — und ich könnte dem alten Pietsch dafür einen Kuß geben — ein Gefühl aus, das ich während meines langen Aufenthaltes in England nie losgeworden bin. Mir war immer zumute, als wäre ich ein unterer Angestellter des Hauses, der um 12 Uhr in das Vorzimmer bis an die Saaltür treten darf, um dem Ball oder den Polterabendaufführungen zuzusehen und der, inmitten seiner Freude, das Gefühl nicht los wird, nicht mit dazu zu gehören. Die meisten Menschen

werden dabei von Neid verzehrt und suchen sich dadurch zu retten, daß sie die vorhandene Überlegenheit bestreiten. Das habe ich nie getan. Hätte ich die Kraft und die Mittel dazu gehabt, so hätte ich dem formell nahezu Vollendeten nachgeeifert; da ich das nicht konnte, habe ich mich, wie L. P. sehr richtig schreibt, einfach darüber gefreut, daß es existiert. Daß nicht alles Gold ist, was glänzt, weiß ich sehr wohl, und daß kleine Pfennigzustände dieser (zunächst nur äußerlichen) Herrlichkeit überlegen sein können, weiß ich ebensogut; nur davon kann ich nicht abgehen, daß diese englische Inszenierung des Lebens mich mit einem unsagbaren Wohlbehagen erfüllt und mir die Brust weitet, wie wenn der Duft eines Resedabeetes zu mir ins Fenster dringt. Ein Zustand, von dem ich bei Berliner Kanalluft weitab bin.

Empfiehl mich. Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

466) Wyk auf Föhr, d. 9. August 1891.

Meine liebe Mete.

Seit gestern nachmittag bin ich hier in Wyk. Ich wurde von Deinem Brief vom 7. August empfangen, der die Reise hierher sehr rasch gemacht hat. Sei für Aufmerksamkeit und Inhalt schönstens bedankt. Ästhetisches und Patriotisches zu trennen, scheint zunächst leicht, weil sie auf den ersten Ruck gar nichts miteinander gemein haben. Die Cherusker und die Sempach-Schweizer waren einfach patriotisch und fragten den Teufel was nach der ästhetischen Überlegenheit ihrer Gegner; ja diese wurden ihnen dadurch doppelt verhaßt.

Das ist für Naturmenschen, wie sie es waren, ganz in der Ordnung; der höher poetenzierte — verzeih', daß ich Dich in diesem Augenblick davon auszuschließen scheine — fühlt aber anders, und wenn er — ich sage dies ganz allgemein, ohne Rücksicht auf den vorliegenden Fall: deutsches und englisches

Repräsentationsleben — wenn er als Kultur- und Zivilisationsmensch in seiner Heimat alles häßlich findet, so muß es ihm mindestens sehr schwer fallen, sich seinen Patriotismus zu bewahren, namentlich, wenn er die Lage für hoffnungslos ansieht. Nach unserem gegenwärtigen Gefühlsstandpunkt lassen wir uns eher Knotismus als Unpatriotismus gefallen; vor einem unparteiischen Richter aber, der nicht durch die zur Zeit gültigen Anschauungen gebunden ist und auf einem rein menschlichen Standpunkt steht, vor einem solchen Richter muß das Schöne schwerer wiegen als das Nationale. Dem Nationalen haftet immer etwas Enges an.

Gestern, gleich nach meiner Ankunft, war Segelbootregatta. Niemand sah recht danach hin; jedenfalls hatte sie keine Züge von der in Henley, trotzdem doch die friesische Küste schon halb England ist. — Wyk erinnert außerordentlich an Warnemünde, die Straße an der Warnow entlang; schöne Baumreihen, hier aber Blick aufs Meer. Alles sehr anmutig, solide, nicht teuer, so daß Krummhübel vergleichsweise schon die halben Preise von Sankt Moritz hat.

Das Wetter ist toll. Ein großer Nachtfalter hatte gestern abend Schutz in meiner Stube gesucht, und ich hielt es für meine Pflicht, ihm diesen Schutz zu gewähren. Heute früh saß er noch an derselben Teppichstelle, zwei Schritte von der geöffneten Balkontür. Ich nahm mein Frühstück und beschloß, dem etwas unheimlichen Tier auch Tagesquartier zu bewilligen; ich erschien mir wie ausersehen, ihn zu retten. Mit einem Male kam auch ein Sperling ins Zimmer, frech wie immer, und ich machte schon Miene, ihn durch ein Stückchen Semmel abzulohnen, als er, seine Marschlinie rasch ändernd, auf meinen Schützling zuhüpfte, ihn aufpickte und davonflog. Es ist mit den Rettungsversuchen oft so.

Mama ist, denk' ich, aus dem Gröbsten heraus. Ich bin überzeugt, daß sie die Kanalluft, worüber sie früher lachte, nicht

vertragen kann. Kleine typhöse Zustände kriechen einem dabei immer durch den Körper.

Wie immer Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

467) Wyk, d. 21. August 1891.

Meine liebe Frau.

So recht was zu schreiben habe ich eigentlich nicht. Die Tage vergehen im Gleichmaß; erst kurz vor 9 Uhr auf, von 12—2 Uhr gearbeitet, bis $3^1/_2$ zu Tisch, dann bis 5 Uhr in meiner Wohnung Zeitung gelesen, dann eine Plauderstunde beim Kaffee und dann wieder nach Hause, um bei Tee und Schinken den Tag zu beschließen. Ist das Wetter gut, so fällt in die Zeit von 5—8 Uhr auch ein längerer Spaziergang entweder am Strand hin oder nach dem reizenden Dorfe Boldixum; stürmt und regnet es aber, so fallen diese Spaziergänge natürlich aus. Heute war nun Sturm und Regen, aber, das Meer vor mir, kam ich kaum zu einem rechten Unmut und wurde an unsere Berchtesgadener Tage erinnert, wo wir von dem reizenden großen Balkon aus bei nicht aufhörendem Regen in das schöne Gebirgstal hineinsahen. Wievieles ist seit dem anders geworden; das war sechs Wochen vor unserer silbernen Hochzeit, jetzt fehlen nur noch neun Jahre an der goldenen. Damals ältlichte man, jetzt ist man alt, aber ich bin nicht wie Bogumil Goltz, der vor Wut über sein Alter auf den Tisch schlug. Resignieren können ist ein Glück und beinahe eine Tugend.

Das Wetter, ein paar schöne Tage abgerechnet, ist so andauernd toll, wie ich mich gar nicht entsinnen kann, ein Wetter erlebt zu haben. Dazu bin ich infolge der Amrumer Partie total erkältet, Husten und Schnupfen und ein bißchen Fieber. Die Wohnung ist gut, die Verpflegung noch besser, und in Friedländers habe ich einen Anhalt und die Möglichkeit

eines Gesprächs; käme das in Wegfall, so wäre ich längst wieder fort. Es ist ganz unmöglich, an solchem Ort in Einsamkeit auszuhalten. Ich kann mit den Menschen nicht anknüpfen und will es auch nicht; das öde Getratsch ist mir zu langweilig. Wer in Bäder und Sommerfrischen gehen will und alt ist, der muß Bekanntschaft um sich her haben; hat er die nicht, so tut er besser, er bleibt zu Hause und legt sich ins Bett.

Mein Rheumatismus quält mich nicht mehr, auch die Fußverhältnisse sind gut; gesegnet sei das Seifenpflaster.

22. August. Nachmittag.

Ich bringe diesen Tag auf meinem Zimmer zu, um meinen pitoyablen Zustand nicht zu verschlechtern. Kaffee ist gestrichen und selbst der Rotwein; nur Tee und Sodawasser, eine erbärmliche Sorte von Ernährung. Lesen kann ich auch nicht. Zum Glück kam F. um 11 Uhr und leistete mir dritthalb Stunden Gesellschaft; in solcher Lage merkt man erst, was ein Plauderer wert ist. Der richtige Germane kommt freilich mit Ausstrecken und Rauchen ebensoweit. Seit einer Stunde ist das Wetter besser, und alte, befahrene Leute versichern: „Nun wird es." Es wäre zu wünschen. — Nächsten Freitag, den 28. August, werde ich wohl hier abreisen.

Aus dem geplanten Abstecher nach Helgoland wird nichts, es ist mir all dergleichen zu umständlich und langweilig; an nichts nehme ich mein Alter so sehr wahr, als an dieser Art von Interesselosigkeit. Nichts verlohnt sich mehr. — Die Zeitungen lese ich hier ziemlich regelmäßig; immer Roggenzoll, Kronstadt und Portsmouth. Von der Gesamtlage läßt sich sagen: „Ich trau' dem Frieden nicht recht." Es riecht nach Pulver, und Theo kann bald Brote backen lassen, leider nicht von russischem Roggen; denn einmarschieren werden wir wohl nicht.

Wie immer Dein Alter

468) Wyk, Sonntag, d. 23. August 1891.

Meine liebe Frau.

Eben erhalte ich Deine Karte. — Das Schicksal unseres guten Z. nimmst Du, glaub' ich, tragischer als nötig; für mich liegt es so, daß die arme Frau doch mehr zu beklagen ist als er, eben weil er das Elend nicht mehr voll empfindet. Über „traurige Zustände", die einem die Unvollkommenheit und Hinfälligkeit alles Irdischen demonstrieren, groß zu klagen, habe ich aufgegeben. Tritt einem diese Hinfälligkeit, dies Elend, in Schmerz- und Leidenserscheinungen entgegen, so wird man erschüttert und empfindet Mitleid, solange man noch ein Herz in der Brust hat; ganz allgemeine Hinfälligkeiten aber, Absterben ohne Schmerz, das ist Vollziehung allgemeiner Naturgesetze und kann mich nicht besonders niederdrücken. Natürlich kann es mich auch nicht erfreuen, aber es bietet mir nicht Stoff zu besonderer Trauer. Der arme Z. ist abgeschieden, er atmet nur zufällig noch.

Mir geht es nicht sehr gut; gestern war mir miserabel und ich blieb ein und hungerte, heute ist es etwas besser, aber ich kann nicht ausgehen und muß meine Hungerkur fortsetzen. Natürlich bleibe ich meinem Charakter treu und suche mir das Gute heraus; ein tapferer Schnupfen war das, was ich seit einigen Jahren vergeblich herbeisehnte, nun ist er da. Der Husten als Zugabe war sehr lästig, scheint aber nachlassen zu wollen; stuff a cold and starve a cough. Jetzt ist starvation, morgen hoffe ich wieder bei stuffing zu sein.

Alles Arbeiten habe ich einstellen müssen, und glücklicherweise habe ich auch nichts zu lesen — damit verdirbt man sich immer bei Schnupfenzuständen. Ich beschäftige mich damit, mein Leben zu überblicken, allerdings in etwas kindischer oder doch mindestens in nicht sehr erhabener Weise. Bei den ersten Dingen verweile ich fast gar nicht; ich sehe sie kaum und lasse Spielereien, Einbildungen und allerhand Fraglichkeiten an

mir vorüberziehn. Das Endresultat ist immer eine Art dankbares Staunen darüber, daß man von so schwachen wirtschaftlichen Fundamenten aus überhaupt hat leben, vier Kinder groß ziehen, in der Welt umherkutschieren und stellenweise (z. B. in England) eine kleine Rolle hat spielen können. Alles auf nichts andres hin, als auf die Fähigkeit, ein mittleres, lyrisches Gedicht und eine etwas bessere Ballade schreiben zu können. Es ist alles leidlich geglückt, und man hat ein mehr als nach einer Seite hin bevorzugtes und, namentlich im kleinen, künstlerisch abgerundetes Leben geführt. Aber, zurückblickend, komme ich mir doch vor wie der „Reiter über den Bodensee" in dem gleichnamigen Schwabschen Gedicht, und ein leises Grauen packt einen noch nachträglich. Personen von solcher Ausrüstung, wie die meine war: kein Vermögen, kein Wissen, keine Stellung, keine starken Nerven, das Leben zu zwingen — solche Menschen sind überhaupt keine richtigen Menschen, und wenn sie mit ihrem Talent und ihrem eingewickelten Fünfzigpfennigstück ihres Weges ziehen wollen (und das muß man ihnen schließlich gestatten), so sollen sie sich wenigstens nicht verheiraten. Sie ziehen dadurch Unschuldige in ihr eigenes fragwürdiges Dasein hinein, und ich kann alle Deine Verwandten, darunter namentlich meine noch immer von mir geliebte Klara Below, nicht genug bewundern, daß sie mich von Anfang an mit Vertrauen, Herzlichkeit und beinahe Liebe behandelt haben. Ich wäre gegen mich selber viel flauer gewesen; denn ein Apotheker, der anstatt von einer Apotheke von der Dichtkunst leben will, ist so ziemlich das Tollste, was es gibt.

An Martha Fontane

469) Wyk, d. 25. August 1891.

Meine liebe Mete.

Ehe ich diesen gastlichen, aber bei den diesjährigen Witterungsverhältnissen unwirtlichen Strand verlasse, will ich Dir

doch noch mal schreiben. Viel kann es nicht werden, da ich dritthalb Wochen lang nichts wie Sturm und Regen erlebt habe, Stoff zum Klagen, aber nicht zum Briefe schreiben, die nach meiner Meinung entweder heiter oder anständig indifferent sein müssen. Alles in allem habe ich mich übrigens, trotz dieser Wetterunbill, meines hiesigen Aufenthalts zu freuen gehabt, und selbst der kolossale Bellhusten, an dem ich seit vier Tagen laboriere, hat mich nicht andern Sinnes gemacht. Der Anblick des Meeres erfreut immer wieder, die Luft ist schön, die Verpflegung vortrefflich, und der Verkehr mit Friedländers sorgt für Zerstreuung und läßt das grausige Einsamkeitsgefühl nicht aufkommen. Ohne sie wäre der Aufenthalt hier, auch bei schönstem Wetter, eine Unmöglichkeit gewesen; denn noch bin ich keinem Menschen begegnet, mit dem ich auch nur fünf Worte hätte sprechen mögen. Abgesehn von meiner Ungeschicklichkeit — ich bin es auch müde, mich mit langweiligen oder unliebsamen Menschen abzuquälen und mich um die Gunst von nobodies zu bewerben. Die beiden F.schen Damen sind sans phrase vorzüglich, fein und liebenswürdig, und auch klug genug für jedes Gespräch, selbst heikle Themata mit eingeschlossen, woran man immer einen Bildungsmesser hat; nur die dämlichen sind ötepötöte. Er, F., der natürlich den Löwenanteil der Unterhaltung zu bestreiten hat, ist, wie Du weißt, in den Banden des Persönlichen; nur was er erlebt hat, nur was in seinen Umgangskreis eingetreten ist, interessiert ihn, und ein Gespräch über das Angelsachsentum (das ich übrigens ausnahmsweise hier nicht geführt habe), über die historische Mission der Stämme zwischen Elbe, Weser und Ems, über ihre Verwandtschaft mit dem Skandinavischen und ihre Verschiedenheit davon, über die Verquickung mit dem Keltischen einer- und dem Slawischen anderseits — ein Gespräch über derartige Themata langweilt ihn sofort. Kaum, daß er Geduld hat, einer altenfritzischen Anekdote zuzuhören, wenn

sie nicht sehr drastisch ist. Aber so gewiß dies ein Mangel ist, so gewiß ist es auch, daß er sich innerhalb seiner Welt mit einer vollkommenen Meisterschaft bewegt. Er erinnert mich in all diesen Stücken ganz außerordentlich an Richard Lucae, der auch so virtuos war, weil er seine Geschichten, lauter Kabinettstücke, schon hundertmal erzählt hätte. F. ist vielleicht äußerlicher, aber trotz dieses Gewichtlegens auf gutsitzende Hosen usw. doch viel unbourgeoishafter, ein Vorzug, der mir, je älter ich werde, immer mehr bedeutet. Ich hasse das Bourgeoishafte mit einer Leidenschaft, als ob ich ein eingeschworner Sozialdemokrat wäre. „Er ist ein Schafskopf, aber sein Vater hat ein Eckhaus," mit dieser Bewunderungsform kann ich nicht mehr mit. Wir erheben uns jetzt so sehr über die Chinesen, aber darin sind diese doch das feinste Volk, daß das Wissen am höchsten gestellt wird. Bei uns kann man beinah sagen, es diskreditiert. Das Bourgeoisgefühl ist das zur Zeit maßgebende, und ich selber, der ich es gräßlich finde, bin bis zu einem Grade von ihm beherrscht. Die Strömung reißt einen mit fort.

Empfiehl mich allerseits. Wie immer Dein alter

Papa

An Emilie Fontane.

470) Wyk, d. 27. August 1891.

Meine liebe Frau.

Dies werden nun wohl die letzten Zeilen von hier aus sein. F.s sind seit zwei Stunden auf dem großen Hamburger Dampfschiff abgedampft, und ich mag hier nicht länger sitzen, etwa wie die armen Wandblümchen beim Ball, die immer ein Gegenstand meiner besonderen Teilnahme gewesen sind. Noch mit andern anzubinden, verlohnt sich nicht, trotzdem mein vis-à-vis an der Table d'hote eine bildschöne Frau ist, Frau Ziffer, der zuliebe der Kalauer entstanden ist, „diese

Ziffer ist eine Nummer." Herr Ziffer hat das aber alles dadurch wettgemacht, daß er neulich die kleine, neben ihm sitzende L. gefragt hat, „warum Großvater nicht mit zu Tisch gekommen sei?" Das kann Frau Ziffer nie wieder gut machen, trotzdem ich mir ausrechnen kann, ich könnte auch Urgroßvater sein. Die Geschichte von der Ninon de l'Enclos ist recht eigentlich eine Geschichte für alte Menschen, auch männlichen Geschlechts; denn was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Nur wünschte ich nicht, daß sich eine 16jährige aus Liebe zu mir das Leben nähme. Ob wohl Gefahr ist?

Das Wetter ist heute schön, d. h. was man so schön nennt; es scheint die Sonne, im übrigen geht ein scharfer Wind und verbietet ein Spazierengehen am Strand, nur im Schutz der Häuserreihe geht es allenfalls. Das Bild von meinem Fenster aus ist nach wie vor entzückend, die breakers, die ihren Schaum ans Ufer rollen, die Boote, die Möwen, die auf dem Wasser tanzen, und zahlreiche Kinder in roten und weißen Kappen, die am Strand ihre Festungen bauen. Es ist ein sehr angenehmer Aufenthalt, ohne alles Häßliche oder sonst Störende, nur das Wetter hat es nicht gut mit mir gemeint.

Mit meinem Befinden geht es seit heut etwas besser; ich mußte verhältnismäßig früh heraus, um F. zu begrüßen und über den Pier hin bis ans Schiff begleiten zu können, d. h. bis an den kleinen Dampfer, der dann bis an die mitten im Wattmeer liegende „Cobra" heranfährt und Gepäck und Passagiere umlädt. Immer eine sehr komplizierte Geschichte, die sich, wegen der geringen Tiefe des Wattmeers, selbst bei Flut nicht vermeiden läßt. Der arme F. war während der letzten Tage in einer jämmerlichen Verfassung, furchtbar erkältet, Zahnschmerz, Migräne, so daß er vier Nächte nicht geschlafen hat und halbtot aufs Schiff kam. Er hielt sich aber musterhaft. Die beiden Damen waren dabei groß in jener Grausamkeit, die selbst die liebenswürdigsten ihres Geschlechts so merkwürdig

auszeichnet. Eigentlich behandelten sie ihn als komische Figur und schoben alles, mehr oder weniger deutlich, auf „Unmännlichkeit". Davon konnte aber gar keine Rede sein, im Gegenteil, er benahm sich all die Tage über wie ein Held; die Knirpse machen so was immer am besten, und noch bei Zahnweh war er espritvoll. Ich verdanke der Anwesenheit der ganzen Familie sehr viel; ohne sie wäre es hier einfach nicht möglich gewesen, denn ich kann nicht drei Wochen von dem Anblick von Seemöwen leben und von Erinnerungen an Robert Burnssche Gedichte: „Am Pier von Dundee tanzt das Boot," oder so ähnlich.

Und nun lebe wohl und ertrage mein zu frühes Kommen wie so oft, denn ich kann mich kaum erinnern, daß mein Kommen jemals nicht mit einem kleinen Schreck verknüpft gewesen wäre. Erst allmählich finden sich Frauen wieder in die Tatsache, „daß er wieder da ist". Aber „darum keine Feindschaft nich".

Wie immer Dein Alter

An Martha Fontane.

471) Berlin, d. 30. August 1891.

Meine liebe Mete.

Gestern um Mitternacht habe ich meinen Einzug in das geflickte Johanniterhaus gehalten, dem die Risse mittlerweile vergangen sind. Delhaes, bei dem Mama etliche Stunden vorher gewesen war, hat ihr für ihre Haltung während der Zerstörung von Pompeji (er war einmal Augenzeuge, als der stärkste Aschenregen fiel) eine „Aureole" versprochen, und ich kann ihm nur zustimmen, um so mehr, als ich jetzt Zeuge des erfolgten Wiederaufbaues bin. Alles heldisch.

Große Taten dort geschehen
Durch der Helden Arm,
Ihrer Helme Büsche wehn
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann usw.

Bittner jun. wurde einfach 'rausgeschmissen, und ein Tapetenfritze, der die „kunstvolle" Deckenmalung, weil er 50 Ellen Zweigroschentapete dadurch weniger los wurde, hintertreiben wollte, wurde mit der Bemerkung heimgeschickt: „Wer hat hier etwas zu sagen? Sie oder ich? Soviel ich weiß, ist dies meine Wohnung; ich übernehme jede Verantwortung."

An solchen großen Momenten sind diese drei Wochen reich gewesen. Aber Mama scheint während dieser ganzen Epoche die Rollen des Königs und der Königin in des „Sängers Fluch" glücklich in sich vereinigt zu haben; denn wenn es dem Portier Bittner gegenüber hieß: „Und was sie sinnt, ist Schrecken und was sie blickt ist Wut", so hieß es dem Maurerpolier gegenüber: „Und lächelte süß und milde, als blickte Vollmond drein." Es wurde dies durch beständiges Kaffeekochen usw. erzielt. Der Lohn war ein Einsetzen voller Arbeitskraft, was bei einem Maurer immer noch nicht viel bedeutet, und vor allem ein tapferes, beständiges zum Munde reden. Es gipfelte in dem immer wiederholten Satze: „Madamm, es is ja alles klagbar; ich ließe den Baumeister von nebenan nich los und ließe mir auch keine Vorschriften von'n Wirt hier unten machen, die Tapeten riechen ja schon sauer und sind gegen die Desinfektion." Auf diese Schlußwendung ist er immer wieder zurückgekommen; Triumph preußischer Bildung.

Der Sieg ist nun also erstritten. Aber diese Delhaessche „Aureole" sich zu sichern, war kein Spaß, und die arme Mama ist elend und sehr herunter. Sie hat, wie sie mir heut erzählte, dabei sterben und diese Hausfrauentat uns rühmlich hinterlassen wollen. Gut gemeint; ich hoffe, sie lebt weiter. An Korrespondenz ihrerseits war natürlich all die Zeit über nicht recht zu denken;

„Es hat, wer Schottland bändigen will,
Zum Pilgern wenig Zeit."
(Strachwitz, Das Herz von Douglas.)

und auch jetzt noch, wo des Krieges Stürme schweigen, ist ihr wenig schreibelustig zu Sinn, weshalb ich es übernommen habe, mit diesen Zeilen für sie einzuspringen. Sobald sie wieder leidlich imstande ist, schreibt sie Dir selber einen längeren Brief. In der Mitte des Monats geht sie hoffentlich nach Blasewitz und läßt sich abpflegen; das bißchen Klagen und Unken wird so nebenher mit abgemacht und hat nicht viel zu bedeuten. Mitte Oktober droht dann die Hochzeit, vor der ich einen Grauel habe, als wäre ich selber zum Heiraten verurteilt.

Empfiehl mich allerseits. Wie immer Dein alter

Papa

An Moritz Lazarus.

472) Berlin, d. 12. September 1891.
Potsdamer Str. 134c.

Teuerster Leibniz.

Für einen so lieben Brief muß ich doch noch in ein paar Worten schriftlich danken, wenn Sie auch schon wieder in Sicht sind. Es ist mit Ihren Briefen wie mit Ihren Büchern und vielleicht mit aller Philosophie überhaupt — alles stellt sich mir so ganz eminent als Debattierstoff dar. Wenn mir anekdotische Sachen, namentlich Sentenzen von Friedrich dem Großen und Napoleon oder Bismarck, erzählt werden, so ruft in der Regel jeder Zweifel einen Widerspruch in mir wach. Ich nehme Sentenzen hin wie humoristische Glaubensartikel und habe bloß das Vollgefühl: „Ja, so ist es." Im Geplauder mit Ihnen habe ich immer den Eindruck: „Ja, das ist sehr hübsch, und so kann es sein, aber es kann auch anders sein." Ich würde dies nicht so naiv niederschreiben, wenn ich davon durchdrungen wäre, daß die Sentenzengruppe I höher stünde als die Sentenzengruppe II. Vielleicht liegt es gerade umgekehrt. Die Sätze, denen ich mich so ohne weiteres unterwerfe, haben nämlich alle etwas Grobes, und es ist vielleicht mehr

die Grobheit als die Wahrheit darin, die mir imponiert. Je feiner die Geschichte wird, je zweifelvoller wird sie auch. Ein Musterbeispiel ist der von Ihnen zitierte Jean Paulsche Satz, daß der richtige Kerl aus einer Tatsache soviel lerne wie aus tausend. Ich schließe mich da — so wundervoll der Satz ist — ganz und gar Ihren Zweifeln an. Wenn es auf gedankliche Turnkunst und Ausbildung des Denkermenschen in mir ankommt, hat Jean Paul gewiß recht. Wenn es aber auf Wahrheits- und Erkenntnisannäherung, auf Reiferwerden im praktischen Leben ankommt, hat er gewiß unrecht. So liegt es auch, meine ich, mit den Mittelbegriffen und Mittelstufen, von denen Sie rühmend am Schluß Ihres Briefes sprechen. Ich persönlich bin sehr für Gestalten in der Kunst, die nicht bloß Typ und nicht bloß Individuum sind. Aber sonderbarerweise haben die größte Berühmtheit in Kunst und Literatur fast immer die Schöpfungen errungen, die die schön und echt menschliche Mittelstufe nicht einnehmen, sonderbare Gebilde, die einerseits gar nicht typisch (und menschlich nun schon gewiß nicht) und andererseits wie im Widerspruch dazu wiederum nur typisch sind. „Nur typisch" insoweit, als sie eine bestimmte, aller Menschheit eigene Charakterseite zum Ausdruck bringen und weiter nichts als das. Themata für kommende Nütlis, die hoffentlich bald wieder beginnen. Unter herzlichen Empfehlungen Ihr treu ergebenster Th. Fontane

An Otto Brahm.

473) Berlin, d. 30. Dezember 1891.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Der Tag ist siegreich durchgefochten, und ich benutze die letzte Kraft und die letzte Stunde, um Ihnen für Ihre liebenswürdige Gratulationskarte zu danken.

Als ich vorgestern abend meine Karte schrieb, hatte ich Ihren

kleinen Essay über Frau Escher-Welti [1]) noch nicht gelesen, wußte nicht mal, daß er im Hause sei.

Nun habe ich ihn gelesen, mit voller Hingabe (es dauerte weit über eine Stunde) und mit großer Bewegung. Es zählt zu dem Schönsten und Wirkungsvollsten, das Sie geschrieben, und es wird Sie mehr freuen als kränken, wenn Sie die Ehren des Tages mit Ihrem literarischen Partner, mit Frau Escher-Welti selbst, teilen müssen. Alles, was Sie aus Ihren Briefen und Aufzeichnungen zitieren, ist wundervoll — edel, vornehm, korrekt und geschmackvoll im Ausdruck und durch Beichte, Wehmut und Todessehnsucht wie verklärt. Die Tragödie mit Held und Heldin macht einen großen Eindruck auf mich, und auch bei meiner Auffassung von der Sache (die doch mit der Ihrigen nicht recht mit kann) geht das Exempel rein auf. Maria Stuart sprengte den Darnley in die Luft, aber als ihr Kopf im Saale von Fotheringhay fiel, war alles beglichen, und nur ein tiefes Mitleid bleibt. Aber vorausgegangen — und das darf nicht vergessen werden — war nicht bloß eine Bothwell-Liebesgeschichte, sondern ein Mord vom reinsten Wasser. Und auch hier, in der Stauffer-Frau Welti-Tragödie, ist mehr voraufgegangen als eine bloße Liebesgeschichte. Beweise kann ich nicht beibringen, aber mein Sentiment ist sehr stark, daß noch anderes als die eheliche Treue verletzt worden ist. Stauffer war doch wunderlich gemischt, und wer ihn bloß nach seinen ganz wundervollen Briefen beurteilen will, der, glaube ich, leistet mehr der Freundschaft als der historischen Wahrheit einen Dienst. Liebe, Liebe, Liebe. Ich habe selbst zu der großen antiken Leidenschaft kein rechtes Fiduz, weil mir auf meinem, bis nun gerade heute, zweiundsiebzigjährigen Lebenswege nichts vorgekommen ist, was unter der Rubrik

[1]) „Karl Stauffer und Lydia Escher", Frankfurter Zeitung vom 17. und 18. Dezember 1891. Vgl. Otto Brahm, Karl Stauffer-Bern. 3. Auflage. (Stuttgart 1893) S. V.

„antike Leidenschaft" unterzubringen wäre. Es mischt sich immer sehr viel häßlicher Kleinkram ein, der mit der Erhabenheit der Gefühle nichts zu schaffen hat. Dennoch — wenn meiner persönlichen Beobachtung auch fern geblieben — ich will in dieser Sache nicht eigensinnig sein und will ohne weiteres zugeben, daß eine große gewaltige Leidenschaft vorkommt und als solche nicht bloß rücksichtslos ihres Weges schreitet, sondern, weil elementar, auch schreiten *darf*. Von einem solchen „dürfen" darf aber nur dann die Rede sein, wenn es Götter von oben sind, die sich in unser menschliches Spiel einmischen. Sind es aber Dämonen von unten („da unten aber ist's fürchterlich"), so hört, ich will nicht sagen, der Spaß, aber doch der Beifall und die Verzeihungsgeneigtheit des Publikums auf. Erst der Tod kann all die Schuld wettmachen. Das tat er hier. Aber das Voraufgegangene bleibt, was es war, nicht ein liebes erhabens Vergehen, sondern — starker Tobak, Messing mit Spaniol. Und ich glaube hier *viel* Spaniol. In Ihrem schönen Aufsatze behandeln Sie diese Tabaksfrage, die ich übrigens meinerseits nicht zum Monopol in der Geschichte erheben will, zu milde, zu leis und lind.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

Briefe aus den Jahren 1892—1894.

Eine schwere Krankheit, die Fontane im Frühjahr 1892 befallen hatte und die ihn länger als vier Monate in seiner Sommerfrische festhielt, hatte ihn gezwungen, sämtliche von ihm in Angriff genommenen Arbeiten zurückzulegen. Statt ihrer begann er bei seiner Rückkehr nach Berlin ein neues Werk, die Aufzeichnung seiner Kindheitserinnerungen, das im folgenden Jahre vollendet wurde und unter dem Titel „*Meine Kinderjahre*" erschien. In den Jahren 1893 und 1894 gelangten sodann „*Effi Briest*" und „*Die Poggenpuhls*" (zunächst abgedruckt in der „Deutschen Rundschau" und „Vom Fels zum Meer")

zum Abschluß. Kurz vor Vollendung seines 75. Lebensjahres wurde Fontane die Freude zuteil, von der philosophischen Fakultät der Berliner Universität zum Ehrendoktor ernannt zu werden.

An Martha Fontane.

474) Berlin, d. 26. März 1892.

Meine liebe Mete.

Seit heute sind wir wieder außer Bett, aber nur auf Stunden. Es hat uns sehr mitgenommen, besonders mich; Mama war ein paar Tage lang elender, nur 56 Pulsschläge; ich aber hatte dafür das spezifisch Influenzliche: den schaudervollen Geschmack, den Pelz, den Degout und die tief deprimierte Stimmung viel stärker. Mit letzterer kann ich auch heute noch aufwarten, auch von Appetit und Rekonvaleszentengefühl ist keine Rede. „Was soll der Unsinn?" In hoc signo siegt es sich schlecht, es reicht kaum aus zum Leben.

Inmitten meiner Krankheit bin ich das Interesse für die Politik nicht los geworden. Allerdings wurde einem gerade in den Tagen ein guter Bissen davon vorgesetzt. Ein konservatives Blatt hat die Situation dahin gezeichnet: „Das ist keine Krisis in unserm politischen und staatlichen Leben, sondern eine Katastrophe." Ich halte dies für richtig. Jena und der 18. März sind gar nichts dagegen, beide waren was Äußerliches; selbst als Friedrich Wilhelm IV. vor den Märzgefallenen den Helm abnahm, war es nicht so schlimm, weil er einem Zwange nachgab. Hier aber haben wir die Hinopferung, das Fallenlassen allertreuester, wenn vielleicht auch im Irrtum befangener Männer, die vor acht Tagen noch die Meister der Situation, und die gerade vom Thron her die Gefeiertsten waren. Zu Zedlitz soll der Kaiser in der entscheidenden Kronratssitzung, nachdem keiner mit der Sprache herausrücken wollte, schließlich gesagt haben: „Zedlitz, die Schweinerei muß ein Ende nehmen." Ich halte diese Wendung für sehr wohl

möglich. Das einzig Erfreuliche ist, daß die Haltung des preußischen Ministeriums in einer Art stiller Opposition gegen Zedlitz und Caprivi den Ausschlag gegeben zu haben scheint. Solange in den obersten Behörden der altpreußische liberale Geist lebt und sich nicht bange machen läßt, solange ist keine Gefahr. Das famos Gute, das darin liegt, muß das Furchtbare des der Autorität angetanen Krachs balancieren.

Vor unserer Erkrankung waren wir auf dem Gericht, um unser Testament zu deponieren. Die betr. Gerichtsabteilung hat ihren Sitz im alten Kadettenkorps in der Neuen Friedrichstraße. Da saßen wir gute anderthalb Stunden in einer gelbgestrichenen Stube, wo noch alles nach alter Zeit und echt preußischer Ruppigkeit schmeckte. Vielleicht ist es recht gut so; alles macht einen merkwürdig unbestochenen Eindruck, bei mehr Schwindel müßte notwendig alles viel anständiger aussehn. Die Inszenierung unsrer Rechtssprecherei hat etwas Proletarierhaftes.

Wie immer Dein alter Papa

An Carl Robert Lessing.

475) Zillerthal (Schlesien), d. 23. Mai 1892.
Villa Gottschalk.

Hochgeehrter Herr Geheimrat.

Vorgestern bin ich mit Frau und Tochter hier eingetroffen, um nach fast vierteljähriger Krankheit Genesung und Kraft zur Arbeit an meiner alten schlesischen Heilstätte zu suchen. „Andere Luft" war der herkömmliche Doktorsrat. Aber die Luft allein kann es nicht. Ruhe, auch innerliche, ist gleichermaßen nötig, und diese zu gewinnen, dazu möchte ich wohl aus Ihrem Munde hören, daß Sie mir wegen meiner Indiskretion nicht weiter ernstlich zürnen. Dergleichen weiter zu schwatzen, wie ich getan, ist immer vom Übel, und es kann mir nichts ferner liegen, als mein Versehen verkleinern zu wollen. Aber ich spreche, wie ich schon mündlich zu Ihrer Frau Ge-

mahlin tat, zugleich auch die herzliche Bitte aus, meine Schuld nicht als größer ansehen zu wollen, als sie ist. Was redet man nicht alles, wenn man mit einem Bekannten in einer Tiergartenallee spazieren geht! Immer dicht am Hochverrat vorbei. Was sagt man nicht alles zur Frau über die Tochter oder zur Tochter über die Frau oder zu beiden über die Söhne! So was muß verklingen und begraben sein. Darf ich mich der Hoffnung hingeben, daß Sie diese mildere Auffassung zu teilen beginnen?

Die ersten Zeilen, die ich von hier aus schrieb, waren an Frau Stephany gerichtet, vorsichtig abgefaßt, weil er selbst die Briefe zu lesen pflegt. Aber Ihnen kann ich aussprechen, daß mich der Zustand des Kranken mit wirklicher Sorge erfüllt. Sie werden diese Sorge teilen und haben leider die Zeitungssorgen dazu zu tragen.

Wir wohnen hier in nächster Nähe von Buchwald und Fischbach. Alles sehr schön, sehr still, sehr erquicklich, auch hohenzollerngeschichtlicher Grund und Boden. Aber die Tage, wo mich dergleichen mit einem kleinen Enthusiasmus erfüllte, liegen zurück, und tiefe Müdigkeit ist an Stelle davon getreten. Ob ich noch einmal von dieser Müdigkeit loskomme? Mit zweiundsiebzig sind die Chancen gering. Und so richte ich mich denn an einem altwürttembergischen Wahlspruch auf, dem ich vor einiger Zeit begegnete:

„Sorg', aber sorge nicht zuviel.
Es kommt doch, wie's Gott haben will."

Mit der Bitte, mich Frau Gemahlin angelegentlichst empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Carl Robert Lessing.

476) Zillerthal (Schlesien), d. 15. Juni 1892.
Villa Gottschalk.

Hochgeehrter Herr Geheimrat.

Eh' es in den Zeitungen steht (das „Hirschberger Tageblatt" hat schon begonnen), erscheint es mir Pflicht, Sie, hochgeehrter Herr, wissen zu lassen, daß wir uns entschlossen haben, Berlin

aufzugeben und uns nach Schmiedeberg für den Rest unserer Tage zurückzuziehn[1]). Ich habe keine Freude mehr an dem großstädtischen Leben; aber wenn es auch anders läge, die Verhältnisse ließen mir keine Wahl. Seit meiner letzten Krankheit bin ich eine ganz gebrochene Kraft, zur Zeit kaum fähig, ein paar Briefzeilen zu schreiben, und so schrumpfen denn meine Einnahmen auf weniger als die Hälfte zusammen. Damit in Schmiedeberg zu leben, wird gehen. In Berlin wäre es unmöglich, und so waren wir eines langen Schwankens überhoben. Einige Freunde drücken mir freilich ihr Entsetzen aus, davon ausgehend, daß ich ohne den Anblick einer Prinzessinnenkutsche nicht leben könne. Ganz gefehlt. In Wahrheit liegt mir nur noch an Ruhe. Finde ich die, so bin ich geborgen. Wenn nicht, weil durch Krankheit gequält, so kann auch Berlin mit Matkowsky und der dell Era nicht helfen.

Daß es mit Stephany besser geht, hat mich hocherfreut; mög' es so bleiben.

Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr und der Ihren Wohl Ihr dankbar ergebenster Th. Fontane

An Friedrich Fontane.

477) Zillerthal im Riesengebirge, d. 11. August 1892.

Mein lieber Friedel.

Eben habe ich einen kleinen Brief an Theo geschrieben und ihm herzliche Grüße an Dich aufgetragen; Mama und Mete sagen aber: „So geht das nicht, schicke ihm Deine Grüße direkt", und das will ich tun in diesen Zeilen, denn Du bist, während dieser ganzen unglücklichen Zeit, sehr aufmerksamen und guten Herzens gewesen. Jeder Brief verriet, daß er in der besondern Absicht geschrieben war, mir eine Freude zu machen durch die eine oder andre freundliche Mitteilung. So die Ausschnitte aus den französischen Zeitungen. Noch vor ein

[1]) Dieser Plan kam nicht zur Ausführung.

paar Jahren hätte mich das alles entzückt und erhoben, jetzt kommt es zu spät; aber es ist doch nett und hübsch, daß Du's mir schickst, in der Erwartung oder auch bloß in der Möglichkeit, mir eine Freude damit zu schaffen. „Petöfy" soll also möglicherweise übersetzt werden, mir sehr lieb und recht; ich glaube aber, daß z. B. „Quitt" (schon wegen der gelungenen Figur des L'Hermite) besser zur Übersetzung geeignet wäre. Außerdem ist die Schilderung der schlesischen Gebirgswelt eigenartig und könnte wohl französische Leser interessieren. Vielleicht läßt Du ein Wort in diesem Sinne fallen. Mich persönlich mit den betr. Herren in Verbindung zu setzen, dazu fehlen mir noch immer die Kräfte. Und sie werden auch wohl nicht wiederkommen. Die Decadence ist na. Dabei fällt mir auch noch Karl Emil Franzos und sein Buch ein. Das Büchelchen ist sehr interessant und verdient allseitig gelesen zu werden; aber ihm schreiben, daß ich mich auf Novellen und Erzählungen nicht mehr einlassen kann — das bitte ich Dich Deinerseits zu übernehmen. Ich habe ja noch Arbeiten liegen, sogar, nach dem Maße meiner Kraft, ganz gute; aber sie sind total unfertig in der Form, und Mete will sich allmählich der Mühe unterziehn, Klarheit, Ordnung, Abrundung hineinzubringen. Möchte ihr das gelingen. Das würde alles in allem 12 000 Mark bedeuten, die nicht zu verachten sind, um so weniger, als mein Kranksein soviel Geld kostet. Mißglückt es, nun so muß es auch so gehn, aber die armen Frauen (Mama und Mete) tun mir leid; denn ein Sparpfennig ist bald aufgezehrt.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

478) Zillerthal im Riesengebirge, d. 1. Sept. 1892.

Meine liebe Mete.

Da wäre nun der September! Wenn er zu Ende ist, sitzen wir nicht mehr hier, sondern in Berlin, auf das ich mich

nicht freuen kann. Die Ruhe hier, soviel Hartes mit unterläuft, hat doch ihren Wert und Reiz. Gestern Abend kam Regen mit Gewitter in der Ferne; wir schliefen verhältnismäßig gut, nur von 4 Uhr an quälen einen die Fliegen. Wir sind hocherfreut, daß es anfängt, körperlich besser mit Dir zu gehn; liebevolle Worte und Musik werden auch der Seele aufhelfen. Wundervoll ist der Plan einer Wagenfahrt nach Warnemünde; mit kleinen Rasten in kleinen Städten, wo man gut verpflegt wird, kann das eine rechte Erfrischung werden, selbst an einem heißen Tage. Und zuletzt die gute Tante Witte, die soviel Liebe hat und für alles ein Interesse mitbringt.

Hier geht alles im alten Gleise weiter. Schwer sind die Stunden vom zweiten Frühstück bis zum Nachmittagskaffee; ich bin dann immer so furchtbar müde und fahre doch auf, wenn mich die Müdigkeit übermannen will. Von 4 Uhr an wird es dann besser. Mama liest mir manches vor: interessante Schilderungen Lindaus aus Amerika und Auszüge aus einem Moltkebuch, namentlich Urteile General Verdys über den großen Schweiger. Eigentlich sind es kleine Lächerlichkeiten, die er erzählt, aber sie stehen in solcher Beleuchtung, daß man das Schön-Menschliche daran bewundert und der zu Feiernde nichts von der Größe einbüßt; im Gegenteil.

Hinsichtlich der Cholera lesen wir alles, was die Zeitung bringt. Die Hamburger, die man überall zurückweist, wohin sie auch fliehen mögen, sind in einer furchtbaren Lage. Ich habe etwas Ähnliches von Panik, von in den Bann tun einer ganzen Bevölkerung kaum erlebt. Die Berliner, die sich so sehr beglückwünschen und mal wieder alles vortrefflich finden, mögen für ihren Dünkel nicht bestraft werden. Mietskasernen, Kellerlöcher, Hängeböden, Schlafburscheninstitut, alles überfüllt, Kanalluft, Schnaps, kühle Weiße und Budikerwurst — da kann es jeden Augenblick auch hereinbrechen. Bleiben wir hier noch länger — vorläufig beobachten wir die Situation —, so

kommst Du natürlich wieder her; wir werden Dich doch nicht allein in der unwirtlichen Wohnung lassen, die schon in normalen Tagen, wie ich jetzt stark empfinde, viel zu wünschen übrig läßt.

Friedländer, der infolge Urlaubs seines Kollegen jetzt viel zu tun hat, kommt trotzdem täglich und ist uns immer eine Freude.

Tausend Grüße. Wie immer Dein alter Papa

An Friedrich Fontane.

479) Zillerthal im Riesengebirge, d. 30. Sept. 1892.

Mein lieber Friedel.

Es ist wieder ein heißer, schwüler Tag; ich will Dir aber doch schreiben und Dir danken für Deinen Brief und seine Anlagen. Daß Du von Jenny Treibel einen so guten Absatz erwartest, freut mich, aber Du bist in diesen Dingen Optimist. Mögest Du recht behalten. Die Witte-Broschüre werde ich nicht lesen können, was Du nicht übelnehmen darfst; ich werde mit dem, was ich noch kann, beständig übertaxiert. Es strengt mich an, jemandem fünf Minuten zuzuhören, auch wenn das, was er sagt, angenehm und interessant ist. Ich bin sehr herunter.

Vor Berlin graule ich mich: die niedrigen Stuben, die Luft, der Lärm. Schon hier schlafe ich nur drei Stunden — wenn die Hunde blaffen, keine halbe.

Die Choleranachrichten verfolgen wir natürlich eifrig. Berlin verfällt in seinen alten Fehler: „Bei uns ist alles gut.“ Das darf bei solchen Gelegenheiten nie gesagt werden. Und wo in der Welt ist alles gut? Daß Du viel, sehr viel zu tun hast, ist vielleicht recht gut; es lenkt die Gedanken in gesunde Bahnen, was immer ein Heil ist. Leider gebe ich gute Lehren und befolge sie selber nicht, brüte zuviel, aber das bringt meine Krankheit, die doch nun mal da ist, so mit sich.

Dir gute Gesundheit, Freudigkeit und gute Geschäfte wünschend.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

480) Berlin, d. 9. Juli 1893.

Meine liebe Mete.

Ich will doch auch mal ein Wort von mir hören lassen, trotzdem Mama fleißig schreibt. Ich lege Dir heute ein altes, von dem seinerzeit gefeierten Dr. Barez herrührendes Rezept bei, von dem ich viel halte, weil es alt ist. Ich werde immer mehr in der Anschauung bestärkt, daß wir viel zu sehr mit dem Alten aufräumen und die Weisheit und Erfahrung zurückliegender Zeiten nicht genug würdigen. Da kriegte ich heute, beim Kramen, ganz von ungefähr ein kleines Buch in die Hand: „Kriegstagebuch des Generalquartiermeisters v. Barsewisch"; ich las ein Kapitel, das die Schlacht bei Leuthen beschreibt, in der er, 16jährig, als „Junker" auf den Tod verwundet wird, Schuß durch den Hals, zwischen Gurgel und Aorta. Die Kugel, die im Schulterblatt (also Schrägschuß) stecken bleibt, wird ihm am andern Tage nach siebenmaligem Versuch mit einem stumpfen Federmesser aus dem Schulterblatt herausgeschnitten. Es war alles auf den Tod; aber schon nach zwei Monaten war er wieder im Dienst. Alles heroisch. Dabei — und deshalb erzähle ich es hier — war der, der die Kugel mit dem stumpfen Federmesser herausschnipperte, keineswegs ein Stümper, sondern beinahe ein Genie. Derselbe war ein im Laufe der Schlacht gefangen genommener und dabei seines ärztlichen Bestecks beraubter österreichischer Regimentschirurgus, der — ein Wallone und in einem wallonischen Regimente dienend — kein Wort deutsch sprach, aber sich in Lyon glänzende chirurgische Kenntnisse und, wenn er sie nicht schon von Natur hatte, feine Formen und humane,

vornehme Gesinnung erworben hatte. Dieser Chirurg aus feindlichem Lager rettete in acht Tagen (dann wurde er ausgewechselt) nicht bloß meinen Freund Barsewisch, sondern auch noch vier andere schwerverwundete Offiziere, die in demselben kleinen Quartier lagen, und gab ihnen — was eigentlich die Rettung bedeutete — auch noch Verhaltungsmaßregeln für die nächstkommenden Wochen. Alles verriet die höchste Sachkenntnis, dazu Bravheit, Herzensgüte, Noblesse. Das ist nun 140 Jahre her, ich glaube nicht, daß man es jetzt besser macht; nur wichtigtuerischer und hochmütiger ist alles geworden. Der Bürger spielte damals freilich eine traurige, schusterhafte Rolle, und nach einer durch Advokaten zu verteidigenden Freiheit darf man nicht suchen. Trotzdem war es eine große Zeit. König, Adel und Bauer besorgten alles; der Bürger fehlte, aber auch — der Bourgeois.

In der Ausstellung der „ganz Freien" hat ein Bild von einer fremden Dame, Else Chemin, einen großen Eindruck auf mich gemacht, trotzdem ich es verwerfen muß. Es nennt sich „Stilleben", besteht aber nicht aus Schweizerkäse, Kürbis und Sherryglas, sondern aus Kruzifix, Kirchenlicht, Bibel, Gebetbüchern und einem Totenkopf. Aber wie? Das Kruzifix ist einfach ein Kruzifix, die Bibel ist wenigstens 200 Jahr alt, das Kirchenlicht, ist ganz niedergebrannt und verschwelt, nur eben noch mit Qualm und schwarzer Schnuppe, während der Totenkopf, ein verschobenes türkisches Fez auf dem Schädel, den Beschauer vergnüglich anlacht. Es ist in seiner Art sehr geistreich, sehr witzig (schon die Bezeichnung „Stilleben") und dazu vorzüglich gemalt, unbedingt das beste Bild der Ausstellung, zugleich das kühnste. Aber die Geschichte von „be bold" mit der plötzlichen Einschränkung „but not too bold" — sie paßt auch hierher. Desto mehr habe ich mich an dem Panorama von Rezonville erfreut, von den Malern Neuville und Detaille. Sowie sich's um Kunst handelt, schrumpfen wir zusammen;

selbst in Emeuten und im Barrikadenbauen haben die Franzosen mehr Schick. Ein Glück, daß sie so leichtsinnig, so geldgierig und so kindisch sind — wir wären sonst immer verloren.

Mama fängt an sich zu langweilen, auch mit Recht. Aber wo soll ich ihr Menschen herschaffen? So aus Verlegenheit auf Suche gehen, rächt sich immer. Wenn wir nur in Karlsbad ein paar erträgliche Menschen fänden? Rechtes Fiduz habe ich nicht.

Ja, mit Rodenberg! Ich kann da nichts tun. An meiner Haltung liegt es nicht. Ich habe immer gerade soviel Courage wie zuständig; die Verhältnisse haben mir jederzeit eine Bescheidenheitsrolle aufgezwungen — „ach, es war nicht meine Wahl." Seine Bedenken, die Sache in aller Ausführlichkeit zu geben, sind wahrscheinlich berechtigt[1]). Und doch kann ich es nicht bedauern und bedaure es nicht, daß ich es so gemacht habe, wie's da liegt. Erst wollte man von den Ausführlichkeiten in „Vor dem Sturm" nichts wissen, jetzt höre ich nur noch: „Gerade so, so war's richtig." Wer seinen eignen Weg geht, begegnet immer Widerspruch; die Schablone gilt. Aber man muß es eben riskieren. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Vielleicht wird es auch als Buch nur sehr mäßiger Anerkennung begegnen, dennoch mußte es so sein. Es gibt, dabei bleibe ich, doch wenigstens einen Fingerzeig, wie man die Sache anzufassen hat. Das Operieren mit Größen und sich selber dabei als kleine Größe im Auge haben, immer Kunst, immer Literatur, immer ein Professor, immer eine Berühmtheit — das alles ist vom Übel.

Empfiehl mich den Damen und denen, die ihnen zugetan und unterworfen sind. Wie immer Dein alter Papa

[1]) Es handelte sich um den Abdruck von „Meine Kinderjahre" in der „Deutschen Rundschau". Eine Einigung zwischen dem Verfasser und dem Herausgeber der Zeitschrift kam nicht zustande.

An August v. Heyden.

481) Berlin, d. 5. August 1893.
Potsdamer Straße 134c.

Mein lieber Heyden.

Ich freue mich, daß Du in München warst und an der Sezessionistenausstellung überhaupt wie speziell an den Bildern Deines Hubert soviel Freude gehabt hast. Er ist ein richtiger Künstler geworden, im Gegensatz zu solchen, die bloß malen, und wenn er im Schönheitlichen, auch nach der holländischen Reise, noch hinter Deinen Wünschen zurückbleiben sollte, so schadet das, soweit ich es beurteilen kann, nicht viel. Das große Schweinebild, so gut es ist, ist auch nicht mein Geschmack; aber wenn ich mir die Hühnerbilder vergegenwärtige, so finde ich: er hat Schönheit genug. Die Beobachtung ist ganz vorzüglich, alles charakteristisch und mit einem freien Humor gewürzt.

Du fragst wegen Bismarck. Meine Damen, die mir die Zeitung vorlesen, müssen schlecht aufgepaßt haben. Ich weiß nichts von einer Rede in Hannover. Aber sie wird gewesen sein wie die andern. Das ewige sich auf den Waisenknaben und Biedermeier hin Ausspielen ist gräßlich, und man muß sich immer wieder all das Riesengroße zurückrufen, was er genialisch zusammengemogelt hat, um durch diese von den krassesten Widersprüchen getragenen Mogeleien nicht abgestoßen zu werden[1]). Er ist die denkbar interessanteste Figur. Ich kenne keine interessantere; aber dieser beständige Hang, die Menschen zu betrügen, dies vollendete Schlaubergertum ist mir eigentlich widerwärtig, und wenn ich mich aufrichten, erheben will, so muß ich doch auf andere Helden blicken. Dem Zweckdienlichen alles unterordnen, ist überhaupt ein furchtbarer Standpunkt, und bei ihm ist nun alles noch mit soviel

[1]) Die Ansprache in Hannover vom 29. Juli ist abgedruckt bei Horst Kohl, Bismarcks Reden Bd. 13, S. 212.

Persönlichem und geradezu Häßlichem untermischt, mit Beifallsbedürftigkeit, unbedingtem Glauben an das Recht jeder Laune, jedes Einfalls und kolossaler Happigkeit. Seine aus jedem Satz sprechende Genialität entzückt mich immer wieder, schmeißt immer wieder meine Bedenken über den Haufen; aber bei ruhigem Blute sind die Bedenken doch auch immer wieder da. Nirgends ist ihm ganz zu trauen. Andrerseits (Kritik ist billig) trifft er in dieser seiner Kritik meistens den Nagel auf den Kopf und hat sicherlich darin recht, daß wir an unsichern Zuständen laborieren, und daß ein tiefes Mißtrauen durch das Land schleicht. Noch richtiger wäre wohl der etwas mildere Ausspruch, „daß wir kein rechtes Vertrauen zu uns hegen." Der Zusammenbruch der ganzen 1864 bis 1870 aufgebauten Herrlichkeit wird offen diskutiert, und während immer neue hunderttausend Mann und immer neue hundert Millionen bewilligt werden, ist niemand (auch wenn die Sache mit den Bewilligungen noch so fortginge) im geringsten von der Sicherheit unserer Zustände überzeugt. Das Eroberte kann wieder verloren gehen. Bayern kann sich wieder ganz auf eigne Füße stellen. Die Rheinprovinz geht flöten, Ost- und Westpreußen auch, und ein Polenreich (was ich über kurz oder lang beinah für wahrscheinlich halte) entsteht aufs neue. — Das sind nicht Einbildungen eines Schwarzsehers. Das sind Dinge, die sich, „wenn's losgeht", innerhalb weniger Monate vollziehen können, und die auch in fast jedes Deutschen Vorstellung als eine Möglichkeit leben. Und nun mache die Gegenprobe und vergleiche diesen Zustand mit dem gegenwärtigen Zustand in England. England steht in diesem Augenblick auf der denkbar niedrigsten Stufe, dank den Unsinnigkeiten of the great old man[1]). Der richtige Prinzipienreiter! Homerule bedeutet eine Gefahr, auch wenn nichts draus wird. Indien wackelt; Australien und Kanada sind kaum noch in Zusammenhang mit dem Mutter-

[1]) Gladstone.

and. Rußland gewinnt Oberwasser und Frankreich desgleichen. Auf den ersten Blick eine Situation, die viel schlechter ist als die unsrige. Und doch welch riesiger Unterschied! Vor zwei, drei Tagen haben die großen Flottenmanöver in der irischen See begonnen, und ich bin wie von meinem Leben überzeugt, es gibt nicht hundert Engländer im Lande, die nicht beim Anblick dieser Flotte das Gefühl hätten: mag kommen, was will, der Ozean ist vorläufig immer noch unser, und wir vernichten alles, was uns diese Herrschaft bestreiten will. Und ginge diese Flotte verloren, so schüfen wir eine neue. Wir haben das Geld dazu und den guten Willen und das Vertrauen, daß es so sein muß, daß es nicht anders sein kann. Von diesem Vertrauen haben wir keine Spur. Die alte Wangenheim sagte mir immer mit ihrem allerkatholischsten Gesicht: „Preußen-Deutschland hat keine Verheißung." Das ist richtig. Im alten Testament kommen wir noch nicht vor. Die Engländer gerieren sich, als hätten sie die Verheißung. — Und nun leb' wohl. Herzlichste Grüße und Empfehlungen dem ganzen Hause Heyden. Wie immer Dein Th. Fontane

An Martha Fontane.

482) Karlsbad, d. 17. August 1893.

Silberne Kanne.

Meine liebe Mete.

Wir sitzen nun doch in der „Silbernen Kanne", nachdem fünf Minuten lang auch die „Amsel" wieder in Frage gekommen war. Ein Doppelgespräch mit der Amselwirtin, Frau Marie Schmidt, leitete dies alles ein. Frau Marie Schmidt ist 60, klein, bummlig, und hat einen Seitenkropf, d. h. er hängt nicht über die Brust, sondern mehr über die linke Schulter. Charakter dementsprechend, also humoristisch. Ich sagte: „Frau G. hat uns empfohlen — vielleicht erinnern Sie sich ihrer?" „Ach, Frau G., gewiß, eine charmante Dame." Mitt-

lerweile war auch Mama aus der Droschke gestiegen. Diese führte nun frische Truppen ins Gefecht und sagte: „Herr B. hat uns an Sie empfohlen; vielleicht erinnern Sie sich seiner?" „Ach, Herr B., gewiß, ein sehr charmanter Herr." So sind die deutschen Stämme verschieden. Ein Berliner hätte geantwortet: „B.? B. kenn' ich nicht." Als echte Bekanntschaft stellte sich aber ein andrer Freund unsres Hauses heraus, wenn auch nur Freund auf dem Hühneraugenwege. Es lagen, als wir ausgepackt hatten, drei kleine Pennale auf dem Tisch, alle mit der Inschrift: „Hühneraugenpflaster; Bellmann, Bellevue-Apotheke." Das Mädchen, auch Anna, las „Bellmann" und sagte: „Ach, Herr Bellmann, der hat im vorigen Jahre hier gewohnt." „So, so," sagte Mama, „ein freundlicher, jüdischer Herr?" „Wohl möglich," war die Antwort, „aber ich habe nichts bemerkt."

Wir kamen sehr ermüdet hier an, machten aber doch noch einen großen Spaziergang, an dem Café Pupp vorüber, welchen Namen Frau Schmidt (übrigens nicht zu seinem Vorteil) weich ausspricht. Ich werde diese Korrektheit denn auch nicht mitmachen. Pupp ist übrigens nicht ein vornehmer Kaffeegarten, sondern ein Ding wie der Tuileriengarten, daraus ein in gotischer Renaissance gehaltenes Riesenschloß als „Grand Hotel Pupp" aufragt; drum herum Terrassen, Veranden, Gärten — alles mit Tischen, an denen getafelt und getrunken wird, überdeckt. In tausend Lichtern strahlend, wirkte es am Abend feenhaft oder doch orientalisch, welche Wirkung durch den Stammescharakter seiner Gäste gesteigert wurde. Ich hätte nie geglaubt, daß es soviel Israeliten in der Welt überhaupt gibt, wie hier auf einem Hümpel versammelt sind. Und dabei soll es in Heringsdorf noch mehr geben! „Nicht zu denken gedacht zu werden," hieß es früher im Kladderadatsch. Ich halte soviel von den Juden und weiß, was wir ihnen schulden, wobei ich das Geld noch nicht mal in Rechnung stelle. Aber was zu

toll ist, ist zu toll; es hat etwas — auch vom Judenstandpunkt aus angesehen — geradezu Ängstliches. Der Ort ist wirklich eine Sehenswürdigkeit und wäre Stoff für einen Essay; ein solcher, d. h. ein Etwas, daß das Wesen dieser merkwürdigen Welt-Gasthausstadt zusammenfaßt, ist wohl noch nicht geschrieben. Die Sache selbst ist das kunstvoll Gewordene mehrerer Jahrhunderte.

Heute nachmittag wollen wir zum Arzt. Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

483) Karlsbad, d. 21. August 1893.

Meine liebe Mete.

So still wir hier leben, so fehlt es doch nicht an Schreibestoff; nur die Flügel sind schlaff und wollen einen Flug nicht recht wagen. Mama ist ganz abattue, und ich bin müde, was nicht zu verwundern ist; um 4 Uhr meldet sich der über mir wohnende Trampler, dann ist es mit dem Schlaf vorbei, und dem Brunnenspaziergang von 7 bis 9 Uhr fällt die schwere Aufgabe zu, den versäumten Schlaf zu ersetzen. Das leistet er denn natürlich herzlich schlecht. — Übermorgen abend ist eine Woche um, was mich mit stiller Freude erfüllt. Wir haben zwar Grund, mit allem sehr zufrieden zu sein, sind es auch, aber die Einsamkeit ist groß und stempelt das Ganze doch zu einem zweifelhaften Vergnügen. Liest man die Badeliste durch, so findet man, daß bis auf Australien, Uruguay, Buenos Aires und Kapstadt alle Länder und Nationen hier vertreten sind; bei näherer Untersuchung (glücklicherweise nur der Namen) findet man aber freilich, daß sie alle gleichmäßig aus Jerusalem stammen und sich God save the Queen und Yankee-doodle nur vorspielen lassen, um auf diese Weise fremde Nationalität zu heucheln. Die Juden können froh sein, daß Leute wie Ahlwardt und Paasche den Antisemitismus in

die Hand genommen haben; die eigentlichen antisemitischen Prediger sind sie selbst. Die Phrase vom „unterdrückten Volk“ existiert immer noch; dabei lassen sie aber alle Welt nach ihrer Pfeife tanzen, und selbst die Kaftanjuden mit der Hängelocke, die hier Weg und Steg unsicher machen, tragen etwas von Trotz und Übermut zur Schau. Sie sind auch berechtigt dazu.

Unser Tag verläuft wie folgt: um $6^1/_2$ Uhr auf, um $7^1/_2$ an den Theresienbrunnen, von $7^1/_2$ bis 9 Uhr Spaziergang bis zum „Posthof“, das Tepeltal hinauf und auf dem Heimwege Gebäckeinkauf bei Domenico Mannl, Schweizerbäcker, von dessen „Weltruhm“ die Karlsbader mit Stolz sprechen. Und mit Recht. Was sind Storm oder Heyse neben Mannl! Der ist ein andres Mannl. Von 9 bis $9^1/_2$ Uhr Frühstück. Dann schläft sich Mama viertelstundenweise durch den Vormittag durch, während ich Brugsch oder Pietsch oder Arne Garborgs Schilderungen aus „Kolbotten“ lese. Dann Toilette, d. h. bei Mama; das alte Spitzenkleid wird angezogen, bei mir wird ein neuer Hemdkragen umgebunden. Handschuhzwang für die Männerwelt existiert nicht. Dann folgt das Diner: halbes Rebhuhn, hinterher eine Mehlspeise und ein Glas Pilsener. Von 2 bis 4 Uhr Stillsitzen in unserer Wohnung und Erörterung der lieben alten Fragen: „Wird es schwül bleiben, oder wird es regnen, oder wird ein Gewitter kommen, oder wird es bloß wetterleuchten?“ Nach endlicher Feststellung, daß das eine so gut möglich sei wie das andere, geht es um 4 Uhr zu Pupp, um Kaffee bzw. Milch oder auch bloß Gieshübler zu trinken. Die Kellnerinnen kokettieren (freilich nicht mit mir), die Oblatenmädchen, Bälge von zehn oder zwölf Jahren, überbieten noch die Kellnerinnen, und von fern her oder auch im Lokal selbst, hört man Musik, denn ohne diese geht es hier nicht. Die Session bei Pupp dauert bis 6 Uhr. Dann wieder Spaziergang bis zum „Posthof“, auf dem Heimwege Schinkeneinkauf bei „Friedel“ (unserm wünschte ich dies

Geschäft, eine wahre Goldgrube), gegen acht Uhr Abendbrot und um neun Uhr in die Klappe. Bisher ging das alles ganz leidlich; aber das Vergnügen ebbt doch schon, und ich sehe den Tag sehr nahe, wo der „Posthof", wo Mannl und wo selbst Pupp ihre Zauber verloren haben werden. „Unter Larven die einzig fühlende Brust," — selbst von diesem Minimalsatz ist hier nicht zu sprechen; denn auch diese eine Brust fehlt. Worin sich übrigens eine Ironie des Schicksals ausspricht, denn wenn es anderseits etwas gibt, das hier massenhaft auftritt, so ist es Brust als solche. Schon nicht mehr schön.

Mit Mama geht es nicht sehr gut, sie wechselt zwischen Schmerzen und Unbehagen; wohlige Momente nur „sporadisch", um eins ihrer gefährlichsten Lieblingswörter zu gebrauchen. Ich persönlich sehe aber in diesem Zustande nichts Schlimmes; das Brunnentrinken, das viele Gehen und Steigen und stundenlange „im Freien Sitzen" muß einen alten Körper natürlich ganz aufrütteln. Ich verspreche mir von der Kur nur Gutes.

Und nun genug und übergenug. Wie immer Dein alter

Papa

An Martha Fontane.

484) Karlsbad, d. 22. August 1893.

Meine liebe Mete.

Habt schönsten Dank für Eure lieben Briefe. Was Du, anläßlich der heimgekehrten Sternheimschen Kinder, über den Allgemeinzustand der „Sommerfrischler" gesagt hast, ist sehr richtig. Immer wie aus der Campagne. Als ich aus der Gefangenschaft zurückkehrte, soll ich großartig gewirkt haben — ganz verwildert.

Mit Mama geht es nicht gut; die arme Frau muß wirklich viel durchmachen. Schon vor drei Tagen fingen heftige Schmerzen an, sie hatte aber ruhige Stunden und konnte doch

zeitweilig schlafen. Gestern verschlechterte sich aber die Situation, und diese ganze Nacht hat sie kein Auge zugetan, konnte auch vor Schmerzen weder sitzen noch liegen, sondern marschierte auf und ab wie in Sturmnächten. Das ist hart. Schon elend und herunter und nun kein Schlaf und statt seiner „Wehdage". In gelinder Verzweiflung machte sie sich zu dem Doktor auf den Weg, der ihr offen sagte, „er wisse nicht, was es sei." (Was mich für ihn einnimmt.) Er setzte hinzu: „Wir müssen abwarten, was sich als Grund herausstellt — es können allgemeine Unterleibsstörungen sein, Vorgänge in der Galle, neuralgische Schmerzen. Ja, das große Wort Ischias fiel. Ich glaube nichts von alledem und halte es für eine große Brunnenwirkung, die sich durch ziemlich starke Erkältung und gleichzeitige Überanstrengung kompliziert hat. Krank ist sie; in diesem Zustande geht sie stundenlang (was übrigens vorgeschrieben) in Stadt und Park umher, und wenn das Glück es fügt, setzt sie sich, mehr oder weniger erhitzt, weitere zwei Stunden ins Freie und läßt sich Gavotten und Czardas vorspielen. Ich kann daran keinen Vorwurf knüpfen; es ist das die Form, wie alle hier leben, und nichts davon ist ihr ärztlich verboten worden. Dennoch, so nehme ich an, hat es ihr vorläufig geschadet. In diesem Augenblicke ist sie im „Kurhaus", in dessen Kellern die Moorbäder geleistet werden. Sie nimmt heute das erste. Der Doktor meint, und wohl mit Recht: „Was auch die Ursache dieser Störungen und Schmerzen sein möge, solch Moorbad kann nur Gutes tun und vor allem lindern." Ich hoffe, daß sich das erfüllt.

Mir geht es erträglich, und bringe ich das fabelhafte heiße Wetter in Anschlag, so kann ich selbst sagen: gut. Allerdings fehlt mir meine Verpflegung, und vor allem Zeltinger und selbst Poujeaux, trotzdem letzterer neuerdings im Kurhaus getrunken wird. Es gibt hier auch Zeltinger, aber die Flasche kostet gerade einen Taler, und das ist mir denn doch über den

Spaß. Da vergifte ich mich lieber mit Melniker ruhig noch eine Weile weiter; — Gieshübler Sauerbrunnen muß für alle Schäden aufkommen. Gieshübel gehörte bis vor 20 oder 30 Jahren einem Grafen, vielleicht Graf Choteck, der das Quellwasser ruhig in die Tepel laufen ließ; er verkaufte dann seinen Besitz an einen Herrn Mattoni, der nun das Wasser auffing und es in den Welthandel brachte. Die Zahl der Millionen Gulden, die dabei gewonnen worden sind, ist so hoch, daß der gräfliche Vorbesitzer, der diesen Wechsel der Dinge noch erlebte, darüber verrückt geworden ist. Ich wäre nicht verrückt geworden, aber wer etwas wacklig ist, kann es dabei werden.

Gestern besuchte mich „Professor Dr. G. aus Breslau" und schoß mir einige Lobkugeln in den Leib. Ich nahm es einen Augenblick ernsthaft, auch war es gewiß ein sehr gebildeter und sehr wohlwollender Herr; als er aber weg war, empfand ich doch deutlich, daß es alles Blech und Ödheit gewesen war, und daß er den Besuch nur gemacht hatte, um eine langweilige Nachmittagshalbestunde passabel unterzubringen.

Eben kommt Mama zurück; es ist eine gräßliche Modderei, aber doch nicht ganz so schlimm, wie sie gefürchtet hatte, und was die Hauptsache ist, es scheint die Schmerzen wirklich gemindert zu haben.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

485) Karlsbad, d. 24. August 1893.

Meine liebe Mete.

Vor einer Stunde kam Dein großes Briefpaket, darin auch der Brief von P. Ich hielt einen niedrigeren Honorarsatz für möglich, aber freilich auch für provozierend, und hätte in diesem Falle kurzen Prozeß gemacht, bin nun aber froh, daß mir das erspart wird; ich bin nun mal für Frieden und Kompromisse.

Wer diese Kunst des Kompromisses nicht kennt, vielleicht nicht kennen will, solch Orlando furioso und Charakterfatzke kann sich begraben lassen. Ich habe noch nicht gesehen, daß ein Dollbregen oder auch nur Prinzipienreiter heil durchs Leben gekommen ist. All den großen Sätzen in der Bergpredigt haftet zwar was Philiströses an, aber wenn ihre Weisheit richtig geübt wird, d. h. nicht in Feigheit, sondern in stillem Mut, so sind sie doch das einzig Wahre und die ganze Größe des Christentums steckt in jenen paar Aussprüchen. Man begreift dann Omar, als er die alexandrinische Bibliothek verbrannte: „Steht es nicht im Koran, so ist es schädlich, steht es im Koran, so ist es überflüssig." Das ist das Resultat, wenn man lange gelebt hat: „Alles, was da ist, kann verbrannt werden, wenn nur zehn oder zwölf Sätze, in denen die Menschenordnung liegt (nicht die Weltordnung, von der wir gar nichts wissen), übrigbleiben. Es ist auch recht gut so; nur für einen Schriftsteller, der vom Sätzebau lebt, hat es etwas Niederdrückendes.

Was Du über unsre Freunde schreibst, ist alles richtig, nur nicht liebevoll oder doch nicht nachsichtig genug. „Nur der Irrtum ist das Leben usw." Im reinen Licht verbrennt alles. Es wird einem in der Jugend immer gepredigt, man solle seine Phantasie nicht ausschweifend wirtschaften lassen, und der Satz ist gut und richtig; aber was noch richtiger ist, ist das: „Man hüte sich vor Gefühlssezierungen andrer, vor dem ewigen Suchen nach dem eigentlichen Motiv, vor Betrachtung alles Irdischen im „reinen Licht". Erstlich kriegt man's doch nicht 'raus, hinter dem letzten liegt wieder noch ein allerletztes; aber wenn man's nun auch herausgekriegt hätte, was hat man davon? Entweder Überheblichkeit, wenn man die Untersuchung am eignen lieben Ich vorbeigehen läßt, oder Deprimiertheit und Katzenjammer, wenn man dahinterkommt: „Ja, so bist Du nun auch." Ohne ein gewisses Quantum von „Mumpitz" geht es nicht. Als ich jung war, hieß es in der

Chemie: „Wir berechnen alles nach Atomen. Diese Atome sind etwas ganz Willkürliches, sie sind ein Einfall, wir haben sie uns erfunden; aber wir müssen sie haben, um unsre Rechnungen machen zu können, und — sonderbar — mit Hilfe dieser chimärischen Grundlage stimmt alles." So ist es auch in der moralischen Welt. Professor Möller (Bildhauer) sagte zu Friedrich Eggers: „Wenn da noch was fehlt, nehm' ich wahrscheinlich Glaube, Liebe, Hoffnung." Wie oft ist mir das eingefallen! Immer wird ein bißchen Glaube, Liebe, Hoffnung genommen, wie aus dem Bausteinkasten der Kinder. Von wirklichem Glauben und wirklicher Liebe ist mir noch nichts vor die Klinge gekommen, zu dem ich auch nur ein halbes Vertrauen hätte. Schopenhauer hat ganz recht: „Das Beste, was wir haben, ist Mitleid." Mitleid ist auch vielfach ganz echt. Aber mit all den andern Gefühlen sieht es windig aus. Trotzdem brauchen wir sie, brauchen den Glauben daran; wir dürfen sie nicht leugnen, weil sich sonderbare Reste davon immer wieder vorfinden. Und selbst, wo gar nichts ist, müssen wir dies Nichts nicht sehen wollen; wer sein Auge immer auf dies Nichts richtet, der versteinert. Die Wahrheit ist der Tod.

Mama kommt eben aus ihrem Moorbad, hat große Schmerzen und ist sehr deprimiert... Seitdem sind zwei Stunden vergangen, und ich finde sie, meinerseits von Tisch kommend, festschlafend vor. Morgen wird sie wieder beim Arzt vorsprechen. Ich glaube, daß er bestätigen wird: alles geht ganz normal.

Ergeh' es Dir möglichst gut. Wie immer Dein alter

Papa

An Martha Fontane.

486) Karlsbad, d. 25. August 1893.

Meine liebe Mete.

Eben erhalten wir Deinen Brief vom 24. und freuen uns, daß es Dir eine Spur besser geht. Was die „kleinen Züge"

aus dem N.schen Familienleben angeht, so ist der Hauptcharakter derselben immer eine über das gewöhnliche Menschenmaß hinauswachsende Lieblosigkeit. Ich hätte nie geglaubt, daß ich das Schreckliche dieser Eigenschaft je so tief empfinden könnte, wie das jetzt der Fall ist. Der landläufige Egoismus, der aller Menschen Teil ist, ist doch was sehr andres; man kann sehr egoistisch und stellenweise doch sehr liebevoll sein. Ein Mensch, der gar keine Liebe hat, hört auf, ein Mensch zu sein, und wie er selbst ein Stein, versteinert er andere; man wird leblos dabei und kann kein Wort mehr sagen. Ob wir zu hart urteilen? Ich glaube, nein, und erschrecke doch zugleich vor diesem „nein". Weiteres geniere ich mich niederzuschreiben.

Dem armen Friedel wünsche ich, daß er irgendwo einen Menschen findet, an den er sich gefahrlos anschließen kann. Allein in Fanö umherzubuttern, muß ein furchtbares Vergnügen sein; vielleicht findet er einen dänischen Buchhändlerkollegen und kann Pläne machen für die Einbürgerung Heinz Tovotes im sagenreichen Norden.

Zu Mamas eigentlichen Leiden hat sich nun eine schwere Erkältung und verdorbener Magen gesellt. Sie hat nicht das Talent, sich abzupflegen, und noch weniger die Gabe, sich als eine beinah 69jährige kranke Frau anzusehn. Wenn es irgend geht, turnt sie wieder los; das macht einen guten Eindruck, weil jeder lieber einen quicken Menschen als eine Suse sieht, aber es muß ein etwas teurer Preis dafür gezahlt werden.

Mit Friedländers sind wir nicht allzuviel zusammen, was zum Teil in Mamas andauerndem Übelbefinden seinen Grund hat, aber doch auch in einem verständigen freiheitlichen Arrangement, das die sogenannten „Verabredungen" ausschließt. Diese „Verabredungen" sind unter allen Umständen etwas Furchtbares; aber zwischen Parten von sehr verschiedener Veranlagung, verschiedenen Jahren und verschiedenen Gesundheitszuständen bedeuten sie geradezu die Hölle und endigen

allemal mit einem Kladderadatsch. Beide F.s sind wetterfest, können im Zug sitzen und fühlen sich bei 10 und 26 Grad Celsius gleich wohl. Da können wir nicht mit. Er hat um ein Uhr Hunger, ich erst um zwei, er ißt gern Abendbrot bei Pupp, ich sitze gern zu Hause und mache es mir bequem; so bleiben eigentlich nur die Stunden von vier bis sechs Uhr zu gemeinschaftlichem Konzertbesuch und anschließendem Spaziergang übrig. Das ist auch genug. Sie ist eine reizende Frau, durchaus gescheit und von einer vorzüglichen Gesinnung in allen Stücken. Er, F., ist ganz der alte; ich kenne nun alle seine Geschichten, aber ich lasse sie mir gern alle wieder erzählen — er macht es gut, und es steckt was drin.

Deine Bemerkung über die Gebildeten, die rein machen und Dienstmädchenarbeit tun, und die Dienstmädchen, die sich dafür auf Bildung als das denkbar Inferiorste werfen sollen, hat uns sehr amüsiert, Mama fast noch mehr als mich. Ich stimme Dir ganz zu; wir haben aber wohl beide eine starke Neigung, nach dieser Seite hin doch a bissel zu weit zu gehn. Freilich, vergegenwärtigt man sich, daß alles, was man hört, nur konfus wiedergegebenes Zeitungszeug ist, so kann man das Monstrum von Bildung nicht niedrig genug taxieren. Die Menschen werden gewandter, redefertiger, aber immer dümmer; das eigene Denken hört ganz auf; selbst die Geschäftskniffe, die Mogeleien und Hochstaplerunternehmungen erfolgen nach Rezept, nach berühmten Mustern.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

487) Karlsbad, d. 27. August 1893.

Meine liebe Mete.

Schönsten Dank für Deinen lieben Brief vom Sonnabend. Ich freue mich, daß Du zu der „großen Frage" (denn es ist eine große Frage), so stehst, wie Du stehst, und ich wünsche Dir,

daß Du dabei bleibst. Den Selbstbeobachtungsprozeß, um darauf Schlüsse auf andre zu ziehen, mache ich auch durch und komme dadurch zu meinen Trauerresultaten. „Wenn das am grünen Holze geschieht (das grüne Holz bin ich), was geschieht dann an dem andern?" Es gibt Einzelhandlungen, fast wie aus Zufall geboren, die mir imponieren und in denen ein unausrottbar Gutes der Menschennatur plötzlich in die Erscheinung tritt; das Fundament der Geschichte aber bleibt das Ichgefühl, und dies Ichgefühl ist etwas mehr oder weniger Böses. Wie Laura Marholm in fast jedem ihrer hypergeistreichen Artikel schreibt: „Auf den Altruismus kommt es an." Ich bin ganz „Pessimoff", also mit 73 Jahren eine Wildenbruchsche Figur. So rächt er sich an mir.

Was Du über N.s schreibst, ist nur zu wahr; er immer noch ein Heros, sie (so sehr ich ihren Mut und ihre praktische Tüchtigkeit, auch eine gewisse Gesinnungsnoblesse verehre) zu dünn und schwach. Überhaupt, wenn ich mir vergegenwärtige, was mir von Jugend an von „Damen" so vor die Klinge gekommen ist! Zum Weinen! Ich bin für alttestamentlich patriarchalische Zeiten, für Rebekka, Rahel und das Aushilfematerial, oder für die Zeiten Aspasias und der ersten römischen Kaiser. Was unsre Gesellschaft bietet, ist miserabel, und es bleibt nur schwer festzustellen, ob der physische oder der intellektuelle Stand der niedrigere ist. Ich fürchte, der physische, was freilich viel sagen will. Wenn ich von Überkultur sprechen höre, wird mir ganz weh ums Herz; es sind erst Ururanfänge da, die trauriger wirken als gar kein Anfang.

Mit Mama geht es seit gestern besser; es war auch hohe Zeit. Wir haben beide mehr oder weniger den Brunnendusel, auch ich, der ich nur zwei kleine Gläser kalten Sprudel trinke. Die Moorbäder scheinen Mama zu bekommen.

Heute hab' ich auch die ersten Fahnenabzüge von „Meine Kinderjahre" erhalten; ich graule mich vor der Korrektur.

Denn wenn Stellen kommen, die mir nicht gefallen, so bin ich verstimmt, weil ich mich unfähig fühle, im Brunnendusel die Sache besser zu machen.

Wie immer Dein alter Papa

An Theodor Fontane.

488) Karlsbad, d. 30. August 1893.

Mein lieber Theo.

Ich wollte Dir schon gestern für Deinen lieben Brief vom 26. danken, kam aber nicht dazu, da mich Friedländer zu einer Partie nach Eger abholte, anderthalb Eisenbahnstunden von hier. Natürlich war ich gleich bereit, da meine Vorliebe für historische Mordplätze ungeschwächt geblieben ist — fast die einzige Passion, von der ich das sagen kann. Es verlief denn auch alles in jener Fidelität, die man meistens empfindet, wo was besonders Schreckliches passiert ist. Diese Fidelität, die zum wesentlichen in dem schön-menschlichen Gefühle wurzelt: „Siehst Du, du Dummbart, ich lebe noch" (ein Gefühl, das bei jedem Begräbnis in alltäglicherer Form wiederkehrt), hat aber doch glücklicherweise einen zweiten Grund, den, daß für den mit einiger Sachkenntnis Ausgestatteten die Sache nie stimmt, so daß das fossil gewordene Schrecknis als eine Art Mumpitz an einen herantritt. In Eger wird z. B. die Hellebarde gezeigt — an der Spitze blutrostig — mit der Deveroux den Wallenstein niederpiekte; ich glaube, daß Kostüm- und Waffenkundige der Hellebarde sofort eine andere Jahreszahl als das Jahr 1634 geben würden.

Mit Interesse und Vergnügen habe ich gelesen, daß die Futternot Dir Not macht, weil sie nicht da ist, und daß eine ganze Behörde mit einem Male vor Heureichtum umkommen muß. So was liebe ich. Ich freue mich, daß Du noch um zehn Tage Urlaub einkommen willst, trotzdem ich im Prinzip sehr dafür bin, daß man, wenn man in einem Sommer hat

andre arbeiten lassen (weil's nicht anders ging), im nächsten Sommer seinerseits 'ran an die Ramme muß. Und zwar ohne Murren. Es scheint mir aber, daß Du durch Deine diesjährigen Sommertaten in Kredit gekommen bist, so daß der Staat seine Schuld erst wieder begleichen muß.

Mama war in den ersten zehn Tagen recht leidend, dabei große Schmerzen; jetzt geht es ihr besser, und die Kur beginnt, ihre Schuldigkeit zu tun. Ich denke, daß Karlsbad das Richtige für sie war. Mete schreibt oft, und ihre Briefe sind uns eine große Freude, wenn wir auch wünschten, daß es ihr persönlich besser ginge.

Wie immer Dein alter Papa

An Georg Friedlaender.

489) Berlin, d. 3. Oktober 1893.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Ich empfinde genau so wie Sie, kann also sehr gut folgen, aber ich bin sanguinischer und dadurch in meinem Gemüte glücklicher beanlagt, und mit Hilfe dieser glücklichen Beanlagung bin ich verhältnismäßig leicht über unausgesetzte Kränkungen fortgekommen. Ohne Vermögen, ohne Familienanhang, ohne Schulung und Wissen, ohne robuste Gesundheit bin ich ins Leben getreten, mit nichts ausgerüstet als einem poetischen Talent und einer schlechtsitzenden Hose. (Auf dem Knie immer Beutel.) Und nun malen Sie sich aus, wie mir's dabei mit einer gewissen Naturnotwendigkeit ergangen sein muß. Ich könnte hinzusetzen, mit einer gewissen preußischen Notwendigkeit, die viel schlimmer ist als die Naturnotwendigkeit. Es gab natürlich auch gute Momente, Momente des Trostes, der Hoffnung und eines sich immer stärker regenden Selbstbewußtseins. Aber im ganzen genommen darf ich sagen, daß ich nur Zurücksetzungen, Zweifeln, Achselzucken und Lächeln

ausgesetzt gewesen bin. Immer, auch als ich schon etwas war, ja auf einem ganz bestimmten Gebiete (Ballade) an der Tête marschierte, sah ich mich beargwohnt und andere, oft wahre Jammerlappen, bevorzugt. Daß ich das alles gleichgültig hingenommen hätte, kann ich nicht sagen. Ich habe darunter gelitten; aber andrerseits darf ich doch auch wieder hinzusetzen: ich habe nicht sehr darunter gelitten. Und das hing und hängt noch damit zusammen, daß ich immer einen ganz ausgebildeten Sinn für Tatsächlichkeiten gehabt habe. Ich habe das Leben immer genommen, wie ich's fand, und mich ihm unterworfen. Das heißt nach außen hin, in meinem Gemüte nicht. Sie wissen so gut wie ich oder besser als ich, daß es in unserm guten Lande Preußen (wie übrigens in jedem andern Lande auch) etablierte Mächte gibt, denen man sich unterwirft. Diese Mächte sind verschieden: Geld, Adel, Offizier, Assessor, Professor. Selbst Lyrik (allerdings eine Art Vaduz und Liechtenstein) kann als Macht auftreten. Von dem Kuglerschen Hause wurde vor vierzig Jahren gesagt: „Dort gilt nur, wer einen Band lyrischer Gedichte herausgegeben hat." Es kommt nun darauf an, daß einen das Leben, in Gemäßheit der von einem vertretenen Spezialität, richtig einrangiert. So kam es, daß ich trotz meiner jämmerlichen Lebensgesamtstellung doch jeden Sonntag nachmittag von vier bis sechs richtig untergebracht war, nämlich im Tunnel. Dort machte man einen kleinen Gott aus mir. Und das hielt mich. Ist man aber aus seiner richtigen Rubrik 'raus, so ist das Elend da. Bankiersöhne (z. B. der junge Bleichröder) sind in Offiziers- und Professorenkreisen der größten Nichtachtung ausgesetzt. Offiziere werden in Bankierkreisen wie Hungerleider behandelt. Professor Oppert, linguistische Größe ersten Ranges, der aber, wie Ahlwardt, immer vergißt, daß Beinkleider auch Knöpfe haben, würde in Adels- und Offizierskreisen wie Gundling oder Morgenstern behandelt werden. Humboldt, als er zu ausschließlich vom Popokatepetl

sprach, mußte erleben, daß Louis Schneider ihm vorgezogen wurde. Jede Gesellschaftsklasse, jeder Hausstand hat ein bestimmtes Idol. Im ganzen aber darf man sagen: es gibt in Preußen nur sechs Idole, und das Hauptidol, der Vitzliputzli des preußischen Kultus, ist der Leutnant, der Reserveoffizier. Da haben Sie den Salat. Hätten Sie in eine bockſteife Professoren- oder vor Hochmut platzende Künstlerfamilie hineingeheiratet, so würden Sie der Leutnantsreserveoffizierbewunderung glücklich entgangen sein, aber es hätten sich Übelstände herausgestellt, die gleich bedrücklich wären. Man muß sich darin finden, daß immer wer da ist, der einem vorgezogen wird. Vielfach — namentlich in der Jugend und ehe man sich etabliert hat — ist dies kränkend. In späteren Lebensjahren aber hört es auf kränkend zu sein, weil man sich überzeugt, daß niemand, auch der Größte nicht, von dieser Kränkung ausgeschlossen bleibt. Es läuft darauf hinaus, daß immer „das Andre" besser ist. Eine Frau, die einen Schöngeist hat, sehnt sich nach einem Kürassieroffizier, und eine Frau, die einen Kürassieroffizier hat, sehnt sich nach einem Schöngeist. Ist man klug, so kommt es auf Stattlichkeit, und ist man stattlich, so kommt es auf Klugheit an. Dem Loyalitätsfatzke steht der Freiheitsapostel und dem Freiheitsfatzke der Loyalitätsapostel gegenüber. Wie man's auch einrichten mag, zur Hälfte kommt man immer schlecht weg. Hat man sich damit durchdrungen, daß es nicht anders sein kann, so fällt zwar nicht der momentane Ärger fort, aber man verheiratet sich nicht mit ihm. Eins der schönsten Lutherworte ist das folgende: „Ja, die bösen Gedanken. Wir können nicht hindern, daß die Vögel über uns hinfliegen. Aber wir können hindern, daß sie auf unsern Köpfen Nester bauen." Das ist ein gutes Bild. Dafür ist es aber auch von Luther.

Herzlichste Grüße Ihren Damen. Wie immer Ihr

Th. Fontane

An Bernhard Caspar.

490) Berlin, d. 28. Oktober 1893.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Geheimrat.

Ergebensten Dank für das Buch und die so freundlichen Begleitzeilen. Das Buch wird mich — die letzten vierzig Seiten habe ich bereits gelesen — mutmaßlich sehr interessieren, so sehr, daß ich über das Unangenehme hinwegkomme, vielleicht es gar nicht mal empfinde[1]). Wer solch Buch schreiben, aus Rache schreiben kann, ist natürlich ein Schofelinsky. Es bleibt aber andrerseits wahr, daß man die wichtigsten Aufschlüsse, Bekenntnisse, Handlungen immer oder doch fast immer den fragwürdigsten Personen zu verdanken hat. Revolutionen gehen zum großen Teile von Gesindel, Va banque-Spielern oder Verrückten aus, und was wären wir ohne Revolutionen! Das sage ich, der ich eigentlich ein Philister bin. Es ist fast, als ob die große Triebkraft mehr im Schlechten als im Guten der menschlichen Natur läge.

Nochmals besten Dank. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Otto Brahm.

491) Berlin, d. 1. Dezember 1893.
Potsdamer Straße 134c.

„Was? wie?
'ne Biographie?
Und, Gott bewahre,
Bloß bis zum zwölften Jahre.
Was man nicht alles erleben kann!"
Nehmen Sie's trotzdem freundlich an.

Ihr Th. F.

---

[1]) August Strindberg, „Die Beichte eines Toren".

492) Berlin, d. 3. Dezember 1893.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank für die freundliche Sendung. Hansi Niese sieht sehr gut aus, ein bißchen scharf soubrettelich, und die Unterschrift: „Muntere Liebhaberin" klingt fast wie eine Liebeserklärung. Sie werden sich nun bald an dergleichen gewöhnen müssen[1]).

Den Bericht im „Berliner Courier" habe ich mit Vergnügen gelesen, besonders Ihre Rede[2]). Ich finde es alles sehr gut, doppelt gut, wenn ich bedenke, wie schwierig die Situation war. Deutsch sein und patriotisch und sich nichts vergeben und zugleich doch wieder artig und huldigend.

Mauthner ist ganz Mauthner, ich möchte sagen mehr denn je. Er ist ein kluger und geistvoller Mann, aber es gibt einen seidenen Zeugstoff, den man, glaub' ich, Changeant nennt. Es sieht ganz gut aus, aber man weiß nicht recht, ist es grün oder rot oder braun. Mauthner beschwört immer was herauf; aber wenn man eben sagen will: „Erlauben Sie mal," ist er schon wieder weg. Für eine etwas langsame und schwerfällige Natur, wie die meine, ist das störend. Ich komme zu keinem rechten Vergnügen. Mauthner ist der splendideste Gastgeber, aber auch zugleich der routinierteste Kellner, der einem den Teller schon wieder wegnimmt, wenn man eben anfangen will. Vorgestern abend war Hopfen bei mir. Merkwürdige Mischung.

Wie immer Ihr Th. Fontane

[1]) Brahm hatte für die Zeit vom Herbst 1894 an die Direktion des Deutschen Theaters übernommen.

[2]) Der Pariser Schauspieler Antoine war zur ersten Aufführung von Hauptmanns „Hannele" im Königlichen Schauspielhaus nach Berlin gekommen. Auf dem Bankett, das ihm zu Ehren veranstaltet worden war, hatte Otto Brahm eine deutsche, Fritz Mauthner eine französische Rede gehalten.

493) Berlin, d. 29. Januar 1894.

Meine liebe Mete.

Mama hat Dir gleich heute früh, nach Eintreffen Deines Briefes, eine Karte gestiftet; sie wünscht aber, daß auch ich Dir schreibe: 1. Daß es mit ihrem Auge, so toll es aussieht, ganz erträglich geht, und 2. daß Du, wenn es zu Deinen Wünschen paßt, ruhig in Deyelsdorf bleiben sollst, wo Du Rat, Pflege, Liebe, vor allem aber Wald und Luft und keine Klingelei hast. Friedels Geburtstag, bei allem Respekt vor diesem Tage, ist in bezug auf Dein Kommen ganz irrelevant; die Brühsuppe gedeiht unter Annas Leitung, und den Geburtstagstoast am Abend wird Theo hoffentlich ausbringen, gleichviel, ob Du zugegen bist oder nicht.

Mit ihrem Zufallkommen war es so, daß sie sich beim Aufsuchen ihres Ritters und Chaperons, Herrlich, in einen über das Trottoir gelegten Teppichstreifen verwickelte und dadurch niederstürzte. Sie hatte den Trost, von einem gut aussehenden Offizier, von vierzig, wieder aufgerichtet zu werden, der sie auch bis zu dem nächsten Droschkenstand begleiten wollte. Selbst in solchem Zustand ist sie nicht unempfindlich gegen dergleichen. Übrigens war ihr Verhalten wieder musterhaft; sie ängstigte sich (und mit Recht), bewahrte aber Contenance und bestand nur darauf, eine Minute lang weinen zu können. Das sind immer ihre Hoffmannstropfen.

Die Versöhnungsszene im Berliner Schloß scheint in Neuvorpommern sehr kritischen Augen begegnet zu sein. Ich stehe in der ganzen Geschichte von Anfang an auf Kaisers Seite; selbst die soviel getadelte „Form" war einem Bismarck gegenüber unvermeidlich. Als Blücher nach Anno 1815 in Berlin lebte, wollte niemand mehr mit ihm Karten spielen, worüber er unglücklich war und sich bei Friedrich Wilhelm III. beschwerte. „Ja, lieber Blücher, die Herren sagen, sie mogelten immer,"

worauf Blücher pfiffig und verschämt antwortete: „Ja, Majestät, ein bißchen mogeln ist das Beste.“ Danach hat auch Bismarck gehandelt; „ein bißchen mogeln“ (d. h. ganz gehörig) ist ihm immer als das Schönste erschienen. Und wer diese Tugend hat, der darf sich nicht wundern, wenn er wieder bemogelt wird oder wenn ein Stärkerer ihm sagt: „Du, auf die Brücke trete ich nicht; ich kenne meine Pappenheimer, Du bist ein Mogelant und willst mich wieder bemogeln; aber ich spiele nicht mehr mit und sage einfach ‚mein königlicher Wille ist Trumpf.‘“ Bismarck ist der größte Prinzipverächter gewesen, den es je gegeben hat, und ein „Prinzip“ hat ihn schließlich gestürzt, besiegt — dasselbe Prinzip, das er zeitlebens auf seine Fahne geschrieben und nach dem er nie gehandelt hat. Die Macht des hohenzollernschen Königtums (eine wohlverdiente Macht) war stärker als sein Genie und seine Mogelei. Er hat die größte Ähnlichkeit mit dem Schillerschen Wallenstein (der historische war anders): Genie, Staatsretter und sentimentaler Hochverräter. Immer ich, ich, und wenn die Geschichte nicht mehr weitergeht, Klage über Undank und norddeutsche Sentimentalitätstränen. Wo ich Bismarck als Werkzeug der göttlichen Vorsehung empfinde, beuge ich mich vor ihm; wo er einfach er selbst ist, Junker und Deichhauptmann und Vorteilsjäger, ist er mir gänzlich unsympathisch.

Neulich Gesellschaft bei Sternheims. Nach Tisch sprach ich $^3/_4$ Stunden mit Frau Mauthner und dann ebensolange mit ihm. Ich mußte von beiden befreit werden, was aber nicht nötig war, weil ich mich mit beiden ganz gut unterhielt. Ich habe diese Form der Unterhaltung jetzt eingeführt. Gewiß läßt sich viel dagegen sagen, aber wohl noch mehr dafür. Die Wirte haben zwar die Verpflichtung, sich um die Notleidenden zu kümmern und in raschem Wechsel mal hier mal da rettend einzuspringen; eigentlich aber haben sie die viel lohnendere Verpflichtung, die nötige belle alliance zwischen zwei Einsamen

herbeizuführen. Ist die Gesellschaft dazu da, eine öde Abwicklung von Artigkeitsformen zu sein, so sind solche Privatunterhaltungen ein horreur; sollen die Gesellschaften aber was Vergnügliches sein (und mit Ausnahme von Repräsentationsgesellschaften sollen sie das), so muß man statt drei Phrasen zu wechseln, sich mußevoll was erzählen können. Wer das nicht kann oder will, tut am besten, zu Hause zu bleiben.

Hat Dir denn Mama von meinem Vorleseabend bei den V.schen Damen geschrieben? Die Heldin des Abends — ich selber kam mir wenig als Held vor — war ein kleines Fräulein Z., von der ich nur sagen kann, ihre Erscheinung und gesamte Haltung war eine glänzende Widerlegung ihres prosaischen Namens. Schönes Profil, kluge Augen, alles Nerv und Charakter, merkwürdige Mischung von Berliner Geist und Berliner Keller. Eine Korallenbrosche auf dem schwarzen Kleid und mit einem Lorbeerkranz (den sie dezent „in ihres Kleides Falten" verbarg) bewaffnet, stand sie vor mir, sah mich, aus reiner Nervosität, denn sie zitterte leise, scharf an und trug nun ihre Huldigungsverse vor. Ich fragte nachher: „Wer und was ist die junge Dame?" „Sie ist Verkäuferin in einem Knopfladen." Du weißt, daß bei meinem Hange gleich zu kombinieren und weitgehende Schlüsse zu ziehen, solche Dinge immer einen großen Eindruck auf mich machen. Ich werde immer demokratischer und lasse höchstens noch einen richtigen Adel gelten. Was dazwischen liegt: Spießbürger, Bourgeois, Beamter und „schlechtweg Gebildeter", kann mich wenig erquicken. Immer tiefer sinkt der Beamte, übrigens ganz unverschuldet. Vor 100 Jahren und fast noch vor 50, war er durch Stellung und Bildung überlegen und in seiner Vermögenslage, so bescheiden sie war, meist nicht zurückstehend; jetzt ist er im Geldpunkt zehnfach überholt und in natürlicher Konsequenz davon auch in allem andern. Denn — etliche glän-

zende Ausnahmen zugegeben — ist der Besitz auch in Bildungsfragen entscheidend.

Und nun lebe wohl. Dieser Brief erreicht die Friedländergrenze, das höchste Maß also, das heutzutage noch vorkommt. Empfiehl mich, erhole Dich bei dem schönen, frischen Wetter, koche und philosophiere.

Wie immer Dein alter Papa

An K. E. O. Fritsch.

494) Berlin, 26. März 1894.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Daß ich jemals mit Ihnen — und noch dazu in einer literarischen Frage — so verschiedener Meinung sein könnte, hätte ich bis vor acht Tagen, wo mir meine Frau den „Philotas“[1]) vorlas, nicht für möglich gehalten, und daß ich Adler zustimmen würde, womöglich noch für unmöglicher.

Und doch liegt es so. Sie kennen mich zu gut, als daß Sie nicht wissen sollten, daß der ganze streitsuchende Krimskrams von Klassizität und Romantik, von Idealismus und Realismus, beinahe möchte ich auch sagen, von Tendenz und Nichttendenz — denn einige der allergrößten Sachen sind doch Tendenzdichtungen — weit hinter mir liegt. Alles ist gut, wenn es gut ist.

---

[1]) In einer Abendgesellschaft bei Th. Fs. Freund und späterem Schwiegersohn Fritsch war die Rede darauf gekommen, daß die unmittelbare Anregung, die der Siebenjährige Krieg auf das Schaffen der gleichzeitigen deutschen Schriftsteller und Poeten ausgeübt habe, nur gering gewesen sei. Fritsch hatte hierzu bemerkt, daß unter die durch den Krieg hervorgerufenen Dichtungen auch der Lessingsche „Philotas“ gerechnet werden müsse, und gleichzeitig die Ansicht geäußert, daß sich der Versuch lohnen würde, dieses nicht nach Gebühr gewürdigte Drama zur Aufführung zu bringen. Th. F., dem die Dichtung nicht mehr gegenwärtig war, hatte versprochen, sie nachzulesen.

Ich bin also auch für einen Heldenjüngling, der unter Umständen à tout prix fürs Vaterland sterben und sich dadurch unter die Unsterblichen einreihen will.

Aber für diesen Philotas bin ich nicht.

Der Schauspieler Grube[1]) hat mir vor einigen Monaten eine Döringgeschichte erzählt. Döring stand ganz gut mit Kahle, hielt ihn aber von Anfang an für einen schwachen Schauspieler.

„Lieber Kahle, Sie sind kein Schauspieler, Sie sind ein Rhetor."

„... Aber lieber Herr Döring!"

„Sie sind ein Rhetor."

„Aber ich habe doch auch meine Erfolge ..."

„Täuschung, lieber Kahle. Machen Sie den Versuch, gehen Sie von hier direkt 'rüber zu Lutter und Wegener und bestellen Sie sich bei dem Küfer Wilhelm, einem Freunde von mir, eine halbe Flasche St. Julien."

„Nun?..."

„Er bringt Sie Ihnen nicht."

„Aber warum denn nicht, lieber Herr Döring?"

„Er glaubt es Ihnen nicht."

So wirkt Philotas. Ich bin ganz der Küfer Wilhelm und glaube ihm seine halbe Flasche St. Julien nicht. Wenn ich jemals das Wort „akademisch" passend gefunden habe, so hier. Es ist nicht Aktzeichnen, was ja auch tot genug ausfallen kann; es ist Zeichnen nach dem weißesten Gips. Totgeborner Seifensieder, wie er im Buche steht. Es hat auf mich gar keinen Eindruck gemacht, und wenn einen, so einen wenig angenehmen. Ein patenter, gebildeter Renommierbruder.

Ich habe das volle Vertrauen, daß Sie mir diese völlig abweichende Meinung zugute halten werden.

Unter besten Empfehlungen an Ihre drei Damen aus drei Generationen in vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

[1]) Max Grube, jetzt Intendant des Meininger Hoftheaters.

An Theodor Fontane.

495) Berlin, d. 4. Mai 1894.

Mein lieber, alter Theo.

Ich glaube, für Deine Karte aus Halberstadt schulden wir noch unsern Dank, und da kann ich denn als Vermittler oder Überbringer davon gut einspringen.

Wie gönne ich Dir diese Ausflüge, die nebenher auch noch das Gute haben, einträglich zu sein. Überschlage ich meine eigene Reiserei, so komme ich zu dem Resultat, daß ich von solchen Spritzfahrten in die Nähe viel, viel mehr Anregung, Vergnügen und Gesundheit gehabt habe, als von den großen Reisen, die sehr anstrengend, sehr kostspielig und meist demütigend sind. Erhebend, in bezug auf Mannesstolz, gewiß nicht; denn man debütiert überall als Schuster. In Teupitz und Wusterhausen aber, und nun gar in Priegnitz und Havelland bin ich immer glücklich gewesen. Man paßt mehr zum „Gasthof zum alten Zieten" in Wildberg als zum Clarendon-Hotel in London. Schmerzlich, aber wahr.

Daß es Euch in Hannover gut geht, haben wir zu unserer herzlichen Freude brieflich von Dir und mündlich von Frau Sternheim erfahren; die Wohnung soll ja reizend sein, „beinahe feudal". Möge das Behagen bleiben, wachsen.

Gestern habe ich ein sehr hübsches Geschenk empfangen: Frau Professor Schaper schrieb mir einen zierlichen Brief, in dem es hieß: da sie aus einem Gedichte von mir (es ist das mit dem Mozartzopf) ersehe, daß zu den paar Sachen, für die ich mich noch interessierte, auch der „Schapersche Goethekopf" gehöre, so erlaube sie sich, mir diesen zu schicken. Es ist eine sehr hübsche Büste, $^3/_4$ Lebensgröße, die sich nun zwischen Rauch und dem alten Fritzen sehr gut ausnimmt.

Wie immer Dein alter Papa

An August v. Heyden.

496) Berlin, d. 6. Mai 1894.
* Potsdamer Straße 134c.

Mein lieber Heyden.

Vielleicht treffen Dich diese Zeilen noch hier. Sie sollen Dir sagen, wie dankbar ich Dir für den Bayeuxteppich bin[1]). Fast zwei Stunden lang habe ich mir den Hals verrenkt und unter Hervorsuchung meiner kümmerlichen Latinität den eingestickten historischen Kommentar gelesen. Ein Hundevergnügen. Aber es verlohnte sich. Nach meiner Meinung hätten sowohl Vorstand wie Presse die Sache ganz anders in die Hand nehmen und ein verhundertfachtes Interesse des Publikums wachrufen müssen. So war es ein Schlag ins Wasser. Ich war nicht nur der einzige Beschauer. Ich wurde auch — weil ich in meinem Interesse „verdächtig" war — von fünf oder sechs ausgestellten Posten in Zivil und Uniform, von den verschiedensten Punkten aus, beobachtet, ganz so wie ein nach Magdeburg Gereister, weil er der Polizei gemeldet hatte „Vergnügens halber", von dieser observiert und schließlich sistiert wurde. Man glaubte es ihm nicht. So geht es mir in Berlin immer. Lasse ich mich mal wo sehn und zeige meine ganz besondere Teilnahme, so bin ich sofort Hochstapler, pickpocket. So ist es mir im Königlichen Schloß und im Hohenzollernmuseum ergangen. Alles bei uns ist roh, kommissig, urdämlich. Ich verlange, daß man mir meine Nicht-pickpocket-Beschaffenheit schon auf dreißig Schritt ansieht. Aber in einem Menschen lesen, ihn einigermaßen richtig taxieren — o, du himmlischer Vater! Deshalb haben wir auch Anno 70 alle preußischen Offiziere gesagt: „Bei uns wären Sie erschossen worden." Glückliche Reise. Dein Th. F.

[1]) Von diesem bedeutendsten Werk der monumentalen Gewebemalerei romanischer Zeit (aus dem Ende des elften Jahrhunderts), auf dem die Eroberung Englands durch die Normannen abgebildet ist, war eine Kopie in Berlin ausgestellt.

An Wilhelm Hertz.

497) Berlin, d. 27. Mai 1894.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Darf ich von Ihrer Güte zwei Exemplare meiner „Wanderungen" erbitten, zweimal vier Bände. Meine Tochter will zwei Geschenke damit machen. Ich weiß nicht, wie die Abmachungen darüber sind, und sehe deshalb — Schicksal nimm deinen Lauf — eventuell einer gefälligen Rechnungsbeifügung entgegen.

Waren Sie mit auf dem Goethetag? Was Schlenther darüber geschrieben — besonders die Schilderung der witzig-graziösen Fehde zwischen Erich Schmidt, Heyse, Alexander Meyer — war geradezu reizend. Ein Jammer, daß die „Vossin" nicht hundert Leser hat, die die Zunge dafür mitbringen. Aber wo sitzt hier überhaupt die Zunge? Der Borussismus hat keine oder eine belegte. Welch Glück, daß wir noch ein außerpreußisches Deutschland haben. Oberammergau, Bayreuth, München, Weimar — das sind die Plätze, daran man sich erfreuen kann. Bei Strammstehn und Finger an der Hosennaht, bei Leist und Wehlan[1]) wird mir schlimm. Und dabei bin ich in der Wolle gefärbter Preuße. Was müssen erst die andern empfinden! Haben Sie heute Hans v. Hopfens Brief[2]) in der „Vossin" gelesen? Großartig. Ein furchtbarer Knüppel. In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

[1]) Kolonialbeamte, die beschuldigt wurden, das Züchtigungsrecht gegenüber den Eingeborenen überschritten zu haben.

[2]) In Nr. 243 der „Vossischen Zeitung" vom 27. Mai 1894 wendet sich Hans v. Hopfen gegen eine Auffassung seines im Deutschen Theater in Berlin aufgeführten Dramas „Der König von Thule", nach der das Stück als eine Satire gegen die Modernen in Kunst und Literatur gerichtet und gedichtet worden sei. Diese Auffassung war auch in einer Rezension über den dritten Band seines „Neuen Theaters" in Nr. 218 der „Vossischen Zeitung" ausgesprochen worden.

498) Berlin, d. 4. Juni 1894.

Mein lieber Theo.

Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, den ich leider verkramt habe, so daß ich aus dem Gedächtnis darauf antworten muß. Eine Stelle erinnert mich an eine Äußerung des (wenn ich nicht irre) Generals v. H., die etwa lautet: „Das Kriegsministerium müßte Traillen haben, denn es wären lauter Verrückte drin." Wenn so was ein kluger Mann sagt — und General v. H. war sehr klug —, so darf man das nicht bloß als bubble schlechter Laune hinnehmen. Soviel zugegeben. In der Hauptsache ist es mir aber doch wieder ein glänzender Beweis, wie wenig auf menschliches Urteil zu geben ist, auch wenn der, der das Urteil abgibt, eine Nummer 1 ist. Lothar Bucher schrieb vor 40 Jahren von London aus glänzende Artikel für die Nationalzeitung, an deren Spitze damals der gute alte Zabel stand. Dieser schickte die Artikel, die den englischen Parlamentarismus verhöhnten, an Bucher zurück, und zwar mit der Bemerkung: „Woran sollen wir noch glauben, wenn wir nicht mehr an England glauben können?" Ich stehe ganz auf diesem Zabelschen Standpunkt, daß man an gewisse, großartig überlieferte Dinge glauben muß, wenn man nicht ganz aus dem Fahrwasser kommen und ein mindestens persönliches Scheitern vermeiden will. Alles ist ver- und zerfahren; gewiß, aber trotzdem, ein paar Dinge gibt es, die sich einem im Glanze wirklicher Vortrefflichkeit und Autorität darstellen, und zu diesen paar Dingen — wie Zabel das englische Parlament dahin rechnete — rechne ich das preußische Kriegsministerium. Wenn nun ein so Eingeweihter kommt und das Gegenteil behauptet, so laß ich ihm sein persönliches Recht dazu, ziehe aus dem Ganzen aber doch nur den schon angedeuteten Schluß: alles Urteil ist einseitig und beschränkt und das der Naheſtehenden und Eingeweihten am meisten. Die Armee, wie sie da ist, ist

doch schließlich ein Produkt des Kriegsministeriums und seiner Annexe, und wenn sich die Armee bewährt hat, hat sich auch das bewährt, was diese Waffe schuf.

Übrigens ist es auf jedem Gebiete dasselbe; die Klügsten erklären jeden Tag, daß die moderne Kunst und Wissenschaft (Juristerei, Medizin und nun gar erst Theologie) keinen Schuß Pulver wert seien — schließlich ist aber alles gerade so gut, wie's immer war. Louis Schneider hatte mal einen kleinen Artikel zusammengestellt, in dem er an der Hand der Berliner Zeitungen nachwies, daß seit 1786 in jedem Jahre vielfach gedruckt worden sei: „So schlecht sei das Theater noch nie gewesen."

Wenn Du Herrn Geheimrat C. siehst, so laß ihn doch wissen, daß ich ihm für das neue Strindbergsche Buch „Tschandela" ebenso dankbar wie für das frühere: „Die Beichte eines Toren" bin. Ein furchtbarer Mann, dieser Strindberg, aber doch von einem so großen Talent, daß man in seinem Unmut, Ärger und Ekel immer wieder erschüttert wird. Dies Buch, das anscheinend etwas ganz andres ist wie die rein persönlich gehaltene „Beichte eines Toren", ist schließlich genau dasselbe, dieselbe Couleur in grün. Es ist auch rein persönlich, nur versteckt. Dieser schreckliche Mensch kann aus seiner Ichsucht nicht heraus. Es ist ganz klar, daß er, von Stockholm aus, in eine Sommerfrische ging, und daß ihn in dieser Sommerfrische die Wirtsleute geärgert und, was die Hauptsache ist, ihn in seiner überlegenen Größe nicht genugsam gewürdigt haben; dies Buch, in dem er nachträglich seine Überlegenheit zu beweisen trachtet, ist nun der Ausdruck seiner Rache. Denn alles an dem Kerl ist Rache. Vielleicht — denn in der „Beichte des Toren" kommen Schilderungen vor, wo er bei Verwandten seiner Frau in die „Sommerfrische" geht — ist das Ganze auch nur eine Fortsetzung seines Rachefeldzuges gegen seine Frau, und die hier in „Tschandela" geschilderten Personen sind

ihm als Verwandte seiner Frau, die ihn klein machen wollten, doppelt verhaßt.

Grüße bestens die Deinen und sei selber herzlich gegrüßt von Deinem alten Papa

An Friedrich Fontane.

499) Karlsbad, d. 19. August 1894.

Lieber Friedel.

Habe Dank für Deine Karte, desgleichen für das Paket mit kleinen Besprechungen; eine davon (Blätter für literarische Unterhaltung) war recht gut, weil sie den Versuch macht, die Art meiner Schreiberei zu charakterisieren. Inhaltaufzählungen, wenn auch wohlwollende, sind immer Blech. Hier prange ich massenhaft in den Schaufenstern (immer tapfer neben Tovote), geh' aber jedesmal im Bogen drum herum, um nicht etwa ertappt zu werden. Publizität ist doch eine sonderbare Sache.

Mama grüßt. Geh' es Dir gut. Dein alter Papa

An Karl Zöllner.

500) Karlsbad, d. 6. September 1894.

Silberne Kanne.

Teuerster Chevalier.

Ja, Brahm und Deutsches Theater! Mir tut Brahm leid[1]), denn er ist besser als sein Ruf und hat jenen eigentümlichen Idealzug, der sich bei den Juden, auch wenn sie noch so scharf und bissig und selbst noch so happig sind, so häufig findet. Er lebt ganz für ein Prinzip, und das wird ihm eine spätere Zeit mal anrechnen. Im allgemeinen glaube ich nicht an die Auszahlungen durch eine „spätere Zeit". Hier ist aber ein Ausnahmefall gegeben, denn die literarische Bewegung der

[1]) Die ersten Vorstellungen im „Deutschen Theater" unter Brahms Direktion begegneten einer scharfen Opposition.

letzten zwanzig Jahre, die jetzt auf einem Tiefpunkt steht, wird sehr bald wieder anerkannt werden. Was sich jetzt als „Sieg" der Gegner geriert, ist ein letztes Aufflackern. Die Großen bleiben und wachsen natürlich. Was aber zwischen dreißig und siebzig geschrieben wurde — wenige, die eine Sonderstellung einnahmen, abgerechnet — ist mausetot. Die Schönrednerei kommt nicht wieder auf.

Uns geht es gut. Alle Bekannte reisen ab. Vorgestern war ich drei Stunden bei Saint Cères und gestern auf einem kleinen Diner, das Direktor Goldschmidt[1]) im Hotel Bristol gab; nur vier Personen. Goldschmidt, Saint Cère und Frau und ich. Es war kolossal interessant. „In einer Stunde mehr gewinnen" usw. Wir nahmen gerührt Abschied. Heute reisen sie. Ich soll sie in Paris besuchen! Was man nicht alles noch in seinen Urgreistagen erlebt!

Sei herzlich gegrüßt. Wie immer Dein alter Noel

An Theodor Fontane.

501) Berlin, d. 2. November 1894.

Mein lieber, alter Theo.

Vorauf meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem Geburtstage: möge sich Hannover bewähren und fortfahren, Dir und den Deinen frohe Tage zu schenken; Gesundheit, wohlwollende Vorgesetzte, unmufflige Untergebene und keine Bücher über Armeeverpflegung — da geht es. Eine Hauptquelle von Glück und Zufriedenheit aber, wenn ich nach meinen Erfahrungen urteilen darf, ist das Reisen, der Ort- und Luftwechsel, der Leib und Seele frisch macht und einem zugleich die Vorzüge des Heims immer neu zum Bewußtsein bringt.

---

[1]) Anna Lindau geborene Kalisch und ihr zweiter Gatte, Jacques Saint Cère, Mitarbeiter des Pariser „Figaro". — Friedrich Goldschmidt war Direktor der Patzenhoferschen Bierbrauerei, sowie Mitglied des Reichtags und des Abgeordnetenhauses.

Über unser Leben wird Dir wohl Mama ausführlicher schreiben; ein Haupterlebnis war ein Nichterlebnis, das Ausfallen einer nach Holland hin geplanten Reise[1]), auf die ich mich gefreut hatte, um mich schließlich davor zu graulen. Holländische Wiesen verlangen Sonnenschein und Sommerwetter; bei Regen und Kälte, daran diese Oktobertage reich waren, ist es ein mäßiges Vergnügen. Und wer hat noch Kunstgedanken, wenn er Ursache hat, an eine Leibbinde zu denken?

Heute bei Heydens werde ich wohl Knille treffen, einen jener mir sympathischen Hannoveraner, die nur die Tugend ihres Stammes und nicht die Bedrücklichkeiten haben. — Politisches berühre ich nicht, das ist eine Welt.

Wie immer Dein alter Papa

An Paul und Paula Schlenther.

502) Berlin, d. 6. Dezember 1894.
Potsdamer Straße 134c.

Hochverehrtes Paar.

Ich habe, wenn auch unaufgefordert, zu schreiben versprochen. Erfüll ich es, so verfall' ich in eine etwas komische Gewissenhaftigkeit. Erfüll' ich es nicht, so verfalle ich in halbe Unart. Ich wähle das kleinere Übel und schreibe.

Da Sie sich die „Vossische" wahrscheinlich nachschicken lassen, so erzähle ich Ihnen nichts von der Einweihung des Reichstagsgebäudes, und daß L. P. in seinem Berichte nicht bloß von „verflossenen" Ministern gesprochen, sondern auch den Kaiser dahin charakterisiert hat:

„ . . einerlei;
Ich will, daß alles fertig sei."

Ich finde es nicht richtig, daß Pietsch das schreibt, und noch weniger richtig, daß die Zeitung es druckt. Sieht man

[1]) Fontane wollte diese Reise, zu der schon alle Vorbereitungen getroffen waren, in Gesellschaft seines Freundes und späteren Schwiegersohnes, Architekt Fritsch, unternehmen.

aufs Prinzip, so ist das Vorgehen mit Dynamitpatronen minder despektierlich als das mit Nasenstübern. Die Junker-, die Zentrums- und die sozialdemokratische Opposition lasse ich mir gefallen. Da ist Muck drin. Die fortschrittliche Opposition, die alles von der Existenz eines „Paragraphen", des Entsetzlichsten, was es gibt, abhängig macht, ist einfach ridikül. Und ich weiß auch, daß man darüber lacht.

Vor ein paar Tagen kam Brahm zu uns in ziemlich guter Stimmung und wortspielproduktiv. Wir sprachen auch über „Daniela Weert"[1]), die er mir mehr mit dem Auge des Direktors als des Richtungsgenossen anzusehn schien. Ich möchte nicht über „Daniela Weert", aber über soviele Stücke von ähnlichem Charakter ein Wort sagen dürfen, und vielleicht hat Sie der Süden soweit eingelullt, daß Sie nicht böse darüber werden. Alle die Stücke, die mir dabei vorschweben, sind auf der Anschauung von der Größe des Weibes aufgebaut. Wie sich vor ein paar Jahren die Franzosen eine âme russe zurechtmachten, so haben sich bestimmte Dichter eine âme féminine zurechtgemacht, die dem ein für allemal inferior Männlichen, das immer feige, selbstisch und dürftig ist, gegenübersteht. Nun, gewiß gibt es so was in der Welt, auch heutzutage noch, und wenn unsere Dichter solche hohen Frauenseelen (die einer Prinzessin und auch einer Köchin, viel, viel öfter einer Köchin angehören können) zu finden und, wenn sie sie gefunden, darzustellen verstehn, so will ich eine Mark in den Klingelbeutel tun. Jedenfalls will ich mich freuen und den Geschehnissen mit großer Bewegung folgen. Aber so gewiß solche Gestalten da sind, sie sind nicht leicht zu finden. Sie sind keine Bildungs- und Salonprodukte. Sie verbergen sich, und wenn sie hervortreten, so fehlt unsern Dichtern das Auge dafür, und sie gehen an ihnen vorüber. Sie sehen nur das, was ihrem falschen

[1]) Schauspiel von Ernst von Wolzogen, zuerst aufgeführt am 20. November 1894 im Deutschen Theater.

Ideal, ihrem eignen nicht richtigen Fühlen entspricht. Savigny hat unserer Zeit die Fähigkeit für die Gesetzgebung abgesprochen — in natürlichem Empfinden hat sie auch nicht ihre Stärke. Gott, alle diese Damen! Wenn es einen Menschen gibt, der für Frauen schwärmt und sie beinah doppelt liebt, wenn er ihren Schwächen und Verirrungen, dem ganzen Zauber des Evatums, bis zum infernal Angeflogenen hin, begegnet, so bin ich es. Aber alles muß seinen Stand und Namen behalten, und wenn ich die echten, ehrlichen Magdalenen unwiderstehlich finde, so kann ich mich mit krankhaft verliebten Weibern nicht befreunden, die ihre ganz landläufige Verliebtheit oder sonstige Gefühlsüberschwenglichkeit zu was Anbetenswertem heraufpuffen möchten. Antike Gestalten, die wie das Schicksal schreiten: à la bonne heure, davor wird man klein. Aber wenn sich Berliner Kuchenkrümelmamsells aufspielen, da spiel' ich nicht mit. Und solche Mamsells gibt es überall.

Ob diese Zeilen noch rechtzeitig kommen, um sich durch ein paar Reisevorschläge nützlich machen zu können, ist mir leider zweifelhaft; denn die festgesetzten vierzehn Tage sind beinah um. Treffen die Zeilen aber noch vor des Doktor-Gemahls Abreise nach Florenz ein, so möchte ich — indem ich Bologna und Ravenna, wovon ich früher sprach, fallen lasse — statt dieses unverhältnismäßig weiten Umwegs Pisa proponieren, das, über Spezzia, am Wege liegt und einen halbtägigen Aufenthalt lohnt. Die dicht nebeneinander liegenden drei Dinge: Dom, Camposanto, Baptisterium sind ganz einzig in ihrer Art. In Florenz selbst lenke ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine, wenn ich nicht irre, neben der Via Calzajoli (oder so ähnlich) laufende schmale mittelalterliche Straße mit hundert kleinen Kramläden; höchst interessant. Der hochverehrten Frau und Freundin aber wünsche ich volle Genesung mehr noch als eine rasche. Denn Italien sieht man nicht gleich wieder, und da heißt es

denn: „Halte, was du hast." Meine Damen grüßen bestens und vereinigen ihre Wünsche mit den meinigen. Wie immer in herzlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

Briefe aus den Jahren 1895 bis 1898.

Auch die letzten vier Lebensjahre Fontanes haben reiche Früchte seines literarischen Schaffens gezeitigt. Eine in den letzten Monaten des Jahres 1894 begonnene Fortsetzung seiner Lebenserinnerungen, von der einzelne Abschnitte schon vorher in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden waren, erschien im Jahre 1898 als Buch unter dem Titel „Von Zwanzig bis Dreißig". Ihm reihte als letztes Werk des Dichters der im Jahre 1895 begonnene Roman „Der Stechlin" sich an, der zunächst in der Zeitschrift „Über Land und Meer" zum Abdruck gelangt war. Aber auch zu einer Anzahl neuer Gedichte, die großenteils der „Pan" brachte, fand Fontane sich angeregt. Die von ihm beabsichtigte Wiederaufnahme einiger bereits aus früherer Zeit stammenden Arbeiten machte sein plötzlicher Tod (am 20. September 1898) unmöglich.

An Otto Brahm.

503) Berlin, d. 14. Januar 1895.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Doktor.

Zunächst nochmals schönsten Dank für den Klein-Eyolf-Abend. Es hat mich doch alles — oder fast alles — aufs höchste interessiert. Das Heraufziehen und Einschlagen der Schicksalsmächte (Schluß des ersten Aktes) ist von mächtiger Wirkung, und der ganze zweite Akt gibt sich ohne Abzug großartig, zählt zu den Großtaten der Literatur überhaupt. Akt 3 fällt ab und ist beinah langweilig. Der Asta Aus- und Abgang streift das Ridikülе, und auch der Dialog zwischen Rita und Allmers ist mir zu ibsensch-doktrinär. Trotzdem bleibt das Ganze eine kolossale Leistung und überwindet bis zu einem gewissen Grade

sogar meine Bedenken, die sich gegen das Fundament des Ganzen richten[1]). Dies Fundament ist der Charakter Ritas. Schöne Frauen wie diese Rita spielen sich nicht auf die (hier wenigstens in Gedanken) kindermordende Gräfin von Orlamünde aus, und die Gräfin von Orlamündes, die leider vorkommen, sind wieder nicht Ritas. Es ist im Maß vergriffen. Natürlich. Wer rechnet, ist immer in Gefahr, sich zu verrechnen. Die einfache dumme Kuh trifft immer das richtige Gras.

Darf ich Ihnen anbei ein einaktiges Drama „Vergangenheit" unterbreiten.

Es möchte im Deutschen Theater aufgeführt werden. Freilich, da könnte jeder kommen. Ich habe übernommen, ein empfehlendes Wort über das Stück zu sagen. Das kann ich auch. Der Verfasser hat an einer Zitze von Wolf Ibsen gesogen. Ein Romulus ist aber nicht dabei 'rausgekommen und vielleicht nicht einmal ein Remus. Trotzdem ist es nicht übel und wohl der Beachtung wert. Trude müßte sich schließlich als Schwester von Westhoven entpuppen. Dann ginge es. Dazu hat der Verfasser aber wohl nicht den Mut gehabt, und so läuft es auf einen Tugendradau hinaus, den man nicht recht begreift. In der Regel verzeihen sich Frauen noch ganz andere Geschichten. Und die hier auftretende ist sogar durch eine Schwiegermutter freigesprochen. Der höchste Grad von Freispruch.
Wie immer Ihr ergebenster Th. Fontane

An Hans Hertz.

504) Berlin, d. 2. März 1895.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihre liebenswürdigen

[1]) Als Th. F. in der Zwischenpause um seinen Eindruck befragt wurde, antwortete er nach kurzem Besinnen: „Ablehnung unter Bewunderung!"

Zeilen, die mir, weil von einem starken Gefühl eingegeben, eine große Freude gemacht haben.

Ja, die arme Effi! Vielleicht ist es mir so gelungen, weil ich das Ganze träumerisch und fast wie mit einem Psychographen geschrieben habe. Sonst kann ich mich immer der Arbeit, ihrer Mühe, Sorgen und Etappen erinnern — in diesem Falle gar nicht. Es ist so wie von selbst gekommen, ohne rechte Überlegung und ohne alle Kritik. Meine Gönnerin L. erzählte mir auf meine Frage: „Was macht denn der?" (ein Offizier, der früher viel bei Ls. verkehrte, und den ich nachher in Innstetten transponiert habe) die ganze „Effi-Briest"-Geschichte, und als die Stelle kam, zweites Kapitel, wo die spielenden Mädchen durchs Weinlaub in den Saal hineinrufen: „Effi, komm", stand mir fest: „Das mußt du schreiben." Auch die äußere Erscheinung Effis wurde mir durch einen glücklichen Zufall an die Hand gegeben. Ich saß im Zehnpfundhotel in Thale, auf dem oft beschriebenen großen Balkon, „Sonnenuntergang", und sah nach der Roßtrappe hinauf, als ein englisches Geschwisterpaar, er zwanzig, sie fünfzehn, auf den Balkon hinaustrat und drei Schritt vor mir sich an die Brüstung lehnte, heiter plaudernd und doch ernst. Es waren ganz ersichtlich Dissenterkinder, Methodisten. Das Mädchen war genau so gekleidet, wie ich Effi in den allerersten und dann auch wieder in den allerletzten Kapiteln geschildert habe: Hänger, blau und weiß gestreifter Kattun, Ledergürtel und Matrosenkragen. Ich glaube, daß ich für meine Heldin keine bessere Erscheinung und Einkleidung finden konnte, und wenn es nicht anmaßend wäre, das Schicksal als ein einem für jeden Kleinkram zu Diensten stehendes Etwas anzusehen, so möchte ich beinah sagen: das Schicksal schickte mir die kleine Methodistin.

Wie immer Ihr Th. Fontane

An Hans Hertz.

505) Berlin, d. 16. März 1895.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Mein verstorbener Freund Hesekiel war wegen Gnadengaben aus der Hand königlicher Herrschaften immer in Streit mit mir. „Lieber Fontane, Du faßt das ganz falsch auf. Du betonst immer den Dank, den Du schuldest. Ich sehe in solchen Gaben nur die Anwartschaft auf eine zweite, höhere Gabe, beinah die Verpflichtung dazu".

Dessen bin ich in diesem Augenblick eingedenk, wo ich meinen Dank für die in Ihrem letzten Briefe enthaltenen Freundlichkeiten dadurch spende, daß ich neue Freundlichkeiten von Ihnen erbitte.

Ich will einen neuen Roman schreiben (ob er fertig wird, ist gleichgültig), einen ganz famosen Roman, der von allem abweicht, was ich bisher geschrieben habe, und der überhaupt von allem Dagewesenen abweicht, obschon manche geneigt sein werden, ihn unter die Rubrik „Ekkehart" oder „Ahnen" zu bringen. Er weicht aber doch ganz davon ab, indem er eine Aussöhnung sein soll zwischen meinem ältesten und romantischsten Balladenstil und meiner modernsten und realistischsten Romanschreiberei. Den „Hosen des Herrn von Bredow" käme diese Mischung am nächsten, bloß mit dem Unterschiede, daß die „Hosen", wie es ihnen zukommt, was Humoristisches haben, während mein Roman als phantastische und groteske Tragödie gedacht ist.

Er heißt „Die Likedeeler" (Likedealer, Gleichteiler, damalige — denn es spielt Anno 1400 — Kommunisten), eine Gruppe von an Karl Moor und die Seinen erinnernden Seeräubern, die unter Klaus Störtebeker fochten und 1402 auf dem Hamburger Grasbrook en masse hingerichtet wurden. Alles steht

mir fest, nur eine Kleinigkeit fehlt noch: das Wissen. Wie eine Phantasmagorie zieht alles an mir vorbei, und eine Phantasmagorie soll es schließlich auch wieder werden. Aber eh' es dies wieder wird, muß es eine bestimmte Zeitlang in meinem Kopf eine feste und klare Gestalt gehabt haben. Dazu gehört genaues Wissen. Wo nehme ich das nun her? Ich glaube, daß man in den Hamburger Archiven ein reiches Material aus jenem großen Prozeß her beherbergt, und wenn es sein müßte, würde ich mich selbst an derartig Archivalisches machen. Aber ich denke mir, daß die Hamburger Historiker all dies längst extrahiert und in ihren Geschichtswerken niedergelegt haben. Reichen nun Ihre Hamburger Beziehungen und Einflüsse [1]) soweit, daß Sie zunächst in Erfahrung bringen können, wie's damit steht, und zweitens, wenn dergleichen da ist, in welchen Schriften und Büchern? Weiß ich erst, ob und wo dergleichen zu finden ist, so zweifle ich nicht, daß sich mir die Erlangung ermöglicht, trotzdem unsere Bibliothek ein elendes Institut ist und wohl auch noch lange bleiben wird. Dafür sind wir das Volk der Denker und Dichter. In Wahrheit sind wir das Volk für zweieinhalb Silbergroschen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Martha Fontane.

506) Berlin, d. 1. April 1895.

Meine liebe Mete.

Bismarck-Tag mit wahrem Hohenzollernwetter, woraus sich schließen läßt, daß der Himmel die Versöhnung der beiden Dynastien von Preußen und Lauenburg angenommen hat. Es ist gerade Mittagsstunde, und die 4000, hoffentlich mit Butterstullen bewaffneten Studenten werden nun wohl gerade antreten und ihrer Begeisterung Ausdruck geben. Und Bismarck wird gewiß entzückend antworten und in diesem Falle

[1]) Hans Hertz' Mutter und Gattin stammten aus Hamburg.

auch ehrlich. Es ist ein Festtag für Studenten, ja, die Studenten müssen begeistert sein; das ist ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Für alte Knöppe liegt es anders oder wenigstens komplizierter. Es ist schade, daß dieser Tag — wenigstens in meinen Augen — doch nicht das ist, was er sein könnte. Und das liegt — noch einmal nach meinem Gefühl — an Bismarck. Diese Mischung von Übermensch und Schlauberger, von Staatengründer und Pferdestall-Steuerverweigerer (er glaubte, die Stadt Berlin wollte ihn zugleich ärgern und bemogeln), von Heros und Heulhuber, der nie ein Wässerchen getrübt hat, erfüllt mich mit gemischten Gefühlen und läßt eine reine helle Bewunderung in mir nicht aufkommen. Etwas fehlt ihm und gerade das, was recht eigentlich die Größe leiht. Bankier Neumann, uns gegenüber, hat auch nicht geflaggt, und Arm in Arm mit Neumann fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken.

Vorgestern habe ich mit Fritsch und Wallot die Schaltänzerin Miß Poy gesehn; großartig.

Deine Briefe erfreuen uns sehr, auch der heutige mit dem Diktat von Tante Anna. Empfiehl mich der liebenswürdigen und gütigen Freundin.

Wie immer Dein alter Papa

An Theodor Fontane.

507) Berlin, d. 6. Mai 1895.

Mein lieber, alter Theo.

Mit Eurer Gesundheit geht es hoffentlich wieder besser; Husten ist eine Qual, für den, der ihn hat, und für den, der ihn mitanhören muß, aber man kommt darüber hin. Ich war, als ich so alt war wie Otto, auch ein ewiger Beller und bin nun doch bis auf 75 gekommen — freilich mit Hilfe des soviel verspotteten Cachenez, ohne das ich es nicht zu so hohen Jahren gebracht hätte. Dir wird das Reiten gut tun und Langeoog

noch mehr und das „Kriegstheater im Harz“ (freilich noch lange hin) am meisten. Um dies Kriegstheater könnte ich Dich beneiden, einmal — weil ich den Harz sehr liebe — der Szenerie halber, dann, weil höhere militärische Gesellschaft so ziemlich das Beste bedeutet, was man von Gesellschaft haben kann. Was den voraufgehenden Sommeraufenthalt auf einer der friesischen Inseln anbetrifft, so schließe ich mich denen an, die Dir zu Norderney raten. Es ist doch unterhaltlicher als Langeoog, und das spielt bei mehrwöchentlichem Aufenthalt eine große Rolle. Das mit den „größeren Kosten“ ist meistens Unsinn; man muß mitunter an den primitivsten Stellen am meisten bluten und kann an Weltplätzen billig leben. Es hängt alles von Glück und unberechenbaren Umständen ab. Als ich das erstemal in Norderney war, wurde sechs Stunden nach meiner Ankunft ein großer Dampfer mit 500 Gästen abgewiesen, weil auf der ganzen Insel kein einziges freies Bett mehr sei. Ja, da war in den fashionablen Straßen alles sehr teuer, und doch habe ich an der Wattseite der Insel nicht bloß angenehm, sondern auch ziemlich billig gelebt.

Friedel verlegt tapfer weiter. Ich war anfangs gegen diesen Großbetrieb und gegen den Wettbewerb mit den reichsten und angesehensten Firmen. Er hat aber in dieser Streitfrage recht behalten und, wie ich hinzusetzen muß, nicht bloß durch Glück, sondern auch durch Fleiß, Umsicht, Geschicklichkeit. Er hatte was von Großmannssucht, was mich störte; mausert sich aber jemand heraus und bringt es zu was, so kriegt das, was einem als Großmannssucht erschien, einen andern Namen. Auf dem Gebiet der Belletristik ist er, nach meiner Kenntnis, der Nummer-1-Verleger geworden. Selbst die großen, reichen Firmen stehen literarisch dagegen weit zurück.

Mete erwarten wir morgen zurück. Vom Laibacher Erdbeben hat sie die letzte Welle mitverspürt, um uns vermelden zu können: „Wir sind stolz, ein Erdbeben erlebt zu haben.“

Am meisten Freude hat sie von einer dreitägigen Wagenfahrt durch Tirol und Vorarlberg gehabt, womit ihr Meraner Aufenthalt abschloß. Ganz mein Geschmack; nur nicht Eisenbahn. Ein mäßiges Kotelett unter einem blühenden Kirschbaum ist mir lieber als ein Diner in einem Harmonikazug.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

508) Berlin, d. 9. August 1895.

Meine liebe Mete.

Wie immer, so haben wir uns auch heute über Deinen Brief gefreut. Die Stelle mit dem „Temperament" und der „Bildung" ist ausgezeichnet nnd erfreut den, der für solche Dinge Fühlung hat. Die Zahl solcher ist aber klein. Das Nietzscheſche Wort vom „Herdenvieh" ist leider wahr. Ich kenne viele Geheimräte, die solche Stelle lesen können, ohne sie anders zu rangieren, als wie: „Wenn's regnet, ist es naß." Ich bin fast bis zu dem Satze gediehn: „Bildung ist ein Weltunglück." Der Mensch muß klug sein, aber nicht gebildet. Da sich nun aber Bildung, wie Katarrh bei Ostwind, kaum vermeiden läßt, so muß man beständig auf der Hut sein, daß aus der kleinen Affektion nicht die galoppierende Schwindsucht wird.

Morris überschwemmt mich noch immer mit Daily Graphics, aus denen ich für Dich einige Ausschnitte gemacht habe. Die Wahlleitern (ich schicke bloß zwei, es sind aber 20) sind eine echt englische Erfindung des Daily Graphic: Leitern, auf denen man den dicken Tory und den etwas dünneren Whig wie Laubfrösche klettern sieht. Da die Torys gutes und die besiegten Whigs schlechtes Wahlwetter hatten, so ist der dicke Laubfrosch immer oben, der dünnere immer unten. Das Reklamebild für „Labradors" ist sehr hübsch, aber psychologisch falsch, weil der Zeichner einen Juden als den Zuspätkommenden

gewählt hat; ein richtiger Jude kommt aber nie zu spät. — Auf dem großen Gruppenbilde der ins Parlament Gewählten ist mir — wie auf allen englischen photographischen Bildern — das auffällig, daß sie alle wie Deutsche aussehen. Ein spezifisch englisches Gesicht hat nicht ein einziger. Früher sahen die Engländer auf all ihren Bildern englisch aus, jetzt, nachdem man alles nach Photographie zeichnet, nicht mehr. Woran liegt das? Erst antwortete ich mir: „Es liegt daran, daß die Engländer wirklich deutsch aussehen, und daß der photographische Apparat in seiner Unerbittlichkeit das fortläßt, was sich die englische Malerei gewöhnt hatte, über die Natur hinaus, hinzuzutun". Aber das ist nicht richtig, und ich halte es jetzt mit einer zweiten neuen Erklärung: „Die meisten englischen Köpfe haben wirklich etwas spezifisch Englisches, und das Künstlerauge, das Auge überhaupt, sah diese Dinge und sieht sie noch; der tote Apparat aber gibt nur die Linien wieder und hat nicht die Kraft, den Zug, der doch mit dem Seelischen zusammenhängt, herauszubringen." Die letztere Erklärung muß richtiger sein, da man im Leben (im Gegensatz zu ihren photographischen Bildnissen) so viele Engländer sieht, die spezifisch englisch wirken.

Sternfeld hat mir gestern die zum 26. Juli in der Universität gehaltene Treitschkesche Festrede: „Zum Gedächtnis des großen Krieges" geschickt. Ein ganz ausgezeichneter historischer Essay, wie ich deutsch noch keinen zweiten gelesen habe; ich war ganz benommen. Mit fast gleicher Freude lese ich Verdys Aufzeichnungen aus dem Jahre 1870. Die richtige Historienschreiberei ist zwar wohl nicht das Höchste in der Kunst, aber es interessiert mich am meisten. Wenn Du in Deyelsdorf bist, schicke ich die Treitschkesche Rede für den alten Veit, dem sie eine schöne Stunde schaffen wird.

Wie immer Dein alter Papa

509) Berlin, d. 12. August 1895.

Mein lieber, alter Theo.

Übermorgen früh soll es fortgehn, und da man, wenn man am meisten Zeit hat, am faulsten zu sein pflegt, so schreibe ich lieber noch von hier aus, um Dir für Deinen Brief aus dem Langeooger Hospiz zu danken. Daß der Aufenthalt Otto so gut getan hat, hat uns sehr erfreut, übrigens nach den jetzt tagaus, tagein gerühmten Resultaten der Kneipp-Kuren (die ja auch auf fröhliches Wasserpantschen hinauslaufen) keinen Augenblick überrascht. Trudi, von festerem Bau, kommt auch so durch. Daß Deine Frau durch das eigentümlich Aufregende, das die Seeluft hat, erst überreizt und dann abgespannt worden ist, beweist mir aufs neue, wie mißlich es mit den Sommerfrischen ist. So recht etwas haben eigentlich nur die davon, die's nicht brauchen. Wer auf den Großglockner 'raufklettert oder drei Stunden in Sonnenglut auf dem Wasser ist, um Seehunde zu schießen, der kommt sehr vergnügt von einer Sommerfrische zurück, deren Frische für ihn überhaupt nicht nötig war; die aber, die einer Erholung bedürfen, für die sich's wirklich um eine Luftkur handelt, die kriegen furchtbar oft einen Knacks davon weg, weil die ganze Wissenschaft von diesen Dingen noch in den Kinderschuhen steckt. Viele können im Gebirge nicht schlafen, andere an der See; die meisten kriegen an der See Cholerinezustände und brauchen im Gebirge Strahlsche Pillen. Dabei das furchtbare Gasthofselend. Um 12 Uhr kommt der letzte Zug: Trampeln, Stiefelschmeißen; um 4 Uhr geht der erste Zug: Klingeln, Wecken, Türenschmeißen. Man hat ein Beefsteak und eine Kulmbacher genossen und am Morgen eine Portion Tee, und für diese Leistung sind mindestens sechs Hände da, die sich nach einem Trinkgeld ausstrecken. Entsetzliche Table-d'hote-Gesellschaft, betrügerische Kutscher, ein Zimmer, drin es nach Schwamm oder, wenn

hinten 'raus, nach Pferdestall riecht! Es ist mir ganz lieb, daß ich mich trotz aller dieser Dinge in der Welt umhergetrieben habe; denn man braucht das alles als Studium und Lebensmaterial. Aber wer mir sagt, daß das schön sei, mit dem breche ich die Unterhaltung ab. Schön ist es für die Engländer, die eine Jacht haben und mit dieser die Mittelmeerküsten anlaufen, die grundsätzlich keine Trinkgelder bezahlen und einen Kammerdiener haben, der alles besorgt. Und letzte Rückzugslinie ist immer die eigene Kabine. Mit einer Art Grauen sehe ich auf fast alle meine Reisen zurück; am besten ist es mir in der Gefangenschaft ergangen. — Daß Du, auf meinen Douglas hin, geplündert worden bist, beklage ich, auch ist es nicht in der Ordnung. Die, die sozusagen mit zum Bau gehören, werden nie herangezogen; aber ein Schulrat — und wenn er der beste Mann ist — weiß das nicht. — „Hospize" (ich kenne eins aus Krummhübel) haben einzelne Vorzüge; der souveräne Oberkellner fehlt oder verleugnet seine Natur, dafür aber wankt ein grauer Schatten beständig neben einem her, auch wenn nur maßvoll gebetet wird. Ich bin für „Haare aparte und Kotelett aparte."

Wenn Du wieder in Hannover bist, suche doch zu lesen, was Verdy in Heft 9, 10 und 11 der Rodenbergschen Rundschau über seine persönlichen Erlebnisse im 1870er Kriege veröffentlicht hat. Alles, wie auch im Leben des einzelnen, hängt immer an einem Faden, und daß ein hoher Rätselwille alles Irdische leitet, jedenfalls aber, daß sich alles unserer menschlichen Weisheit entzieht, das muß auch dem Ungläubigsten klar werden.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

510) Karlsbad, d. 22. August 1895.

Meine liebe Mete.

Heute, vierter Tag, kam Dein Brief vom 10. August. Fast wie Korrespondenz mit Neuyork. Es freut uns herzlich,

daß es Dir so gut geht und Du so gut bei Stimme bist, was doch die Hauptsache bleibt. Den Gedanken, daß die künstlerische Betrachtung des Lebens der wahre Jakob sei und höher stehe als die Kunst oder diese letztere wenigstens überflüssig mache — diesen Gedanken habe ich auch schon gehabt, auch schon ausgesprochen; doch lasse ich Dir die Priorität der Erfindung. George, dessen Bild vor mir steht und mich ansieht, als wünsche er verteidigt zu werden, würde diesen Deinen Gedanken nie als „Geschwöge" bezeichnet haben; dazu war er zu fein und zu klug.

Nun ist auch noch Typhus in Zansebur aufgetreten! O, diese Landaufenthalte, diese Teiche mit Entengrütze, an denen die Entengrütze schließlich immer das beste ist! Immer Typhus und Diphtherie. Mir kann die ganze Geschichte gestohlen werden. Gesund sind nur die Gegenden, die sich der Mensch zurechtgemacht hat; der Sumpf muß ausgetrocknet, der Sand muß bewässert, die trockene, scharfe Höhenluft muß durch See und Wasserfälle, durch Waldschirme gesänftigt werden und mehr Korpus kriegen. Die Natur als solche kann man nicht brauchen; Wüste, Eis, Gletscher, Stein, Moor — was soll man damit? Es ist alles einseitig, unfertig, unerzogen.

Der Aufenthalt hier ist wieder sehr nett und eine Auffrischung in meinem Leben, das doch zu sehr aus Feder und Tinte und — Vossischer Zeitung besteht. Im Theater waren wir noch nicht; es wird immer der „Zigeunerbaron" gegeben, und das ist mir doch zu wenig. Auch „Mikado" kann mich nicht retten. Das weibliche Geschlecht wird einem hier verleidet. Nur Karikaturen. Die Menschheit fängt nicht beim Baron an, sondern nach unten zu, beim vierten Stand; die drei andern können sich begraben lassen. Solange man die Dinge um einen her wie selbstverständlich ansieht, geht es; aber bei Beginn der Kritik bricht alles zusammen. Die Gesellschaft ist ein Scheusal.

Grüße Anna. Empfiehl mich. Dein alter Papa

An Martha Fontane.

511) Berlin, d. 17. September 1895.

Meine liebe Mete.

Du bist nun also ein paar Tage wieder auf dem Boden, der für Dich durch so viele persönliche Erinnerungen geheiligt ist. Alle Achtung! Aber besser ist es doch, daß Du Tante Witte wieder hast, die mehr bedeutet als der Rest. Leider wirst Du sehr frieren; denn es ist kalt, und die liebenswürdige Frau (keine Vollkommenheit auf der Welt!) hat das „Luftbedürfnis". Ein euphemistischer Ausdruck, der soviel heißt, wie „bei 10 Grad R. im Zug."

Hier ist schon wieder alles im alten Gleise, nur statt der Petroleumfunzel brennt ganz feudal eine Gasflamme aus einem großen Glasteller heraus, und der verblakte Flur wird neu gestrichen. Am feudalsten ist freilich Friedel, der gestern früh sechs Uhr (Hoffart will Zwang leiden) mit seinem Freunde Meyer auf die Jagd gefahren ist, und zwar auf Meyerschem Jagdgrund, dicht bei Hankels Ablage. Bei Lichte besehn stecken drin mehr „Irrungen und Wirrungen" als in meinem ganzen Roman. Die „Verjüdelung" wächst rapid; von dem Augenblick an, wo man sich's klargemacht haben wird, „ja, hier wohnen (etwa wie dicht beim Lutherdenkmal) eigentlich lauter Juden," — von dem Augenblick an wird sich das christliche Gemüt beruhigt haben; der Spieß hat sich dann bloß umgedreht, und wir sind nur noch Gäste. Die Bredows werden Onkel Bräsigs, wozu sie ohnehin eine Naturanlage haben, und stromern und inspektern auf den Cohnschen Rittergütern herum. Eine Vorstellung, in die man sich, wenn man nur den ersten Schauder überwunden hat, ganz ernsthaft verlieben kann.

Dabei fallen mir unwillkürlich unsre guten Sternheims ein, denen ich natürlich, wenn es erst soweit ist, die Lange Börde, wo die Longobarden herstammen, als Fideikommiß

wünsche. Die liebenswürdige Frau Sternheim hatte bei unserer Ankunft Blumen und Weingelee für uns aufgebaut, Gaben, unter denen ich die letztere bevorzugte. Sie war auch schon zu einer Plauderhalbenstunde hier, ich habe sie aber noch nicht gesehn; die leichtfertige Behandlung der Kostümfrage bringt mich um so vieles. Doch habe ich sie durch die Türklinke gesehen; sie sah sehr gut aus und wußte es auch wohl. Warum auch nicht?

In den nächsten Tagen will ich einen kleinen Aufsatz über den großen Menzel (für die „Zukunft") schreiben. Ob er auch für die Zukunft ohne Gänsefüßchen sein wird, ist mir zweifelhaft, um so mehr, als mir von starkem Schnupfen der Kopf brummt.

Mama fängt an, sich zu erholen, oder, richtiger, wäre wieder ganz in Ordnung, wenn sie sich weniger langweilte und was Verbindliches zu hören kriegte. Das kann sie nicht gut entbehren, und mitunter halte ich mit meiner Beisteuer dazu zurück.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

512) Berlin, d. 23. September 1895.

Meine liebe Mete.

Der einliegende Brief, der, gestern geschrieben, heute nach Warnemünde gehen sollte und schon seine wohlgeschriebene Adresse (mein Vater freute sich über seine Adressen) hatte, geht nun doch nach Zansebur, um Dir zu vermelden, daß wir uns freuen, Dich am Mittwoch wiederzusehn. Irgendwer wird Dich empfangen, und wenn ich es selber sein müßte.

Gestern also Rügen. Ich zweifle nicht, daß es Dich entzückt haben wird. Schon ganz Skandinavien: Buchen, Möwen und Kreideklippen und ein verfeinerter, wenn auch betrügerischer Menschenschlag — faux bonhomme, wie die Balten

überhaupt. Ehrlich ist der Märker, aber schrecklich. Und daß gerade ich ihn habe verherrlichen müssen!

Mit Mama geht es etwas besser, auch in ihrer Stimmung. Diese war etwas kritisch gegen mich; heute früh fand ich sie plötzlich verändert. Nach einer Viertelstunde löste sich mir das Rätsel; Anna — von einem Sonntagsbesuch bei ihrer Cousine zurückkommend — hatte ihr gestern abend noch ein Bild der H.schen Lebensformen und des Verhältnisses bezw. Tones zwischen H.-Mann und H.-Frau entrollt. Dabei war ihr ein Seifensieder aufgegangen. Ich kenne keinen Menschen, der so impressionabel und so abhängig von „kleinen Geschichten" wäre — nicht mal Bismarck, der auch seine ganze Politik auf „kleine Geschichten" hin aufgebaut haben soll.

Mein Husten ist immer noch derselbe. Da ich seit acht Tagen und länger nur von Rebhuhn mit Speckhemde und von sozusagen überspicktem Hasenbraten gelebt habe, so ist das kaum zu verwundern. Ich stehe unter Speck. Und toujours perdrix ist von alter Zeit her verschrien.

Empfiehl mich Deiner liebenswürdigen Gräfin, die ich in Gedanken nur noch mit einem Jagdspeer sehe, und komme gesund in Deine frisch gestrichene Stube bezw. in die Arme des Gefertigten Th. F.

An Theodor Fontane.

513) Berlin, d. 2. November 1895.

Mein lieber, alter Theo.

Morgen ist nun also der für uns geburtstagsreichste Tag des Jahres, voran der Deine. Verlebe ihn froh und glücklich, lasse Dir viel wünschen und schenken und sorge, daß dem guten Tage viel andre gute Tage folgen. Unter dem, was in Sicht steht, wird wohl (über kurz oder lang) auch der „rote Adler" sein; freue Dich seiner und verzehre ihn mit Gesundheit. In Deiner Stellung und bei Deinen noch jungen Jahren muß

Dir an solcher Auszeichnung natürlich liegen, und ich erinnere mich schaudernd, daß mir der Empfang des Kronenordens vierter Klasse vor jetzt etwa 30 Jahren eine Art Freude war. Ich war damals auf der Kreuzzeitung und bedurfte solcher Dekoration, um nicht ganz unterm Schlitten zu sein. Meine nebenherlaufenden Zweifel waren freilich damals schon nicht viel geringer als jetzt. Man braucht die Sache der anderen halber und — lächelt darüber.

Über Deine Reimtoaste bei der Generalstabsreise habe ich Dir neulich schon ein paar Worte geschrieben. Ich habe eben beides noch wieder durchgelesen und denselben Eindruck empfangen. Ganz aus dem frischesten Erlebnis heraus entstanden, an Namen, Besonderheiten und kleine Schwächen anknüpfend, muß alles wundervoll gewirkt und zur Steigerung Eurer Fidelität beigetragen haben; die Situation fand ihren Sänger. Auch jeder Draußenstehende, der kein Griesgram und Philister ist, muß so empfinden, wenn er auch selbstverständlich, weil ihm der richtige Moment fehlt, etwas nüchterner bleiben muß. Das Bericht- oder Aktenstückartige macht sich im ersten Viertel sehr gut; nachher fressen sich die Kalauer untereinander auf. Einige sind übrigens sehr gut.

Wie immer Dein alter Papa

An James Morris.

514) Berlin, d. 31. Januar 1896.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Schönsten Dank für Brief und Zeitungssendungen, unter welchen mich die „Daily News"-Nummern von 1846 und 1896 am meisten interessiert haben. Ein halbes Jahrhundert hat viel geändert, was nicht bloß aus dem Format, sondern auch aus den Bildern zu ersehen. Charles Dickens wirkt sehr gut — besser als im Leben —, aber zugleich doch etwas komisch; so

stark hat die Mode gewechselt. Freilich ist in Rechnung zu stellen, daß er persönlich etwas Theaterhaftes hatte, so daß nicht alles auf die Zeit, sondern ein gut Teil auch auf ihn selbst und seine Eigenart zu schieben ist.

Und nun Ihre freundlichen Zeilen! Ich glaube, daß eine Stelle meines letzten Briefes — allerdings wohl durch meine Schuld — mißverstanden worden ist. Die letzte Rolle, die zu spielen ich geneigt sein könnte, ist die des Kriegsberserkers. Abgesehen von dem Entsetzlichen jedes Krieges, stehe ich außerdem noch allem Heldentum sehr kritisch gegenüber. Es gibt ein ganz stilles Heldentum, das mir imponiert. Was aber meist für Heldentum gerechnet wird, ist fable convenue, Renommisterei, Grogresultat.

Aber meine falsch verstandene Briefstelle! Ich hatte mit dem, was ich sagte, nicht einen kriegerischen Wunsch, sondern nur eine kriegerische Situation — als nun mal leider vorhanden — aussprechen wollen. Daß diese „Situation" da ist, steht mir allerdings fest. Daran können weder wir zwei beide noch die Zeitungen noch die Regierungen irgend etwas ändern. Die Schicksale nehmen ihren Lauf, und etwa am Sekulartage von Trafalgar oder nicht sehr viel später werden wir einen großen Krach haben[1]). England wird dann noch einmal glänzend siegen, aber es wird sein Höhepunkt sein. Verzeihen Sie mir diese Gastrolle als second sight-Highlander. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Ernst Gründler.

515) Berlin, d. 11. Februar 1896.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr!

Seien Sie herzlichst bedankt für Ihren lieben Brief, der mir eine große Freude war. In weit zurückliegenden Zeiten

[1]) Der Seesieg bei Trafalgar war am 21. Oktober 1805 erfochten worden.

sagte mir mal mein verstorbener Freund George Hesekiel: „Sieh, Fontane, das mit Orden, Titel und Hof- und Ministerialauszeichnung ist ganz gut, aber es haftet ihm soviel Tabulaturmäßiges an. Wenn aber eine Bürgerschaft, eine Genossenschaft von Intimeren einen auszeichnet, das macht immer einen Eindruck auf mich.“ Ich glaube, er hatte recht, und Ihr Brief hat mir diesen Ausspruch ins Gedächtnis zurückgerufen. Gegen sogenannte „Kritiken“, wenn sie nicht sehr gut sind, d. h. also von der langweiligen Lob- und Tadelfrage ganz absehen, bin ich total abgestumpft, weil sie eben „tabulaturmäßig“ sind; ein Brief wie der Ihrige aber ist eine wirkliche Erquickung.

Das Buch[1]) ist schon aus dem Winter 1863/1864, und ich schrieb abends und nachts die ersten Kapitel — die, glaub' ich, auch die besten geblieben sind —, während die österreichischen Brigaden unter meinem Fenster vorüberfuhren; und wenn zuletzt die Geschütze kamen, zitterte das ganze Haus, und ich lief ans Fenster und sah auf das wunderbare Bild: die Lowries, die Kanonen, die Leute hingestreckt auf die Lafetten, und alles von einem trüben Gaslicht überflutet. Ich wohnte nämlich damals in der Hirschelstraße (jetzt Königgrätzer) an der Ecke der Dessauer Straße. Die Stadtmauer (von den Jungens schon überall durchlöchert) stand noch, und unmittelbar dahinter liefen die Stadtbahngeleise[2]), die den Verkehr zwischen den Bahnhöfen vermittelten. Dann lag das Buch zwölf Jahre still, während welcher Zeit ich die Kriege von 1864, 1866 und 1870 beschrieb, und erst im Herbst 1876 nahm ich die Arbeit wieder auf. Es war eine sehr schwere Zeit für mich. Das Gedicht, das Lewin schreibt: „Tröste dich, die Stunden eilen,“ gibt meine Stimmung von damals wieder. Alles besserte sich indessen wirklich.

[1]) „Vor dem Sturm.“

[2]) Gemeint ist die alte Verbindungsbahn, die 1851 eröffnet und 1871 durch die noch bestehende Ringbahn ersetzt wurde.

Daß Sie Schottland kennen, webt ein zweites Band zwischen uns. Ich bin Nordlandsmensch, und Italien kann, für mich, nicht dagegen an. Nochmals herzlichen Dank.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Otto Pniower.

516) Berlin, d. 21. Februar 1896.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie herzlichst bedankt für Ihre freundlichen und schmeichelhaften Worte[1]). Vieles ist mir über „Effi" gesagt worden, aber, wie das immer ist, Worte, die mir eine Herzensfreude gemacht hätten, solche haben doch nur wenige gefunden. Schlenther eröffnete den Reigen, Sie schließen ihn. Denn nun wird kaum noch was kommen. Dazwischen krabbelt viel Mittelwertiges herum, und von der Majorität der Fälle schweigt des Sängers Höflichkeit. — Daß Sie vor einem Gelehrtenpublikum gesprochen, kann mir nur lieb sein. Denn zu denen, die sich zuletzt um einen kümmern, gehören die Gelehrten. Es kann auch kaum anders sein. Sie denken — und meist mit Recht — niedrig von der Gattung und gehen erst 'ran, wenn sie von einem Vertrauensmann geführt werden. Nochmals besten Dank.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Martha Fontane.

517) Berlin, d. 19. März 1896.

Meine liebe Mete.

Das Haus rückt, glaub' ich, mit fünf Briefen bei Dir an, da will ich doch nicht fehlen und das halbe Dutzend vollmachen. Ergeh' es Dir gut, habe einen guten Tag und ein gutes Jahr, befestige Dich in Deiner Gesundheit und Deinen Grundsätzen,

[1]) Vgl. Deutsche Literaturzeitung (1896) Nr. 8.

soweit sie's verdienen. — Mama, um sich zu erheitern, ist in „Richard III.". Sie fragte mich: „ob das das Stück sei, wo drei schwarze Frauen immer im Hintergrunde ständen, eine immer schwärzer als die andere." So leben Stücke im Gedächtnis der Menschen fort, sogar der gebildeten und theaterpassionierten.

Ich gehe, wie Dir Mama wohl schon geschrieben, unruhigen Tagen entgegen: Sitzungstage, Maltage. Ich freue mich aber darauf, einmal, weil es nun doch endlich mal ein richtiger Maler ist, dem ich in die Hände falle, dann weil Liebermann ein ebenso liebenswürdiger wie kluger Mann ist. Er erzählte mir, Bismarck verbringe seine Tage nur noch mit Schimpfen. Er freue sich über jeden Besuch, weil er dann gleich wieder loslegen und auf seiner Invektivenorgel ein neues Register ziehen könne. Immer gegen den Kaiser. Sein alter Diener soll neulich zu ihm gesagt haben: „Durchlaucht, ick will lieber en bisken 'rausgehn, daß ich es nich alles höre." „Ja, geh' nur: ich hab' mich noch lange nicht ausgekollert." Bei jedem andern würd' ich darüber die Achseln zucken; aber zu Bismarck gehört es. Es kleidet ihn.

In einem niederländischen Blatt bin ich wegen eines im „Pan" abgedruckten Gedichts (also der „Pan" lebt!) heftig angegriffen und einerseits als „alter Barde", anderseits als „Meister der Grobschmiedekunst" spöttisch gefeiert worden, weil das eine Gedicht „Die Balinesenfrauen auf Lombok" mit den Worten schließt: „Mynheer derweile auf seinem Kontor, malt sich christlich Kulturelles vor." Ich bin sehr froh darüber; auf diese Weise wird mein armes Gedicht doch wenigstens beachtet, denn die Berliner Blätter (z. B. „Börsen-Courier") drucken die ganze Geschichte ab und natürlich das Gedicht mit.

Tausend Grüße der verehrten teuren Frau. Wie immer

Dein alter Papa

An Herman Wichmann.

518) Berlin, d. 24. April 1896.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Wichmann.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihren lieben Brief. Natürlich haben Sie recht. Was Sie mir in Ihrer Güte über Limonen, Lorbeer- und Myrthenbäume noch an den Rand geschrieben haben, hat mich sehr interessiert. Ja, tausend Jahre, das ist schon was. Außerdem: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn." Dieser Satz paßt auch auf Bäume. Was wir hier in Lorbeer und Myrthe leisten, ist schwach.

Ja, die nicht verbrannten Briefe in „Effi"! Unwahrscheinlich ist es gar nicht. Dergleichen kommt immerzu vor. Die Menschen können sich nicht trennen von dem, woran ihre Schuld haftet. Unwahrscheinlich ist es nicht, aber es ist leider trivial. Das habe ich von allem Anfang an sehr stark empfunden, und ich hatte eine Menge anderer Entdeckungen im Vorrat. Aber ich habe nichts davon benutzt, weil alles wenig natürlich war, und das gesucht Wirkende ist noch schlimmer als das Triviale. So wählte ich von zwei Übeln das kleinere.

Von Dernburgs schmeichelhaftem Wort[1]) erfahre ich erst via Roma durch Sie. Hier bleibt einem so was verschwiegen. Ich weiß nun nicht recht, was ich Dernburg gegenüber zu tun habe. Keine Notiz davon nehmen, ist beinah unartig, und sich bedanken, ist beinah albern. Ich will es noch beschlafen. Tausend Grüße der hochverehrten Frau und Ihnen. Ihr Th. Fontane

An Martha Fontane.

519) Karlsbad, d. 31. Mai 1896.

Meine liebe Mete.

Mamas Salztüte ist aufgegangen und hat die Schreibtisch-

[1]) Friedrich Dernburg hatte in einem Feuilleton des „Berliner Tageblattes" Th. F. für unsern größten lebenden Dichter erklärt.

platte wie bestreut; mühsam habe ich alles weggeklopft, was aber vielleicht auch nicht gut ist. Wir haben bis um acht Uhr geschlafen, trotzdem um sechs Uhr das bekannte Hotelgetrampel losging; Gott sei Dank gibt es keine nächtlichen Stiefelschmeißer, da alles schon um neun Uhr zu Bett geht. Hier herrscht Bora, was Mama erfrischend findet; ich entbehre meinen lieben alten Rock, der mir um so teurer wird, je mehr er geschmäht wird — Los alles Besseren! Wir haben am Brunnen heute nur gekostet, jeder einen Becher. Während der Brunnenpromenade studierten wir die Buchhändlerschaufenster. In allen (weil Sonntag) stand voran: „An allen Orten gilt sein Wort" (oder so ähnlich), eine Predigtsammlung. Drum herum gruppierte sich „Eifernde Liebe" von Wildenbruch und „Reine Liebe" von der Eschstruth; fehlte nur noch ein „Liebesrausch" von Tovote. Den Hauptplatz nahm aber ein: „Unter dem roten Adler, Roman aus der Berliner Hofgesellschaft". Ich denke mir, auf sechs: „Reine Liebe" wird wohl eine Predigtsammlung kommen. Die dicken Karlsbader Gestalten wirken sehr weltlich.

Auch Frau Sorma ist hier und wohnt Villa Lauretta, auf dem englischen Berg; sie taucht aber nicht direkt in der Fremdenliste auf, sondern in folgender Verschleierung: „Nummer 7256: Herr Demeter Mito von Minotto, Privatier mit Gemahlin Agnes, Sohn Jacobus Michael und Bedienung aus Berlin." Und wenn ich nun bedenke, daß der kleine Brahm für diesen ganzen Apparat aufkommen soll, so kann einem angst und bange werden. Im Hotelomnibus fuhren wir mit einer Dame aus München, die, als sie uns als Berliner erkannte, ohne weiteres fragte, „ob wir den Bankier Y. kennten? Er wohne in der Voßstraße." Ich antwortete: „Wenn er in der Voßstraße wohne, müßte ich mich beinah genieren, ihn nicht zu kennen. Aber ich kennte ihn wirklich nicht; er wäre wahrscheinlich ‚Zuzug'." Sie setzte verschmitzt hinzu: „Sie hätte

letzten Winter in Nizza mit Y. ein Rendezvous in Karlsbad verabredet, zu diesem Rendezvous reise sie jetzt; sie leide übrigens furchtbar an Ischias" — was mich wieder beruhigte.

All dies wertvolle Material sollte bis morgen lagern, da ich aber eben durch Mama erfahre, daß morgen Annas Geburtstag ist, so sollen diese Zeilen mit meiner Gratulation heute noch zur Post. Ich wünsche ihr, daß sie sich erst verheiratet, wenn wir tot sind. Jung gefreit, hat niemand gereut; kehrt man es aber um, so ist es — das gewöhnliche Schicksal solcher Sätze — mindestens ebenso richtig.

Grüße die Söhne, die Gesellschaft und berichte, was Du „angerichtet". Mit diesem Kalauer will ich schließen.

Wie immer Dein alter Papa

An Martha Fontane.

520) Karlsbad, d. 19. Juni 1896.

Meine liebe Mete.

Meine Absicht ging dahin, Dir und Friedel jedem noch eine Schlußkarte zu stiften; es geht aber nicht, da Mama es beim „Wertzeicheneinkauf" so knapp eingerichtet hat, daß nur noch drei Marken, aber keine Karten mehr da sind.

Heute früh kam Deine Karte mit dem Bericht über die Gesellschaft bei Fritschs. Es hat einen Eindruck auf mich gemacht, daß Du von liebenswürdigen, beinah wohlwollenden Menschen sprichst. Mancher würde darüber weglesen — ich nicht. Man denkt zunächst, „liebenswürdig ist mehr und umschließt alles." Im letzten und höchsten ist dies auch ganz richtig. Aber die Durchschnittsliebenswürdigkeit ist ein Nichts im Vergleich zu „Wohlwollen". Das Wort sieht nach gar nichts aus, umschließt aber eine Welt. Es gehört ganz unter die feinen Sachen wie Demut, Reue, Vergeben- und Vergessenkönnen, Beichtbedürfnis. Aber was besitzt die Welt von diesen Extraartikeln! Immer ein Quentchen auf 100 Pfund Kommiß.

Anna kann ich wegen ihrer gestörten oder eingebüßten Nachtruhe nicht bedauern. „Sie sind ein kluges Mädchen" hat ihr, glaub' ich, H. gesagt, und in ihrer Klugheit wird sie bei Fritschs auf ihre Rechnung gekommen sein. Und dann noch der Umkehrmarsch zur Eroberung des vergessenen Hausschlüssels! Der Portier im Hause von Fritsch ist hoffentlich attenter als Bittner.

Über die verschiedenen Punkte in Friedels Brief, so beispielsweise über meinen entmannten oder mindestens englisierten „alten Derfflinger" (was mich amüsiert hat), sprechen wir morgen oder übermorgen ausführlicher. Baumgartenbrück ist reizend, aber man kommt doch nicht hin; Tiergartenbank mit nicht zuviel Spreewäldlerinnen (sie riechen alle milchsauer) ist schon das Beste.

Dein alter Papa

An Martha Fontane.

521) Berlin, d. 15. Juli 1896.

Meine liebe Mete.

Deine Karte, die heute eintraf, klingt ziemlich miesig; Judith, da ich Simson nicht gut zitieren kann, hat die Locken ihrer Kraft verloren. Aber ich finde diesen Elendszustand zu natürlich; ein Glück, daß das Würmchen in des guten, alten Thierfelder und nicht mehr in Eurer Obhut ist. Richtig placiert, bin ich für Einsetzung aller Kraft, auch wenn man dabei mit in die Brüche geht; aber jede Kraftvergeudung ärgert und reizt mit. Ich glaube, daß ich in jeder Schlacht, auch unter furchtbarster Angst, immer ein Stückchen Held gewesen wäre; die Vorstellung aber, mich wegen eines beim Skat gemachten Ulkes totschießen zu lassen, hat was Entsetzliches für mich. Und wer das *nicht* empfindet, der ist ein in ödem Konventionalismus befangener Schafskopp.

Mit Mama geht es wieder besser. Ich glaube, daß ihr ein paar Stunden lang ganz schrecklich zumute gewesen ist; was

aber auf Friedel und auch wohl auf Anna den meisten Eindruck macht, ängstigt mich nicht sehr. Mama verfällt nämlich leicht in ein gewisses Irrereden, und wenn man ihr einen Kranz einflicht, so ist Ophelia, oder (ohne Kranz) Lady Macbeth fertig. Es ist nicht eigentlich Komödie, aber ein Sich-Gehenlassen; zwei Stunden später ißt sie dann eine Sardellensemmel. Ich würde dies noch mehr betonen, wenn ich mir nicht sagte, daß mit beinah 72 Jahren mit nichts zu spaßen ist und auch Kleinigkeiten — irgendein unverdautes Radieschen — sehr gefährlich werden können.

Dr. S. war heute wieder hier und ist ganz zufrieden mit ihrem Zustand; sie muß Rheinwein trinken und sich kräftigen. Unglücklicherweise hat er eine Vorliebe für Sardellensemmeln — so ziemlich das Tollste, was es gibt.

Mamas Laune ist verhältnismäßig sehr gut. Heute früh hatte sie das Bedürfnis, sich zu unterhalten, und trotzdem ich gern noch weiter geschlafen hätte, entspann sich, völlig vom Zaun gebrochen, folgendes Gespräch:

Sie: Ich weiß nicht, wie die Frommen so gegen das Verbrennen sein können; Asche oder Erdenstaub ist ganz dasselbe, wenn sich's um Auferstehung handelt.

Ich: Ja, so sind die Frommen. Der Kaiser red't auch so.

Sie: Ja, der. Das macht, weil sie immer eine Wand um sich 'rum haben. Er sollte nur auch mal unerkannt durch die Straßen gehn und hören, wie das Volk spricht, so wie „Hassan".

Ich: Harun.

Sie: Ja, Harun al Hassan. Übrigens find' ich, daß Friedels neuer Anzug sehr gut sitzt.

Ich: Ja.

Sie: Und ich will auch gleich mal nachsehn, ob mein Knie heilt. (Sie tut es.) Ja, es heilt. Ich habe so sehr gesunde Säfte.

Ich: Jawohl.

Ich muß sagen, daß solche kleinen Erlebnisse sehr zu meiner Erheiterung beitragen.

Ergeh' es Dir leidlich gut. Cheer up! Grüße Lise, ihren Mann, ihre Mutter und sei selber gegrüßt von Deinem alten

Papa

An Friedrich Fontane.

522) Waren, d. 29. August 1896. Villa Zwick.

Mein lieber Friedel.

Habe Dank für Deinen Brief. Eigentlich wollten die Damen antworten, da aber beide letzte Nacht kein Auge zugetan haben — Mama, weil sie eine scharfe gastrische Attacke zu bestehn, Mete, weil sie dabei die verschiedenartigsten Verrichtungen zu regulieren hatte —, so sind beide total kaput und nur ich rage noch als die bekannte „eine hohe Säule" auf, weil ich, trotz nächster Nähe der vorstehend mehr angedeuteten als geschilderten Ereignisse, ganz auskömmlich geschlafen habe.

Mete kam gestern um 6 Uhr aus Rostock und Warnemünde zurück, geladen mit Neuigkeiten. Im ganzen ist es ihr gut ergangen; hocherfreut, und mit Recht, ist sie jedesmal über die großen Freundlichkeiten, die ihr von Tante Wittes Kindern erwiesen werden. Es zeigt, daß sie alle einen sehr guten Charakter haben, sonst würden sie Metes Stellung beanstanden.

Was Dich ein wenig überraschen wird, ist das, daß ich hier gestern und vorgestern ganz intime Weihen-Stephan-Unterhaltungen gehabt habe. Mein Nachbar, Bildhauer Thomas, der sich hier, zwanzig Schritt neben Villa Zwick, ein großes Sommerhaus mit prächtigem Garten (er brachte uns gestern eine seiner selbstgezogenen Netzmelonen) errichtet hat, ist enrangierter Weihen-Stephanianer und gehört dem großen Haupttisch an, an dem Admiral Knorr die Glanznummer ist. Neben ihm Schwechten, der ein Intimus von Thomas ist.

Wir schwammen in Berliner Erinnerungen. Denn wiewohl ich erst acht Tage von Berlin fort bin, so kann ich doch von „Erinnerungen" sprechen. Es liegt in meiner Vorstellung alles soweit hinter mir wie meine Lehrjahre bei Wilhelm Rose, wo ich Kamillen vom Boden holte. Gleich am ersten Abend hier, als ich Thomas noch nicht kannte, suchte er Fühlung mit mir, und, keines Überfalls gewärtig, vernahm ich den „Archibald Douglas", den seine Tochter, in Huldigung des neuen Nachbars, anstimmte.

Ausflüge haben wir noch gar nicht gemacht; es ist dazu zu kalt, zu windig, zu böig, so daß immer Regenschauer in Sicht sind. Wird es noch wärmer, so will ich doch wenigstens nach Röbel, um die alte Wendentempelstätte aufzusuchen. Es ist außerdem noch viel Interessantes in der Nähe: Remplin und Burg Schlitz.

Waren muß durchaus in die Höhe gebracht werden, und ich werde meinen mächtigen Arm dieser Sache leihen. Es ist wirklich sehr hübsch. Und welche Verpflegung in Schubarts Hotel[1])!

Wenn Ihr kommt, so seid Ihr jederzeit willkommen.

Wie immer Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

523) Berlin, d. 10. Oktober 1896.

Meine liebe Frau.

Wir freuen uns sehr, daß es Dir so gut geht und die schönen Herbsttage soviel zu Deiner Erholung beitragen. Leider ist es nun wohl damit vorbei; vorläufig haben wir Regen, und wenn er aufhören wird, wird wohl der Winter

[1]) Es waren zum Teil Erinnerungen an diesen ersten Aufenthalt der Fontaneschen Familie in Waren, durch die seine Töchter und ihr Gatte später bestimmt wurden, sich dort — und zwar auf dem oben erwähnten früher Thomasschen Grundstücke — niederzulassen.

anfangen — das Laub ist fast schon ganz herunter von den Bäumen.

Dresden ist und bleibt eine feine Stadt, und das meiste, was neu entsteht, zeichnet sich durch guten Geschmack aus, ja, mitunter durch einen allerbesten. Wir mögen hier vielfach Besseres, auch mal Genialeres haben; es vertut sich aber so sehr, daß doch eine gewisse Durchschnittsmäßigkeit, die nie interessant ist, vorherrscht. Mit dem Leben ist es ebenso: hundertfältig begegnet man einer hohen Bildung und Kultur, und doch bleibt dem Ganzen ein Kommißstempel, ein Geschmack nach Bötzow und Gilka.

Ich treffe eben, 8 Uhr, von Treptow wieder hier ein, wo ich sechs Stunden zugebracht habe, ganz mutterwindallein, was mir immer das Liebste ist. Auch das einzig Vernünftige. Man macht doch solche Geschichte nicht, um den Liebenswürdigen zu spielen (mit dieser Rolle habe ich mich mehr als nötig im Leben befaßt), sondern um für seine eigene werte Person was zu haben und zu lernen. Und das ist mir geglückt; ich lasse mich nicht gern dirigieren, am wenigsten in „sogenannten Vergnügungen". So habe ich es einzurichten gewußt, daß ich zweimal in Alt-Berlin war, das zweitemal pünktlich 5 Uhr, wo der „Wendenzug" (dies hatte ich vorher gehört) sein sollte. Den hab' ich denn auch richtig erwischt, und er hat mir in seiner Mischung von Blödsinn, Ungeschmack, Ruppsackigkeit und — glücklichem Ulk den größten Spaß gemacht. Hätte ich jemand bei mir gehabt, so wäre ich drum gekommen. Die eigentliche Ausstellung, wenigstens die Gebäude und das Gesamtarrangement, ist sehr schön, so daß die ganze Geschichte doch verdiente, besser behandelt zu werden. Aber unsere grenzenlose Unbeliebtheit läßt keine Anerkennung aufkommen, auch da nicht, wo wir sie mal verdienen.

Wie immer Dein alter Th. Fontane

An Erich Schmidt.

524) Berlin, d. 6. November 1896.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Ich muß Ihnen doch für eine genußreiche Stunde danken, die mir gestern abend die Lektüre Ihres Platen-Essays in der „Rundschau" gab[1]). Die Freude war größer als sie sich vorstellen können. Denn über fünfzig Jahre zurückliegende Abend- und Nachtstunden (denn mitunter dämmerte schon der Tag herauf), die ich damals in der alten ruppigen Kaiser-Franz-Kaserne mit meinem verstorbenen Freunde Lepel — einem halben Minckwitz — verbracht habe, stiegen dabei wieder herauf. Alle die Stellen, die Sie zitieren, waren auch unsere Lieblingsstellen, d. h. meine, denn für Lepel war alles Lieblingsstelle. „Es liegt an eines Menschen Schmerz", das „Grab im Busento", die venetianischen Sonette — zahllose Male wurden sie rezitiert, und als ich dreißig Jahre später in Venedig war, nickte ich immer mit dem Kopf und sagte: „Ach, das ist der." Und nun kam eine Platenstelle. Gian Bellin und Pordenone waren mir wie alte Bekannte. Überhaupt, lächerlich zu sagen, lernt der ungelehrte Sterbliche sein Bestes aus Versen und Romanen.

Die Logik Döderleins ist reizend und so lehrreich! Wer sich alles abknapst, macht immer ein schlechtes Geschäft. —

[1]) „Zu Platens Säkularfeier", jetzt in den „Charakteristiken" von Erich Schmidt. Zweite Reihe (Berlin 1909), S. 280f. Hier ist auch der Leipziger Universitätsprofessor Minckwitz erwähnt, der Platen einen Götzendienst gewidmet hatte. — Die „Logik Döderleins" spielt auf eine von Erich Schmidt in dem Aufsatz erzählte Anekdote an. Danach sagte der klassische Philologe zu dem Dichter, als er ihm einst seine Verlegenheit klagte, die ihm die Bezahlung eines persischen Wörterbuches bereitete, „er solle halt alle Tag a Maß Bier weniger trinken". „Er trinke ja kein Bier," erwiderte der Graf unwirsch; worauf Döderlein bemerkte: „Hab' ich dir net immer g'sagt, Platen, du sollst Bier trinken? Jetzt wenn du Bier tränkst, könntst dein Wörterbuch zahlen."

Mit besonderem Interesse habe ich auch das gelesen, was Sie über den „dunklen Punkt" sagen. Ich habe mehrere solche Personen von der „milderen Observanz" (freilich auch der „strengeren") kennen gelernt und kann aus eigenen Wahrnehmungen bestätigen, daß es solche eigentümlich „unglücklich Liebende" gibt. Mit einem, noch dazu einem Hofprediger, war ich sehr befreundet und gewann durch seine confessions Einblick in diese Dinge. Er bekannte sich ganz offen dazu; was er durfte, da man bloße Gefühle nicht vor Gericht stellen kann. Eines Tages kam er von Professor Westphal, dem Nervenarzt und Psychiater, und erzählte mir strahlenden Gesichts, Westphal habe gefunden, daß es an der in Betracht kommenden Stelle — übrigens eine ganz anständige Stelle (ich glaube die Weichen) — zwei Sorten von Nervensträngen gebe, nämlich verschieden dirigiert, die einen so: ⇒, die andern so: ⇐. Die Natur habe also ein Doppelspiel gewollt: die einen links, die andern rechts. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Otto Brahm.

525) Berlin, d. 17. Dezember 1896.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Daß ich Ihnen ein Wort über die „Versunkene Glocke" sagen wollte, hatte ich nicht vergessen. Mir war aber immer recht schlecht (furchtbar erkältet), und so komme ich erst heute dazu.

Von Anfang an, nach der Lektüre wie nach dem Sehen, hab' ich das Stück bewundert und ganz eingestimmt in alles, was Freund Schlenther darüber gesagt hat — nur ein paar „Unklarheiten" hab' ich bedauert und mich in diesem Sinne gegen Erich Schmidt und gegen Sie geäußert. Aber auch das nehme ich zurück. Sie schienen geneigt, für Unklarheiten unter

Umständen eine Lanze einlegen zu wollen. Nun ja, das kann man auch. Aber der ganze Streit darüber wird hinfällig, wenn Unklarheiten überhaupt nicht da sind. Einzelne Schwerverständlichkeiten, von denen sich vielleicht sprechen läßt, schaden bei der Aufführung einer lyrischen Dichtung der Art gar nicht, und bei der Lektüre steigern sie den Reiz, wenn — wie hier — soviel dahinter steckt. Also keine Unklarheiten. Aber doch an einer sehr wichtigen Stelle ein Etwas, das einer Unklarheit nahekommt, einer Unklarheit *nicht* des Gedankens, wohl aber des Gefühls. Was vielleicht schlimmer ist. Denn es entsteht daraus — verzeihen Sie den Ausdruck, und vor allem verraten Sie mich nicht an Hauptmann, den ich um keinen Preis kränken möchte — eine gewisse Schwabbelei. Der ganze fünfte Akt, mit Ausnahme dessen, was sich am Brunnen abspielt, also Nickelmann und Rautendelein, ist verfehlt. Die Drei-Becher-Geschichte macht ungeduldig, und das nochmalige Zu- und Ineinanderfliegen der beiden Liebenden macht *verdrießlich*. Da hängt es. Das ist die Gefühlsunklarheit, richtiger die Gefühlsunkonsequenz. Im Leben mag diese Gefühlsunkonsequenz vorkommen. Ja, sie kann da schön wirken und den Widerruf des Widerrufs zu einer Art Triumph erheben: von der Bühne her stört es aber. Was wir menschlich verzeihen, will uns künstlerisch nicht eingehen. Das Stück ist mit dem vierten Akt abgeschlossen und darf nur noch ein Nachspiel haben, ein Schlußtableau: Rautendelein in Resignation am Brunnen. Was noch gesagt werden muß, sagt Nickelmann erst zum Waldschrat, dann zur Elbe, die ihrerseits nur noch als Bild wirkt. So denk' ich mir die Sache. Schwinds „Melusine" fängt so an und schließt so. Auf Schwind darf man schon verweisen, ohne einem andern Künstler zu nahe zu treten. Wollte Hauptmann aber durchaus so schließen, wie er geschlossen hat, was ich mir auch gefallen lassen, ja vielleicht recht eigentlich großartig finden will, so *mußte das ganze Stück anders*

aufgebaut werden. In diesem Falle, will also sagen, wenn dieser Schluß ihm Hauptsache war, laß ich der gegenwärtigen Dichtung gegenüber zwar sein großes dichterisches Gefühl gelten, aber nicht seine dichterische Arbeit. Alles in allem, so oder so, irgendwo hat die Sache einen Knax, und es beweist seine große Poetenkraft, daß man trotzdem im größten Respekt vor ihm verharrt und auch im größten Interesse.

Daß man sich — wie ich aus der heutigen Morgennummer der „Vossin" ersehe — in der ganzen Welt um dies merkwürdige Stück reißt, ist die größte Freude, die ich seit lange gehabt habe, weil diese Weltteilnahme den hiesigen Neidhämmeln zeigt, was sie sind. Und wenn sie nicht Neidhämmel sind, so sind sie was andres aus der Landwirtschaft.

Ihnen alles Gute wünschend und darunter auch das, daß die „Versunkene Glocke", wie zu des Dichters so auch zu Ihrer Freude, noch lange weiterklingen möge, wie immer Ihr

Th. Fontane

An James Morris.

526) Berlin, d. 5. Januar 1897.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Allem vorauf den Neujahrswunsch von many happy returns of the day. Dazu meinen besten Dank für verschiedene Nummern und Hefte von „Graphic", „Daily Graphic" und „Illustrated London News". Zwei davon waren Weihnachtsnummern, deren Durchsicht mich mit gemischten Gefühlen erfüllt hat. Die Technik, das Wort im weitesten Sinne genommen und auf alles ausgedehnt, ist brillant, aber allerdings glaube ich gleichzeitig ein Erstarren in dieser Technik wahrzunehmen. Die Kunstfertigkeit wird immer größer, aber nicht die Kunst. Ich sehe mir nun diese Dinge seit dreißig oder vierzig Jahren an und finde, daß es im wesentlichen immer dasselbe

ist. Irgend etwas lebt in dem gegenwärtigen britischen Volkscharakter (vielleicht richtiger in der Volksseele), das einem Fortschritt hinderlich ist. Und doch ist dieser Fortschritt unerläßlich. Dann und wann erscheint es mir, als ob von Ihren besten Männern dies auch empfunden würde. Da hat beispielsweise Lord Wolseley über Armeereform gesprochen. Eine furchtbar schwierige Frage, weil diese Frage nicht bloß die englische Armee, sondern das ganze alte England berührt. Aber es spricht sich doch das Gefühl darin aus: „Es geht so in dem alten Geleise nicht weiter, es muß etwas Neues geschehen." Daß es nicht schon lange geschah, das konnte sich England nur in seiner Inseleigenschaft gönnen. Aber ich werde wieder politisch und schiebe lieber rasch einen Riegel vor. Nochmals herzliche Glückwünsche zum neuen Jahr. Wie immer Ihr

Th. Fontane

An James Morris.

527) Berlin, d. 16. April 1897.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Es ist ziemlich lange, daß ich nicht habe von mir hören lassen, und doch liegt allerhand vor, das dazu auffordert: Zeitungen (die ich Ihrer Güte verdanke) und Zeitereignisse. Unter den Zeitereignissen steht in meinen Augen die Rede obenan, die Sir William Harcourt vor ein paar Tagen im „Achtziger Klub" gehalten und die mich entzückt hat. Endlich, nach all dem Diplomatenunsinn, ein erlösendes Wort, das erste vernünftig und natürlich gesprochene, das ich seit Jahr und Tag in dieser unglückseligen Orientfrage gelesen habe. „Wenn das europäische Konzert gesunden Menschenverstand besäße, so wäre alles längst gelöst." Das ist so gewiß wie: zweimal zwei macht vier. Aber noch richtiger ist der andere Satz: „Eine Vereinigung von Mächten, die dem Universum Gesetze vorschreiben will, macht sich lächerlich." Und diesen

Unsinn gewollt zu haben, ist das Verbrechen und die Stupidität (letzteres bekanntlich das Schlimmere), dessen sich die Großmächte schuldig machen. Wenn ich für die nächste Woche drei Visiten vorhabe, die mir alle sehr langweilig und sehr unbequem sind, so lege ich sie gewiß auf den Montag, damit ich für den Rest der Woche Ruhe habe. Die Sache kann nicht schnell genug erledigt sein. Genau so in der Politik. Unbequemlichkeiten, selbst Schrecklichkeiten, die kommen müssen, kann man nur dadurch ihres Schreckenscharakters einigermaßen entkleiden, daß man sie so rasch wie möglich an der Brust packt und den Kampf auskämpft, der doch gekämpft werden muß. Der alte Satz: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende" ist längst eine Platitüde geworden, aber seine Plattheit hat an seiner Wahrheit nichts geändert. Und doch ist die sogenannte „Politik" der Großmächte nichts als eine langweilige Auflehnung gegen diese platte, aber ewig richtige Wahrheit. Es wäre zum Weinen, wenn man aus dem Ganzen nicht auch wieder Trost und Vertrauen zu den irdischen und ewigen Dingen schöpfen könnte. Die Machtlosigkeit der bloßen äußerlichen Macht wird einem großartig demonstriert und dabei der Beweis erbracht, daß es andere Kräfte, wie Bismarck einmal sagte: die „Imponderabilien", sind, die die Welt regieren. Da stehen nun die Griechen, nicht viel was anderes als 'ne große Räuberbande, und trotzen Europa. Und warum? Und wodurch? Weil der gesunde Menschenverstand auf ihrer Seite steht und in die Welt hineinlacht.
In herzlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

528) Berlin, d. 6. Juni 1897.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Hertz.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 2. Juni.

Ob ich den gleichen Tag erlebe[1])? Ich muß noch drei Jahre warten, sehr kurz und — sehr lang.

Am Mittwoch will ich mit Frau und Tochter nach „Nijen Bramborg" abdampfen, um Preußen zu vergessen, wozu Fritz Reuters Heimat — als eine Art Gegensatz — die beste Gelegenheit bietet. Ich stelle Rotspohn und Onkel Bräsig höher als den ganzen Borussismus, diese niedrigste Kulturform, die je da war. Nur der Puritanismus (weil total verlogen) ist noch schlimmer.

Im Augustabad bei Neubrandenburg am Ufer des Tollenseses — oder, wie andere sich kürzer fassen, des „Tollensees" — will ich auch endlich an die Korrektur beziehungsweise Anordnung meiner Gedichte für die fünfte Auflage gehen und bitte ganz ergebenst, mir zwei Exemplare zu diesem Zwecke zur Verfügung stellen zu wollen. Ich habe schon mal vor zwei oder drei Jahren um zwei Exemplare gebeten, und in Karlsbad, wo man sonst nichts vornehmen kann, auch wirklich die Durchsicht bis in die Mitte des Buches begonnen und durchgeführt. Aber jetzt, wo ich diese zwei Exemplare suche, sind sie fort, was mir leid tut, weil ich nicht weiß, ob die zweite Korrigiererei nicht hinter der ersten zurückbleiben wird.

Ich bin gern in Mecklenburg, wie in allen Ländern und Städten, die man in dem öden und dämlichen Berlinertum unserer Jugend für Plätze zweiten Ranges hielt, während sie unserem elenden Nest — damals gewiß „elendes Nest" — immer überlegen waren.

In herzlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

An James Morris.

529) Neubrandenburg, d. 13. Juli 1897.
Augustabad.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Vor etwa Jahresfrist schrieb ich Ihnen, wenn ich nicht

[1]) Wilhelm Hertz und Gattin hatten die goldene Hochzeit gefeiert.

irre, von Waren aus, heute von Neubrandenburg. Beide Städte sind mecklenburgisch, jene dem Lande Schwerin, diese dem Lande Strelitz zugehörig, aber beide mit denselben Vorzügen ausgestattet: mit Wald und Seen, mit einer sehr wohlhabenden Bevölkerung, sehr guter Verpflegung und einem patriarchalischen Regiment. Dies Regiment, eine Adelsherrschaft, wird nun zwar im ganzen übrigen Deutschland und speziell in Preußen verspottet, zeigt aber so recht, daß es auf Verfassungen und Freiheitsparagraphen (die wirkliche Freiheit hat keine Paragraphen) gar nicht ankommt, sondern auf die Lebensformen, die hier beglückender sind als anderswo. Man freut sich seines Daseins, trinkt Rotwein und liest kleine Blätter. Die Leute sind infolgedessen weniger „gebildet", aber auch weniger „verbildet", was sich darin zeigt, daß aus kaum einem andern deutschen Landesteile so viele Talente hervorgehen. In Berlin sind die Menschen infolge des ewigen Lernens und Examiniertwerdens am talentlosesten — eine Beamtendrillmaschine. Anknüpfend an meinen diesjährigen mecklenburgischen Aufenthalt möchte ich noch sagen dürfen, daß der Zug nach dem Norden, der sich dann oft bis nach Skandinavien hin ausdehnt, immer größer wird. Italien ist halb entzaubert (mit Ausnahme der Riviera), weil man die Hitze, die Moskitos, die Malaria und die Bettelei nicht mehr aushalten mag, und weil sich der „Bourgeois" — und der wirklich Gebildete erst recht — nachgerade eingesteht, daß er von Kunst doch nichts versteht, auch wenn er dreitausend Bilder noch so beharrlich angeglotzt hat. Der Norden ist klimatisch angenehmer, dabei sauberer und appetitlicher, und die Bevölkerung weniger Räuberbande.

Ihre Güte hat seit zwei Monaten eine Menge Kunst- und Lesestoff an mich gelangen lassen, wofür ich bestens danke. Den Anfang machten drei Photographien nach frühesten Jugendarbeiten von Sir John Millais. Die sich darin aus-

sprechende Begabung ist stupend; auch ein „marvellous boy". Die verschiedenen Bilder und Skizzen aus Griechenland in den „Illustrated London News" haben mich weniger interessiert, weil mir dieser ganze griechische Krieg widerlich geworden ist. Wenn ein kleines, beständig an der Bankrott- und außerdem noch an der Banditengrenze stehendes Volk solchen Kampf auf sich nehmen und vielleicht ganz Europa in Wirrsal stürzen will, dann muß es mehr leisten können. Sonst ist es ein kindisches Spiel.

Mit Schrecken sehe ich die „englischen Rüstungen", und daß das so welt- und lebenskluge England schließlich auch in diesen modernen Unsinn verfällt. Die Kultur, die dadurch geschützt werden soll, geht darin unter. England, weil es reich ist, kann die Sache eine Weile aushalten, aber wir in Deutschland, die wir durchaus eine große Flotte haben wollen (oder sollen), um sie nach vier Wochen verbrannt zu sehen, wir könnten unser bißchen Geld besser anlegen. Alle Staaten müssen erst wieder den Mut kriegen, vor dem Besiegtwerden nicht zu erschrecken. Es schadet einem Volke nicht, weder in seiner Ehre noch in seinem Glück, mal besiegt zu werden — oft trifft das Gegenteil zu. Das niedergeworfene Volk muß nur die Kraft haben, sich aus sich selbst wieder aufzurichten. Dann ist es hinterher glücklicher, reicher, mächtiger als zuvor.

Wie immer Ihr Th. Fontane

An James Morris.

530) Berlin, d. 19. August 1897.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Seit einem Monat bin ich aus Neubrandenburg wieder zurück, und am nächsten Montag will ich, wie alljährlich, mit meiner Frau nach Karlsbad. Ich sehne den Augenblick herbei, denn die hier seit meiner Rückkehr aus Mecklenburg verbrachten

Wochen waren infolge von Hitze und schlechter Luft sehr unerquicklich. Dabei hatte ich scharf zu arbeiten, so daß ich zuletzt erschöpft zusammenbrach. Dies ist auch Grund, daß ich Ihnen nicht eher geschrieben und meinen Dank für verschiedene „Daily Graphics", desgleichen für eine Nummer von „Westminster Budget" (ein Blatt, das ich noch nicht kannte) ausgesprochen habe.

Unter den Bildern gefiel mir am besten: „Dancing on the Lion's Tail". Ein Hawaii-man mit einer Sternenbannerweste tanzt auf dem Schwanz des britischen Löwen, und die Unterschrift lautet: „How long will he stand it?"

Ja, „how long will he stand it?" — darauf spitzt sich für England überall in der Welt die Frage zu. Wie lange wird England die Vexationen der andern noch aushalten? Aber beinah noch bedrohlicher ist die nebenher laufende Frage: „Wie lange werden die andern die Vexationen Englands oder richtiger die immer bedrücklicher und immer kränkender werdenden Weltherrschaftsaspirationen Englands noch aushalten wollen?" Die „glorious isolation" ist da, eine Erscheinung, wie sie die Welt in dieser Gestalt vielleicht nie gesehen hat. Ein furchtbares Gewitter zieht sich zusammen. Wie so oft, wird ein sich aufmachender Wind dies Wetter sehr wahrscheinlich wieder vertreiben, und wenn dies gegen Erwarten nicht geschieht und die Gefahr zu Häupten stehen bleibt, so werden die ungeheuren Machtmittel Englands vielleicht, ja sogar sehr wahrscheinlich ausreichen, aus all den umdrohenden Gefahren siegreich hervorzugehen. Aber dieser Sieg kann nicht dauern. Es ist gegen den herkömmlichen Lauf der Dinge. Weltherrschaften sind immer gefährdet, auch wenn sie sich (was selten zutrifft) eines philanthropischen Charakters rühmen dürfen. Die größte Gefahr scheint Rußland; ich glaube die größte Gefahr ist Amerika.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

531) Berlin, d. 26. Oktober 1897.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Pietsch.

Herzlichen Dank für die „Tafel", trotzdem sie mich, bei nun bald achtundsiebzig, wie ein Grabstein ansieht. Aber wenn auch. Irgendein Philosoph hat, glaub' ich, mal gesagt: wie's ist, ist es am besten. Und wenn der einem zuständige Zustand der geworden ist, daß man nicht mehr ist, wird es wohl auch am besten sein.

Bei meiner Rückkehr aus Karlsbad schon vor vier Wochen und mehr fand ich Ihre Karte vor und wollte gleich schreiben, bin aber vor mich quälender und durchaus nicht zu erledigender Arbeit (dicker Romanwälzer) nicht dazu gekommen. In meinen Tagen erhebt jeder neue Tag den Finger mit der Drohung: „Du! Du! Nur kein Aufschieben. Was du tun willst, tue bald, heute noch."

Im letzten Sonntagsblatt der „Vossin" hat mich der Artikel über Henriette Herz[1]) interessiert. Sie haben ihn vielleicht auch gelesen. Als literarische Leistung ist er keineswegs hervorragend, aber er hat mich wieder mit der Nase auf die Tatsache gestoßen, daß das gesellschaftlich höher potenzierte Berliner Leben immer nur ein Juden- will sagen Jüdinnenleben gewesen ist. Eine Bourgeoisfrau oder -tochter hat hierlandes nie was gesprochen, um das man sich hätte kümmern müssen. Und der Adel, seitdem er fromm und noch sonst einiges geworden ist, versagt auch. Aus diesem Fakt erklären sich einige der wichtigsten unserer wenig erfreulichen Zeiterscheinungen.

Empfehlen Sie mich Fräulein Jenny[2]). In herzlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

[1]) Heinrich Meisner, Henriette Herz nach dem Urteile ihrer Zeitgenossen.
[2]) L. P.s Tochter.

An James Morris.

532) Berlin, d. 26. Oktober 1897.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Ich habe lange nicht von mir hören lassen. Grund war eine große Arbeit (wohl meine letzte, wenigstens der Art), die ich nach Stuttgart hin an eine dort erscheinende Zeitschrift abzuliefern hatte[1]). Das liegt nun seit drei Tagen alles glücklich hinter mir.

Eine Anzahl „Daily Graphics" ließ mir Ihre Güte zugehen. Sehr amüsiert hat mich ein einem holländischen Blatte entnommenes Bildchen: „William the Crusade". In unsern illustrierten Witzblättern findet man selten dergleichen, woran man vielleicht demonstrieren kann, daß das sinnlich Wahrgenommene stärker wirkt, als das zum Verstande sprechende Wort. Denn an Kritik übenden Witzworten fehlt es in unserer Journalistik keineswegs, nur das Kritik übende Bild tritt spärlicher auf.

In unsern deutschen Zeitungen verfolge ich mit großem Interesse die englischen Kämpfe in Indien und am Nil. Die ersteren sind natürlich die wichtigeren, denn sie sind das Vorspiel zu dem Großen und Entscheidenden, was kommt, und worüber sich einer aus den Reihen Ihrer Hocharistokratie — wenn ich nicht irre, war es der Herzog von Hamilton — mit erfrischender Offenheit und Unbefangenheit ausgesprochen hat[2]). Wenn ein Fremder dergleichen sagt, so stößt er leicht an.

[1]) „Der Stechlin" erschien zuerst in „Über Land und Meer".

[2]) Der Staatssekretär für Indien, Lord George Hamilton, hatte in einer Volksversammlung in London am 16. Januar 1897 nähere Angaben über die in Indien herrschende Hungersnot gemacht und die Gefahren als höchst bedrohlich hingestellt: „Ein Drittel der großen in Vorderindien unter dem Zepter der Königin von England lebenden Völkermasse, für deren Existenz die Regierung Englands verantwortlich sei, befindet sich teils in mittelbarer, teils in unmittelbarer Lebensgefahr."

Wenn er sich aber Ansichten, die er vorfindet, nur anschließt, so geht es eher. Die englische Herrschaft in Indien muß zusammenbrechen, und es ist ein Wunder, daß sie sich bis auf den heutigen Tag gehalten hat. Sie stürzt, nicht weil sie Fehler oder Verbrechen begangen hätte — all das bedeutet wenig in der Politik. Nein, sie stürzt, weil ihre Uhr abgelaufen ist, weil ein „Anderes" mächtig in die Erscheinung drängt. Dies „Andere" heißt zunächst Rußland. Aber auch Rußland wird nur eine Episode sein, und ein sich auf sich selbst besinnendes nationales, religiöses und dem uralt Überlieferten angepaßtes Leben wird schließlich triumphieren und einigen Anspruch auf Dauer haben. Dieser hier angedeutete Werdeprozeß vollzieht sich, wohin man blickt, in der ganzen Welt, und es ist ein ungeheurer Segen, daß er sich vollzieht. Die Konquestadorenzeit, wo zwanzig Räuber, weil sie Knallbüchsen hatten, viel gesittetere Leute zu Paaren trieben und die Könige dieser besseren Leute auf den Rost legten — diese brutale Zeit ist vorbei, und gerechtere Tage brechen an. Die ganze Kolonisationspolitik ist ein Blödsinn: „Bleibe zu Hause, und nähre dich redlich." Jeder hat sich da zu bewähren, wohin ihn Gott gestellt hat, nicht in einem fremden Nest. Mit Schaudern lese ich jetzt täglich von den verzweifelten Anstrengungen, die England machen will, um den alten Zustand à tout prix zu bewahren. Bis jetzt konnte man sich, wenn man auf England sah, daran aufrichten, daß es wenigstens ein Volk in Europa gab, das noch an ein anderes Ideal als an eine „Million Soldaten" glaubte. Wenn England sich dieses kolossalen Vorzuges, der gleichbedeutend ist mit gesundem Menschenverstand, freiwillig begibt und nun auch anfängt, jedem Menschen eine Flinte in die Hand zu zwingen, so steigt es von der Höhe herab, die es bis heute innehatte. Außerdem wird nicht mal das dadurch erreicht, was damit erreicht werden soll. Die Menschheit hat zu natürlichen Zuständen zurückzukehren. Das aber, womit am ehesten

(weil unerträglich geworden) gebrochen werden muß, ist der Militarismus.

In herzlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

An Friedrich Spielhagen.

533) Berlin, d. 22. November 1897.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Gestern abend habe ich „Faustulus" zu Ende gelesen — das letzte Drittel hintereinander weg. Ich finde das Ganze nicht nur wirkungsvoll, sondern in erster Reihe ungemein kunstvoll und möchte diesem Ihrem Neuesten unter allem, was ich von Ihnen kenne, (nur in dem, was unmittelbar vor der „Sturmflut" liegt, ist eine große Lücke) den ersten Rang anweisen. Es ist, wie in seiner Totalität, so in jeder einzelnen Szene glänzend komponiert, nichts zu lang und nichts zu kurz. Lokal- und Gesellschaftston (so beispielsweise bei den Moorbecks; die Moorbecks selbst an der Spitze) wundervoll getroffen, überall geistreich und, wo's paßt — so die vorzügliche Figur des jungen Moorbeck — auch humoristisch. Die Hineinverflechtung des „Faustulus", die gegenseitige Spiegelung, so daß Arno Faustulus und Faustulus wieder Arno ist — alles ausgezeichnet. Einer erklärt den andern. Ja, Arno richtet sich in intrikaten Situationen an Faustulus auf und empfängt Direktiven von seinem eignen Geschöpf. Das aber vielleicht Glänzendste sind die Halluzinationen zu Anfang und am Schluß und die zwischen ihnen hergestellte Verbindung. Beide Schilderungen (oder Bilder) an sich außerordentlich schön, besonders die zweite. Daß diese zweite nur der Widerschein der Erzählung des alten Lotsen ist, steigert die Wirkung.

Es beglückt mich, Ihnen aufrichtigen Herzens all dies sagen zu können, und es gewinnt vielleicht noch, wenn ich hinzusetze, daß ich stofflich eigentlich gegen Sie stehe. Je älter

ich werde, je mehr neige ich mich den alten Schulaufsatzthemen, wie „Pfingstausflug nach Freienwalde", „Die Radler im Grunewald" oder „Berliner Weihnachtsmarkt" zu. Vor ein paar Tagen las ich in einer stattlichen Anzahl von Korrekturbogen mal wieder meine aus dem Altenglischen übersetzten Balladen durch und fand dabei halb zu meinem Entsetzen, halb zu meiner Freude, daß mich nicht mehr die Liebes- und Heldenballaden interessierten, sondern nur noch Robin Hood, der seinen alten Onkel Gamwel besucht, zusieht, wie Festkuchen gebacken wird, ungeheuer viel ißt und trinkt und zuletzt mit einer schwarzzöpfigen Jenny zur Stadt hinauswalzt, wieder in seinen Sherwoodwald hinein. Da haben Sie meine Stimmung, meinen gegenwärtigen Geschmack.

Und daß ich trotzdem für Faustulus bin, sagt alles.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An James Morris.

534) Berlin, d. 6. Januar 1886.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Wofür ich mich bei Ihnen zu bedanken habe, hab' ich im Detail schon wieder vergessen, so mannigfach war es; nur die Christmasnummer ragt in ihrem Bunt aus dem großen Grau hervor. Diese Christmasnummer („Graphic") hatte die alten Vorzüge und Schwächen. Alles Technische — wohin ich auch die Versemacherei, soweit sie „Macherei" ist, rechne — vorzüglich; im übrigen aber alles erfindungsarm, alles die alte, herkömmliche Geschichte. Unsere ganze moderne Produktion krankt daran. Alles ist Nachahmung, und das, was nicht Nachahmung ist, was sich à tout prix auf die eigenen zwei Beine stellen will, das ist — mit verschwindenden Ausnahmen — vollends nicht zu brauchen. Ich kann mit Ausnahme des Technischen und Naturwissenschaftlichen (wiewohl auch da die

großen Dinge der Vergangenheit angehören) nirgends einen Weltfortschritt wahrnehmen. Die Kanonen und Gewehre werden immer besser und scheinen die Fortdauer europäischer „Zivilisation im Pizarrostil" vorläufig noch verbürgen zu wollen. Aber es geht auch damit auf die Neige. Die nicht-zivilisierte Welt wird sich ihrer Kraft bewußt werden, und der große Menschheitsauffrischungsprozeß wird seinen Anfang nehmen. Eigentlich sind wir schon in der Sache drin.

Am bedrohtesten ist England, weil es seine Flügel über die Erde hin am weitesten ausgebreitet hat. Überall schwere Gefahr. Aber wie immer, wenn die Gefahren sich mehren, ja, wenn „decay and fall" als Möglichkeiten am Horizonte sichtbar werden, raffen sich die Völker noch mal zu größten Leistungen auf, und so finde ich denn auch die Haltung Englands im gegenwärtigen Augenblicke geradezu bewundernswert. Daheim in einer schweren, in ihren Folgen ganz unberechenbaren Krisis, in Indien, in Afrika, in China entweder in seinem Besitzstand oder doch in seinem „Prestige" bedroht, von allen beargwohnt und gehaßt, von keinem geliebt oder sekundiert, zeigt es trotzdem in seiner Haltung keine Spur von Unruhe; teilt die Fragen nüchternen Sinnes in „große und kleine"; schiebt die kleinen beiseit' oder bequemt sich zu Konzessionen; ist aber bereit, für die großen Fragen zu kämpfen und seine Existenz an die Fortdauer seiner gegenwärtigen Machtstellung zu setzen. Das hat auch für den Fremden etwas Erhebendes und in dem großen Stil des Vorgehens ein Etwas, das einen mit Neid erfüllen kann. Ist mein Blick in die Zukunft richtig, so zieht das Gewitter diesmal noch vorüber. Die Wolken sind noch nicht geladen genug. Die Regierungen führen noch das Wort, nicht die leidenschaftlichen Volksempfindungen. Sprechen aber erst diese mit, so werden wir furchtbare Kämpfe haben, nach deren Abschluß die Welt und die Landkarte anders aussehen wird als heut. Wie immer in aufrichtiger Ergebenheit Ihr Th. Fontane

An Georg Friedlaender.

535) Berlin, d. 3. Februar 1898.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Seit Wochen liegt das Kuvert mit Adresse und Groschenmarke in meinem Briefkasten und mahnt mich jeden Tag, Ihnen zu schreiben und das zugesagte Buch (Neudruck meiner Gedichte) an Sie gelangen zu lassen. Nie kam ich dazu, weil ich ein Manuskript (den zweiten Band meiner „Lebenserinnerungen" unter dem Titel „Von Zwanzig bis Dreißig") abzuliefern hatte. Heute glückt es, daß ich zum Schreiben komme, leider mehr aus Schlimmem als aus Gutem heraus. Ich bin seit einer Woche krank, und weil die Kräfte nur eben noch bis zur Erledigung von Briefen reichen, so kommen diese jetzt an die Reihe. Das Gedichtbuch schicke ich uneingebunden, weil ich weiß, daß Sie Einbände nach eigenem Geschmack vorziehen. In meiner Reizbarkeit ärgere ich mich, sowie ich das neue Buch in die Hand nehme, weil es in seiner Erscheinung so echt berlinisch wirkt, d. h. also nicht geradezu schlecht, aber mittelmäßig, jedes gefällig Wirkende entkleidet.

Ich weiß nicht, ob es Ihnen ebenso geht, aber für mich haben Bücher Physiognomien wie die Menschen, und während mir die eine Physiognomie gefällt, ärgert mich die andere. „Cheap and nasty" hat Reuleaux von der deutschen Produktion gesagt, und dies Wort hat ihn gestürzt. Aber das Wort ist richtig, und Reuleaux ist als eine Art Wahrheitsmärtyrer abgetan worden.

Und nun erst gar die Berliner Produktion! Jede Semmel ist pappig, jedes Stück Fleisch schmeckt nach Kellermuff, und kein Buchbinder kann ein Buch hübsch einbinden. Die Deckel stehen immer ab. Als unser Zeitungs-Lessing die Prachtausgabe der Werke seines großen Ahnen veranstaltete, floh er schließlich nach Leipzig, um dort einen Buchbinder zu finden.

So mit allem hier. Und dabei der unerträglichste Dünkel. Sie können hier nicht einmal eine Lederkappe über ein feines Flakon binden.

Sie sehen, ich bin etwas vergrätzt. In manchem gewiß mit Recht. Aber ich gebe zu, Stimmung und Alter wirken mit. Louis Schneider, wenn er auf der „Kreuzzeitung" gefragt wurde: „Wie steht es denn mit dem?", antwortete immer: „Gott, wie soll es mit ihm stehen? Er wird alt, also wird er unausstehlich." Daran muß ich jetzt oft denken.

Die neuen Gedichte in dem Bande fangen mit S. 67 an. Ich halte das zweite der neuen Stücke „Lurenkonzert" für das beste.

Empfehlen Sie mich Ihren Damen aufs angelegentlichste.
Wie immer Ihr Th. Fontane

An James Morris.

536) Berlin, d. 5. Februar 1898.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Unter Ihren letzten freundlichen Zusendungen, für die ich bestens danke, haben mich zwei ganz besonders interessiert: die „Star"-Nummer zum zehnjährigen Jubiläum und die vor ein paar Tagen empfangene Nummer des „Morning". Dieser „Morgen" wirkt schon dadurch, daß er jeden ordinären Zusatz, wie beispielsweise „Advertiser" oder „Chronicle", verschmäht und in grandioser Einfachheit auftritt — nur „Morgen".

Zunächst der „Star". Es berührte mich doch ganz eigentümlich, meinen alten Bekannten Marcus Stone bildnerisch die Hauptrolle darin spielen zu sehen. Die Familie Merington, mit der wir vor gerade vierzig Jahren in Camden Town freundschaftlich verkehrten, war mit der Malerfamilie Stone (auch schon der Vater war Maler) aufs herzlichste befreundet. Der Alte, ein wenig eitel, ließ sich nicht oft sehn. Desto häufiger

die drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn. Die zwei Töchter waren bildschön, beide typisch englisch, trotzdem sie grundverschieden waren (die eine schwarz, die andere feuerrot). Der Sohn war Marcus, damals zwanzigjährig. Er ist also jetzt ein Sechziger, und wenn er sich in seinem Selbstporträt nicht absichtlich verjüngt hat, so muß ich sagen: er hat sich brillant konserviert. Was noch wichtiger ist: er sah in seinem Bilde mit der Palette in der Hand auch heiter und glücklich aus. Ich weiß, daß er zu den besten Malern gehört. Dann und wann seh' ich hier Bilder von ihm. Eines: ein Liebespaar oder ein Paar, das auf dem Punkte steht, sich zu verloben, Kostüm der Revolutionszeit, Gartentisch, ein mächtiger Baum ihnen zu Häupten, ist sehr hübsch. Doch glaube ich, er hat eine Neigung, sich zu sehr auf einem Felde zu bewegen. Jedenfalls war ich hocherfreut, ihm im „Star" zu begegnen.

Und nun geht der Morning auf. Ich denke mir, Sie haben mir diese Nummer wegen des Artikels „The hungry Hohenzollerns" geschickt, und ich bin Ihnen dankbar dafür, weil mir der Artikel wieder ein Musterbeispiel ist, wie weit sich nationale oder, was mir viel wahrscheinlicher ist, wie weit sich Parteigegensätze verirren können. Ich glaube nämlich nicht, daß diesen Artikel ein Engländer — gleichviel ob er die Hohenzollern haßt oder nicht — geschrieben haben kann. Ein Engländer, weil ihn die ganze Geschichte doch schließlich nur mäßig in seinem Gemüt beschäftigt, wird sich durch ein bestimmtes Maß von Unbefangenheit am Niederschreiben solchen boßhaften Unsinns immer gehindert sehen. Etwas, was so falsch und so gehässig ist, kann nur von einem gegen Preußen und die Hohenzollern gereizten Deutschen geschrieben werden, also mutmaßlich von einem hannöverschen Welfen. Ich darf Ihnen versichern: der jetzt in unserem Lande blühende Borussismus ist sehr wenig nach meinem Geschmack, und wenn ich gewisse Reden lese, so wird mir bei diesem Rückfall in Anschauungen,

die noch über die Stuartanschauungen Jakobs II. hinausgehen, himmelangst. Aber das nehme ich auf den Diensteid, daß der Große Kurfürst, der sogenannte „Soldatenkönig" (Friedrich Wilhelm I.) und der alte Fritz nicht bloß famose Kerle gewesen sind, sondern daß ihr Tun, weit über alles Selbstische hinaus, auch im Dienste großer Ideen, vor allem der Bekämpfung des Katholizismus gestanden hat. Nirgends in der Welt weiß man dies besser als in England, und nirgends in der Welt ist dies in höherem Grade (selbst mehr als bei uns selbst) anerkannt worden als in England. Denn es deckte sich mit den Grundsätzen der englischen Politik. Ich darf dies um so mehr hervorheben, als ich persönlich gegen alle antikatholische Politik bin. Aber jedenfalls, falsch oder richtig, war immer eine Idee da, nach der die Hohenzollern zwei Jahrhunderte lang ihre Politik getrieben haben. Wie immer in vorzüglicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

An James Morris.

537) Berlin, d. 7. März 1898.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Mein elender Zustand, der mich viele Wochen gequält hat, dauert zwar noch an, aber ein bißchen Besserung ist doch da, so daß ich einen ersten Versuch mache, mal wieder einen Brief zu schreiben.

Aus Ihren freundlichen Zeilen ersah ich, wie gereizt man in England gegen uns ist, und welch langes Sündenregister man uns vorhält. Einige Punkte (Jameson) fallen, glaub ich, aus, weil die Geschichte bereits ihr Wort darüber gesprochen hat. Aber andere Punkte bleiben, und auf diese verbleibenden Punkte — deren relative, weil traditionell begründete Berechtigung ich zugeben will — möchte ich antworten.

Die Wurzel alles Übels und aller Anklage liegt einfach darin, daß man in England das Faktum einer ungeheuren

politischen Veränderung, die sich auf dem Kontinent vollzogen hat, entweder nicht sieht oder nicht sehen will. Deutschland, Österreich und Preußen mit eingerechnet, waren Trabantenstaaten, die seit zwei Jahrhunderten abwechselnd im Fahrwasser von Rußland oder England fuhren. Unter Friedrich dem Großen sah es so aus, als sei Preußen, und unter Metternich, als sei Österreich eine leitende Macht. Und dies war auch momentan richtig. Aber dieser momentane Herrschaftszustand wurzelte in Zufälligkeiten (etwa wie Schweden unter Gustav Adolf), nicht in den realen Machtverhältnissen. In Wirklichkeit waren die Stammes- und Völkergruppen zwischen Rhein und Weichsel, zwischen Donau und dem nördlichen Küstengelände machtlos, weil sie zersplittert und in beständiger Fehde gegeneinander waren. Der Haß untereinander war viel größer als gegen irgendeinen äußeren Feind. „Lieber französisch als preußisch", habe ich die Nichtpreußen in Deutschland wohl hundertmal ausrufen hören.

Das war der alte Zustand vor 1864, 1866 und 1870. Aber mit diesem alten Zustand — trotz beständiger Fehler, die begangen werden — ist gründlich aufgeräumt, und statt fünfzig Millionen Deutscher, die sich untereinander auffraßen, sind jetzt fünfzig Millionen Deutsche da, die dieselben nationalen Ansprüche erheben, die man bei andern Völkern als natürlich und selbstverständlich ansieht. Dies ist der ungeheure Umschwung, der sich vollzogen hat, und mir tun die Völker leid, die sich nicht entschließen können, mit diesem Umschwunge zu rechnen. An der Spitze die Franzosen mit ihrem lächerlichen Revanchegeschrei! Diese Revanche kommt nie. Was kommt, sind neue Niederlagen. Und auch England muß sich in diesen total veränderten Zustand der Dinge schicken. Es würde England wenig nützen, unsere paar Schiffe in den Grund zu bohren. Wer im Glashause wohnt, darf nicht mit Steinen werfen. Deutschland ist aus der Vormundschaft heraus, und es bleibt

nichts andres übrig, als es seine eigenen Wege gehen zu lassen, auch wenn diese Wege den Erwartungen und Interessen anderer widersprechen. Findet man sich in diesem Neuzustande zurecht, so wird wieder Freundschaft und Friede sein. Wie immer in herzlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

An James Morris.

538) Berlin, d. 14. März 1898.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Freund und Herr.

Der gesundheitliche Halbzustand, in dem ich mich befinde, reicht nur gerade für einen Brief aus, und so bin ich in der angenehmen Lage, Ihnen rascher als sonst für Ihre letzte freundliche Sendung („Illustrated London News") danken zu können. Zwei Dinge haben mich besonders interessiert: Bovril[1]) und Max Müller. Der Gedanke, den echten Bovril dadurch zu empfehlen, daß sich ein Irregeleiteter von dem falschen Bovril schaudernd und mit dem Ausdruck tiefsten Degouts abwendet, ist beneidenswert glücklich. Mein lieber alter Freund Max Müller in seiner Galauniform sieht genau aus wie ein kontinentaler Diplomat. Er hat hier einen Kopf, der sehr an den von Thiers erinnert. Das Buch, an das die neben dem Bilde stehende Kritik (ein klein wenig spöttisch gehalten) anknüpft, habe ich in einzelnen Kapiteln, die in der Zeitschrift „Cosmopolis" abgedruckt waren, wenigstens stellenweis gelesen. Alles, was er über Froude, Kingsley, Tennyson sagt, hat mich damals sehr interessiert und machte neben anderm auch dadurch einen Eindruck auf mich, daß die Wendung „he struggled hard" verschiedentlich wiederkehrte. Die Sache steigerte sich aber noch, als ich zuletzt an ein Kapitel kam — ich las die Kapitel kreuz und quer durcheinander — worin von

[1]) Bovril ist der Name eines Fleischextrakts.

seinen Jugendbekanntschaften die Rede war[1]). Hier ward auch meiner liebenswürdig Erwähnung getan, aber ich mußte herzlich lachen, als ich mit einem Male auch da der Wendung begegnete: „he struggled hard." Hinzugesetzt war, daß vielleicht mehr aus mir geworden wäre, wenn mich das beständige „hard struggling" nicht zurückgehalten hätte. Darin hat mir nun aber Müller, oder noch mehr meinem Schicksal, unrecht getan. Das mit dem „struggling" hat äußerlich seine Richtigkeit; aber auch wenn ich weniger „gestruggled" hätte, mehr wäre doch nicht aus mir geworden. Das Bißchen, was in mir war, ist auch so 'rausgekommen. Ich habe mein Schicksal nicht anzuklagen.

Die politischen Schwierigkeiten Englands — und „Schwierigkeiten" ist noch ein mildes Wort — verfolge ich mit dem höchsten Interesse. Der Zeitpunkt, von dem ich Ihnen früher öfter gesprochen, ist schneller herangekommen, als ich erwartete. Die Streitereien mit Deutschland, auch die mit Frankreich, sind zu einer Nullität herabgesunken, und „the Mede is at the gate". Ich weiß nicht, wie England da heraus will. Von „Krisis" läßt sich dabei nicht sprechen. Eine Krisis ist etwas Vorübergehendes. Was aber jetzt da ist, ist ein Bleibendes. Rußland steht unmittelbar im Norden von China und, was noch schlimmer, auch unmittelbar im Norden von Indien. Es kann, wenn es will, jeden Tag in China oder Indien einbrechen. Und wenn England zehn Trafalgars übereinander türmt, es wird dadurch nicht anders. Was Lord Roberts vorschlägt: „Unterwerfung der Grenzstämme à tout prix", ist unter allen Vorschlägen immer noch das Beste, weil es dem

[1]) F. Max Müller, „Literary recollections" in der Internationalen Revue „Cosmopolis". (Herausgeber F. Ortmans.) Berlin und Wien 1896ff., Bd. 4 S. 626ff. und Bd. 5 S. 19ff. Wieder abgedruckt in dem Buch F. Max Müller: „Alte Zeiten — Alte Freunde". Lebenserinnerungen. Übersetzt von H. Groschke (Gotha 1901). S. 39ff. und S. 54.

übermächtigen Feind den Kampf erschwert, die drohendste Gefahr wenigstens hinausschiebt. Aber ich sehe nicht, wie diese Gefahr überhaupt beseitigt werden soll. Die Eisenbahnen, die Weltverkehrsverhältnisse haben neue Weltlagen geschaffen, als zuungunsten Englands.

Wie immer in vorzüglichster Ergebenheit

Th. Fontane

An Friedrich Stephany.

539) Berlin, d. 22. März 1898.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Sie gehen mit dem armen Paul Mahn doch strenger ins Gericht als nötig. Es ist alles nicht so schlimm, wie's aussieht. Mein Ideal sind diese Verschnörkelungen und nach vormärzlicher Philosophenschule schmeckenden Wortbildungen auch nicht, aber es ist doch zuzugestehen, daß immer was dahintersteckt, daß ein wirklicher und oft sogar sehr guter Gedanke darin zum Ausdruck gebracht werden soll. Außerdem ist ihm doch vielleicht noch eines anzurechnen (und kann gerade Sie mit ihm versöhnen), das nämlich, daß er gegen den unheimlichen Ibsenkultus vielleicht mehr Front macht, als sich ihm anschließt. Ibsen mag die größere Natur, die stärkere Persönlichkeit, das überlegene bahnbrechende Genie sein, dichterisch steht mir Gerhart Hauptmann höher, weil er menschlicher, natürlicher, wahrer ist. Da quatscht jetzt jeder von Ibsens Wahrheit, aber gerade die spreche ich ihm ab. Er ist ein großer, epochemachender Kerl, aber mit seiner „Wahrheit" kann er mir gestohlen werden. In der Mehrzahl seiner Dramen ist alles unwahr. Die bewunderte Nora ist die größte Quatschlise, die je von der Bühne herab zu einem Publikum gesprochen hat. Das „Festheft"[1]), drin sich die Ibsenschwärmer verewigt

[1]) Zur Feier des siebzigsten Geburtstages Ibsens am 20. März 1898 wurde in Berlin ein Fest veranstaltet. Dazu erschien ein von

haben, ist eine Ansammlung von Blödsinn, wenigstens der Mehrzahl nach. Obenan stehen die Skandinaven. Dann kommt R. V., der im Sommer in seiner Gebirgsvilla Alençonspitzen an seinen weißen Kniehosen trägt. Ich bin dann immer froh, daß meine Haushosen ein Loch überm Knie haben. Was ich mal Schlenther gesagt habe: „Nach dreißig Jahren (hoch gerechnet) ist Ibsen der Komik verfallen" — diesen Satz halte ich aufrecht. Daneben läuft eine ganz aufrichtige Bewunderung für das, was der Mann getan hat.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An James Morris.

540) Berlin, d. 13. Mai 1898.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Es ist hohe Zeit, daß ich mich für eine ganze Fülle freundlicher Zusendungen bedanke. „The wide World" mit der sehr richtigen Versicherung „truth is stranger than fiction", dazu „Country Life", „Men of the Day" und Pictures of the Royal Academy — alles hat mich lebhaft interessiert. Die verschiedenen Porträts in „Men of the Day" sind vorzüglich gelungen, Balfours Kopf klug und ansprechend. Am meisten aber fesseln mich immer die Köpfe, die den nationalen Typus am frappantesten zum Ausdruck bringen, so beispielsweise von Professor Blackie (der richtige Scotsman) und Reverend Baring-Gould. Das Bildnis von Miß Faudel-Phillips (in „Country Life") ist sehr anziehend; wohl eine schöne Jüdin, aber aus der Gruppe, wo die „Rasse" anfängt, sich nach der Umgebung zu modeln. In den Schlössern und schloßartigen Villen, die in „Country Life" als „to be let" angeboten

der „Freien Bühne" herausgegebenes Büchlein, das Äußerungen in Poesie und Prosa von sechsundsiebzig deutschen Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten über die Bedeutung Ibsens enthielt.

werden, möchte ich meine Sommermonate nicht verbringen. Da ziehe ich kleine Tagelöhnerhäuser im schlesischen Gebirge mit Schweinestall und Misthaufen weit vor. Überhaupt nur das Natürliche lockt mich, nicht das Aufgesteifte. Das „Vornehme" zu kultivieren, was ich durchaus gelten lasse, kann immer nur Aufgabe weniger sein. Es gehört ein Talent und ein Drill dazu, in Warwick-Castle angenehm leben zu können. Dazu kommt noch, daß die wirklichen Grandseigneurs auch nicht einmal an das „Vornehme" heran wollen. Prinz Friedrich Karl, der Sieger von Mars la Tour, wohnte im königlichen Schloß. Aber sieben Achtel des Jahres saß er in einer Bretterbude und schlief in einem Zimmer, drin kein Unteroffizier oder Policeman sich einquartieren würde. Besonderes Interesse haben mir wieder die „Pictures from the Royal Academy" gewährt, trotzdem ich keineswegs mit allem einverstanden bin. Obenan im Werte steht wieder das Landschaftliche, und zwar um so mehr, je mehr es alle Zutaten und Extras vermeidet. Die ganz einfachen Sachen, die nicht klüger und besser als Gainsborough sein wollen, sind die schönsten. So z. B. „Through the Forest" von C. E. Jonson. Die historischen Sachen sind meist langweilig, besonders die „Gordons und Greys bei Waterloo". Alles, was an Patriotismus oder gar Chauvinismus appelliert, taugt nicht in der Kunst. Es gibt von dieser Regel nur wenig Ausnahmen. „James II. bei La Hogue" ist solche Ausnahme nicht. Das virtuose Überwinden von Schwierigkeiten schafft noch kein erfreuliches Bild.

Mit Politik will ich Sie heute nicht wieder quälen, obschon die Sachen zu meiner Freude so liegen, daß Deutschland bei Behandlung dieser diffizilen Dinge ganz ausscheidet. Wir haben keine Konflikte mit England und werden noch lange keine haben. Die relative Wertlosigkeit unserer Kolonien sichert uns vor Gefahren und kann höchstens zu einer lär-

menden Kanonade von Leitartikeln führen. Es wäre schade, wenn um einer menschenfresserischen Insel im Pazifik willen auch nur fünf Füsiliere totgeschossen werden sollten. England weiß denn auch recht gut, daß es so liegt, und ist nicht deshalb gereizt gegen uns, weil wir uns etwa habgierig oder feindlich verhielten, sondern einfach deshalb, weil wir freundschaftliche Dienstleistungen unterlassen. England sagt: „Wer nicht für mich ist, ist schon gegen mich." Aber in diesem Punkte ist nichts zu ändern. „Die schönen Tage von Aranjuez" sind ein für allemal vorüber. Es wäre schließlich für England auch gleichgültig, wenn Rußland nicht wäre. Der Moment ist nah, wo die Weltherrschaft an den weißen Zaren abgetreten werden muß. Eigentlich ist der Moment schon da. Nichts komischer als Harcourts Reden, der den armen Salisbury für all das verantwortlich machen will. Niemand ist dafür verantwortlich als die Weltgeschichte. Nichts dauert. Was ist aus dem Spanien Karls des Fünften geworden! Und schließlich ist doch alles gerecht. Wie immer Ihr Th. Fontane

An Friedrich Fontane.

541) Weißer Hirsch bei Dresden, d. 16. Juni 1898.

Mein lieber Friedel.

Heute früh — am Wahl- und Schlachttage, der nach der „Vossin" auf lange hin über Wohl und Wehe der Menschheit entscheiden wird, nach meinem Dafürhalten aber zu den gleichgültigsten und wahrscheinlich auch langweiligsten Tagen der Weltgeschichte gehört — empfing ich Buch[1]) und Karte. Sei bestens bedankt. Ich fing gleich tapfer an zu lesen, habe wenigstens 150 Seiten bewältigt und bin bis jetzt noch keinem schrecklichen Druckfehler begegnet. Im Gegenteil, verhältnismäßig alles sehr gut; ich habe also alle Ursache, mit Bonde

[1]) Das soeben zur Ausgabe gelangte Buch „Von Zwanzig bis Dreißig".

zufrieden zu sein. Auch der Einband ist gut (klappt vorzüglich auf), und die Dicke des Ganzen stört nicht, weil jede einzelne Seite klar, gefällig und übersichtlich wirkt. Mama rührt mich dadurch, daß sie mit allem, was sie betrifft, einverstanden ist und an dem „Mächen mit de Eierkiepe" und ähnlichem keinen Anstoß nimmt, was ich anfangs fürchtete. Für einen richtigen Leser — und nur auf solche kann ich Rücksicht nehmen — ist gerade diese Jugendschilderung eine vollständige Verherrlichung.

Den ganzen Tag über habe ich Dich neben der „Wahlurne" sitzen sehen — ein Anblick für Götter. Dieser ganze Wahlkrempel kann unmöglich der Weisheit letzter Schluß sein. In England oder Amerika vielleicht oder auch gewiß — aber bei uns, wo hinter jedem Wähler erst ein Schutzmann, dann ein Bataillon und dann eine Batterie stehen, wirkt alles auf mich wie Zeitvergeudung. Hinter einer Volkswahl muß eine Volksmacht stehen; fehlt die, so ist alles Wurscht.

Wie immer Dein alter Papa

An Friedrich Fontane.

542) Weißer Hirsch bei Dresden, d. 21. Juni 1898.

Mein lieber Friedel.

Habe Dank für Deine zwei Karten; gib den Dank auch nach richtigen Prozentsätzen an die zwei Mitunterzeichner der Spreewaldkarte weiter — die Namen beider zu entziffern, ist unsern vereinten Anstrengungen nicht geglückt. Daß Du auf Deiner Tour Begleiter hattest, ist ein Glück; so als Singleton von Lehde bis Leipe gondolieren, ist immer langweilig.

Heute ist endlich schönes Wetter, freilich sofort wieder schwül und noch dazu mit Mücken. Über acht Tage werden die Zelte abgebrochen.

Theo hat mir zweimal geschrieben. Er findet, daß Heyse zu kurz gekommen ist[1]), und Mama und Mete stimmten gleich

[1]) Bei der Charakterisierung der mit Fontane befreundeten Mitglieder des „Tunnels über der Spree" in „Von Zwanzig bis Dreißig".

mit ein. Sie alle (auch Theo) betrachten solche Schreiberei wie Sache der Freundschaft, der Courtoisie usw. Das geht aber nicht. Von Courtoisie ist in dem ganzen Buche nicht die Rede; das überlasse ich denen, denen dergleichen Spaß macht. Natürlich hat man auch in bestimmten Fällen Rücksicht zu nehmen, so ich, wie nicht bestritten werden soll, Heyse gegenüber. Aber solche Rücksichten habe ich auch genommen; ich habe nur Anerkennendes, Schmeichelndes, Huldigendes über ihn gesagt. Noch weitergehen konnte ich nicht; denn so klug, so fein, so geistvoll, so äußerlich abgerundet bis zur Meisterschaft er ist, so ist doch die Kluft zwischen ihm und mir zu groß, um meinerseits mit Ruhmesdithyramben über ihn losgehen zu können.

Wie immer Dein alter Papa

An Theodor Fontane.

543) Karlsbad, d. 29. August 1898.
Stadt Moskau.

Mein lieber Theo.

Unter den Karten, die Dich in der Schweiz aufsuchten, war keine von mir (der „Stechlin" hielt mich in Banden), aber den in seine Würzburger Straße Zurückgekehrten will ich begrüßen. Von Deinen Reiseschicksalen hören wir Intimeres, wenn wir wieder daheim sind, und alles, so nehme ich an, wird gut und freundlich lauten, wenn auch mit Einschränkung. Vier, fünf Wochen sind eine lange Zeit, und daß einem durch so viele Tage hin immer nur angenehme Menschen vorgesetzt werden sollten, ist, weil beinahe unnatürlich, kaum zu verlangen. Schweiz, Italien, Paris muß man gesehen haben, das ist man sich schuldig, und ein „Intendant" erst recht; aber das vergnügliche Reisen, von dem man menschlich was hat, liegt doch wo anders. Stille Plätze, wenig Menschen, ein Buch, ein Abendspaziergang über die Wiese, mit andern

Worten: die kleine Lehrersommerfrische. Daß Du mit Fritsch[1]) Fühlung gewonnen hast, freut mich sehr; er ist ein Mann, mit dem man seinen Faden spinnen kann.

Alles grüßt Dich, Deine Frau und die Kinder aufs beste.

Wie immer Dein alter Papa

An James Morris.

544) Karlsbad, d. 30. August 1898.
„Stadt Moskau."

Hochgeehrter Herr und Freund.

Seit ein paar Wochen bin ich hier in Karlsbad und kann mir wieder die Häuser ansehen, wo der alte Goethe gewohnt, desgleichen auch die Hotels, wo die Kaiser und Könige in den Gott sei Dank verschwundenen Tagen der Polizeiallianze, die in der Geschichte den anspruchsvollen Namen „Heilige Allianze" führt, ihre Karlsbader Tage verbracht haben.

Vielleicht kommen ihre Thronnachfolger nun wieder hier zusammen, um über die Abrüstung und den Weltfrieden zu beraten. Es wird nicht viel draus werden, aber es bleibt doch eine große Sache, daß der mächtigste Mann der Erde solch Wort aussprechen konnte, und zwar, wie ich fest überzeugt bin, nicht phrasenhaft oder gar mit Hintergedanken, sondern grundehrlich[2]). Und weil ich an diese Ehrlichkeit und an das großartig Edle, das sich darin ausspricht, glaube, kann ich mich mit dem Ton, in dem einige englische und französische Zeitungen darauf geantwortet haben, nicht einverstanden erklären. Einige englische Blätter wollen erst die Chinafrage (!!) geregelt sehen,

[1]) Fontanes Freund, Architekt Fritsch, seit 1897 verwitwet, hatte sich kurz vorher mit Fontanes Tochter verlobt.

[2]) Am 28. August hatte der russische Minister des Äußern Graf Murawiew allen in Petersburg beglaubigten Vertretern der Mächte ein Schreiben des Zaren Nicolaus überreicht, worin der Vorschlag gemacht wurde, den allgemeinen Frieden aufrecht zu erhalten und der fortschreitenden Entwicklung der Rüstungen ein Ziel zu setzen. Diese Anregung führte zur Haager Konferenz.

und einige französische wollen ganz gemütlich Elsaß-Lothringen wieder haben. Kleinlicher Standpunkt einer großen Menschheitsfrage gegenüber. Was die Franzosen angeht, so wundere ich mich über nichts mehr. Sie werden immer kindischer, und zu den zwei Tieren, die Voltaire schon herangezogen hat, um seine Landsleute zu charakterisieren, kann man noch ein drittes gesellen. Das dritte Tier heißt: „Schaf". Elsaß! Dies so ziemlich urdeutscheste Land, das wir nach zweihundertjähriger Abtrennung wieder erobert haben, wird von den Franzosen als ein Land angesehen, das nach göttlicher Verheißung bis in alle Ewigkeit hinein zu Frankreich gehöre. Unsinn ohnegleichen. Und weil es so unsinnig ist, werden sie's auch nie wieder kriegen. In „decay and fall" erobert man nicht mehr.

Was England angeht, so finde ich, daß Lord Salisbury der einzig Vernünftige ist. Die andern renommieren alle nach einer bestimmten Seite hin, der eine so, der andere so. Die Schlimmsten sind die, die im „american style" nur ihre Geldinteressen kennen. Salisbury weiß, daß es nur einen einzuschlagenden Weg gibt: sich nach Möglichkeit mit Rußland gut stellen. Alles andere führt zum Verderben. Die englische Flotte kann England vor einer Invasion schützen und andere Flotten vernichten. Das scheint viel, in Wahrheit ist es gar nichts.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Friedrich Fontane.

545) Karlsbad, d. 4. September 1898.

Mein lieber Friedel.

Dir wird leidlich wohl sein, wieder in den Geschäften zu stecken und Deinen Stammtisch zu haben, statt des sächsischen Steueroffizianten, so nett er war. — Was Du mir von Kritiken schicktest, habe ich durchgelesen oder richtiger überflogen, mit Ausnahme der sehr liebenswürdigen Worte, die der gute Mauthner für mich gehabt hat. Stellenweise zum Tot-

lachen war Otto Leixner in der „Täglichen Rundschau“. An einer Stelle schreibt er: „Er (Th. F.) mußte fünf Jahre auf sein Bräutchen warten.“ Danach muß Leixner ein Sachse sein; Gemütlichkeit ist gut, aber es darf nicht zuviel werden.

Daß auch der „Stechlin“ so gut verkauft wird, erfreut mich natürlich, ängstigt mich aber auch wieder. Ich habe gestern und heute vier von den Aushängebogen gelesen und dabei den angenehmen Eindruck gehabt, daß Hayns Erben ihre Sache ganz gut gemacht haben (für noch vorhandene Mängel im Ausdruck habe ich den Schuldigen wo anders zu suchen); aber so angenehm mich das äußerliche Wohlgelungensein berührt hat, so hat sich mir doch auch wieder die Frage aufgedrängt: „Ja, wird — ja, kann auch nur ein großes Publikum darauf anbeißen?“ Ich stelle diesmal meine Hoffnungen auf die Kritik. Finden sich Wohlwollende, die der Welt versichern: „Ja, das ist was ganz Besonderes,“ so glauben es die Leute. Ob auch aus eigener Kraft, will mir zweifelhaft erscheinen. Trösten muß mich vorläufig die Erwägung, daß ich persönlich keine Emotionen mehr davon haben kann, weil ich jede Zeile, jede Pikanterie, jeden kleinen Ulk längst auswendig weiß.

Morgen ziehen wir bei Pupp von der Außenhalle in die eigentlichen Festsalons ein; die Außenkellner verschwinden und die Abschiedsszenen haben heute stattgefunden. Der Zahlkellner Severin (Karl Z.s Ebenbild) geht nach Cannes, und Mete hat eine Art Wiedersehn mit ihm verabredet.

Wie immer Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

546) Berlin, d. 11. September 1898.

Meine liebe Frau.

Habe Dank für Deinen lieben Brief, der nach Wohlbefinden und Munterkeit schmeckt.

Ich weiß nicht, ob Mete Dir heute eine Karte geschrieben

hat, und so will ich noch tun, was möglich ist; freilich ist es schon in zehn Minuten 10 Uhr, und von Eintreffen dieser Zeilen am Frühstückstisch ist keine Rede mehr. Grund der Versäumnis: ich hatte mich an die Lektüre der bekannten alten märkischen Schmöker (Fidicin, Berghaus usw.) herangemacht und habe mich dabei zu lange „verweilt". Ich wollte durchaus was finden, aber dies mißlang, und so suchte ich immer weiter. Solche Bücher gibt es nur in Deutschland, und das heißt dann „Geschichtsschreibung"; die ganze Ledernheit und Ungeschicklichkeit hiesiger Menschheit tritt auch darin hervor.

Mein Brief gestern war kaum fort, als der gute Herrlich mit einem dicken Kopf zu mir heraufstürmte und mir mit zitternder Stimme (was ich ihm aber hoch anrechne) das Schreckenstelegramm aus Genf vorlas. Über alle Begriffe niederträchtige Tat! Solche gute, harmlose, unglückliche Frau, die niemandem je ein Leids getan, wie prädestiniert für harte Schläge! Und nun dies als Letztes. Die Sozialdemokratie wird die Zeche bezahlen müssen, und die berühmten vier Buchstaben gehen ihr mutmaßlich mit Grundeis.

Omptedas Stück hat nur einen sehr schwachen Erfolg gehabt. Die Kritik geht aber milde mit ihm um; anständige Leute werden doch auch meist anständig behandelt.

Mete hat gestern einen anstrengenden Tag gehabt, ist aber gut drüber hingekommen; in den Abendstunden war sie mit Fritsch und Lise Mengel im Grunewald; heute, glaub' ich, ist Reunion auf dem Balkon. Sie ist noch nicht zurück.

Ergeh' es Dir gut. Empfiehl mich. Wie immer Dein

Alter

An Emilie Fontane.

547) Berlin, d. 12. September 1898.

Meine liebe Frau.

Sechs Briefe habe ich heute vormittag schon geschrieben; da denn auch gleich heraus mit dem siebenten.

Drei dieser Briefe gingen nach Berlin N., eine Stadt- und Himmelsgegend, in die hinein ich alle Jahre höchstens einen Brief schreibe. Das hängt damit zusammen, daß es sich in diesen Briefen mit der Zubezeichnung N. um Friesack handelte. Sowie die richtige Mark Brandenburg einspringt, wird man wie von selbst aus W. nach N. versetzt; die Degradation beginnt. Das schadet aber nichts.

Ein anderer Brief an Apotheker N. war die Antwort auf einen Bettelbrief; der Kollege schrieb an den Kollegen. Ich kam aber doch in eine ganz fidele Stimmung und sagte mir, nachdem ich ihn gelesen: „Jetzt beginnt für Dich die Epoche der ‚Royalty'; schon neulich hat Mauthner den ‚alten Fontane' neben dem ‚alten Fritzen' und dem ‚alten Wilhelm' aufmarschieren lassen, und nun kommt Kollege N. und erklärt mich schlankweg als ‚Dichterkönig'." Dem hab' ich nicht widerstehen können und mein Gnadengeschenk bewilligt. Noblesse oblige!

Heute vormittag war auch Theo hier; ganz mobil. Die Reise ist ihm gut bekommen, und er hört auch wieder viel besser. Die Ohrenbläsereien taugen nie was, und in der Heilkunde erst recht nicht.

Mete macht einen Besuch bei der kleinen Conrad, die sich zweimal legitimiert hat, erst mit einem selbstgezogenen Myrtenbaum und einen Tag darauf mit einem Rosenbukett. Mein Liebchen, was willst Du noch mehr? Das Ganze wirkt wie eine Darstellung der 24 Stunden von Braut zur Frau.

Das mir gespendete Sofa ist etwas kaltig, sonst aber ganz gut; das alte mit seinen ägyptischen Figuren sah so verschmustert aus, als wäre Amenophis I. darauf gestorben.

Dir geht es hoffentlich gut. Empfiehl mich.

Wie immer Dein Alter

An Emilie Fontane.

548) Berlin, d. 13. September 1898.

Meine liebe Frau.

Mete ist mit Fritsch, seiner Annie und Theo im Grunewald; da habe ich es übernommen, statt ihrer zu schreiben. Sie hat sich heute einen hübschen Hut gekauft, der ihr auch kleidet, und will nun darin paradieren. Vorläufig mag es so gehn; aber auf ihre Zukunft hin angesehn, muß sie die Wurst von der andern Seite her anschneiden, und nicht ängstlich reformatorisch, sondern kühn-revolutionär auftreten. Mit einem Einzelstück ist es nicht getan; ein schönes Einzelstück wirkt oft halbverrückt und schadet mehr als es hilft. Wer sich wirklich modisch und zugleich geschmackvoll tragen will, muß immer beflissen sein, ein harmonisches Ganzes herzustellen. Es muß alles zueinander passen und stimmen. Diese Harmonie ist die eigentliche Schönheit und kann mit einer Kattunlode, einem weißen Kragen und einer gefälligen Schleife besser hergestellt werden als aus einer konfusen Anhäufung von Wertstoffen. Wieviel ließe sich noch zu diesem Schneiderthema sagen, besonders wenn ich mir die Karlsbader Toiletten ins Gedächtnis zurückrufe! Sowie man Berlin betritt, ist es mit Schick und Eleganz vorbei. Die Gesichter, die Stoffe, der Schnitt, die Haltung — alles ist von einer leidlichen Durchschnittsmäßigkeit; aber darüber hinaus geht es nicht. Findet sich eine Ausnahme, so bedingt die Persönlichkeit diese Ausnahme, nie die Landessitte, der allgemeine Geschmack.

Vormittags beschäftige ich mich immer mit Friesack[1]) und habe schon eine Menge notiert. Habe ich nur erst den ganzen Stoff zusammen — was allerdings sehr mühsam ist und noch lange dauern wird —, so ist das Schreiben ein Vergnügen.

---

[1]) Fontane hatte sich als nächste Arbeit die Vollendung seiner schon längst begonnenen Studie über das Geschlecht der Bredows ausersehen. Dann sollten „Die Ligedeler" an die Reihe kommen.

Die Kaiserin Elisabeth muß eine hervorragend gute und interessante Frau gewesen sein und eine Kreuzträgerin dazu. Solcher freien Persönlichkeit an solcher Stelle zu begegnen, ist eine wahre Wonne.

Wie immer Dein Alter

An Emilie Fontane.

549) Berlin, d. 17. September 1898.

Meine liebe Frau.

Mete hat Dir schon geschrieben, aber ich will doch noch ein paar Zeilen folgen lassen. Das Zauberfest schien mir gelungen, und was wichtiger ist, auch die Gäste schienen dieser Ansicht zu sein. Natürlich ist man immer geneigt, auf schmeichelhafte Redensarten einzugehen, aber ich möchte doch beinah annehmen, daß bei uns die Dinge um ein paar Grad günstiger liegen als wo anders. Das Materielle (gestern war es gewiß so) wächst meist nicht unbeträchtlich über das hinaus, was einem wo anders geboten wird, weil wir alle drei nach dem Prinzip verfahren, „wenn schon, denn schon", also die Geld- oder Sparungsfrage gar keine Rolle spielen lassen. Durch fünf Mark ersparen wollen kann man sich ein ganzes Diner ruinieren, und der Pferdefuß der Ruppigkeit kommt irgendwo 'raus. Dies alles ist aber nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist der freie Ton, die Ungeniertheit, die sich jeden Augenblick bis zu Ulk und selbst bis zu Gewagtheiten (bei denen man dann freilich an richtiger Stelle die Grenze ziehen muß) steigern kann. Ganz besonders günstig wirken auch die kleinen Räume, die aber auch wieder nicht dürftig sind oder wenigstens das Gefühl davon nicht aufkommen lassen. So sorgen sie für Behaglichkeit. Der richtig organisierte Mensch (und gerade bei Prinzen und Grafen findet sich das am häufigsten) pfeift auf 15 Fuß hohe Salons mit tubablasenden Stuckengeln und ist froh, eine Stimmung kultivieren zu können, als befände er sich in Schlafrock und Pantoffeln.

Die beiden relativ älteren Damen benahmen sich musterhaft und waren zu der jungen Frau Oberstleutnant hervorragend nett, was uns natürlich sehr angenehm war. Schlenther sprach wieder sehr reizende Worte, Toast auf Mete und Fritsch, und war für einen Ostpreußen kolossal herzlich und gemütlich. Ich mußte, „Kommen Sie, Cohn", vorlesen und weil es mir wieder ganz fremd geworden war, so daß ich ein paarmal fesssaß, so wirkte die Sache ganz wie neu, weil mich ein paar Stellen beim Lesen selbst erheiterten. Befrage ich den Gesamteindruck — und als ich heute früh eine halbe Stunde mit Theo, unserm „Intendanten" plauderte, wiederholte sich dies —, so tritt das von mir so oft zitierte triviale Lied, das in unserer Jugend in jeder Gesellschaft gesungen wurde, wieder vor mich hin. Es hieß in der ersten Hälfte des Liedes refrainmäßig: „Ach, könnt' ich doch erst Hauptmann sein," und dann in der zweiten Hälfte: „Ach, könnt' ich wieder Fähnrich sein." So verläuft jedes Leben. Schlenther, so gut es ihm in Wien geht, denkt doch halb sehnsüchtig an die Tage zurück, wo wir bei Raehmel beim Frühschoppen saßen.

Wie immer Dein Alter

An Emilie Fontane.

550) Berlin, d. 18. September 1898.

Meine liebe Frau.

Mete hat Dir schon geschrieben, aber ich will Dir doch auch noch danken für Deinen liebenswürdigen Brief, der in besonders guter Stimmung geboren schien. Ich soll mich statt um das „ewige Friesack" lieber um Otto Lessing und Koner[1]) kümmern, und ich habe auch den besten Willen dazu, aber Du vergißt meine 34 Pulsschläge. Wenn ich beim Tee sitze, geht es, und wenn ich meine gute Frau Sternheim sehe, geht es

[1]) Prof. Otto Lessing hatte in Aussicht genommen, eine Büste, Prof. Koner ein Porträt von Fontane anzufertigen.

noch besser; aber sowie ich aus der Ruhe heraus und in irgendwelche Aktion hinein soll, ist es mit der ganzen Herrlichkeit vorbei. Ich erschrecke vor allem und selbst, wo sogenannte Vergnüglichkeiten in Sicht stehn, ist mein Trost: „Um neun Uhr ist alles aus“[1]). Nicht im Sinn einer Todessehnsucht, sondern nur in dem tiefen Verlangen nach Ruhe. Freilich spukt das andere darin vor, was auch wohl recht gut ist. Ein so glückliches und so bevorzugtes Leben und doch: „Was soll der Unsinn?“ Dies kann man beinah wörtlich nehmen; in der Politik gewiß und in Religion und Moral ist alles Phrase. Früher statuierte ich Ausnahmen; jetzt kaum noch.

Fritsch holt eben Martha zu einer Fahrt nach Potsdam ab; Gertrud, noch um wenigstens zwei Finger breit gewachsen, als dame d'honneur. Sie ist eine der entzückendsten Erscheinungen, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe, und könnte in einem Völkermuseum als reiner Typus deutscher Menschenrasse für Geld gezeigt werden. Dagegen verblaßt alles, Jüdinnen nun schon gewiß, und auch die romanischen Schönheiten. Desgleichen die Engländerinnen, die — und wenn sie noch so schön — reine Kunstprodukte sind, zurechtgemacht. Hier alles Natur, Menschheitsblüte. Und dabei nicht mal der Evazug, sondern etwas Himmlisches. Klingt alles lächerlich, ist aber die reine Wahrheit.

Wie immer Dein Alter

Und dabei führt dieses sublime Menschenbild einen so alltäglichen Namen. Sie müßte Genofeva v. Stahremberg heißen.

---

[1]) Von Fontane oft zitiertes Wort von Louis Schneider. („Von Zwanzig bis Dreißig“ S. 288.) Vgl. auch die Fußnote zu dem letzten Briefe.

An Herman Wichmann.

551) Berlin, d. 18. September 1898.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Wichmann.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihren lieben langen Brief. Alles höchst interessant. Wenn ich bedenke, daß Sie das alles so flott wegdiktieren, so bin ich die helle Bewunderung. Vielleicht ist es die alte Geschichte: wer was zu sagen hat, der kann es auch. Sie haben eben in einem langen Leben viel eingeheimst und verfügen mit Leichtigkeit darüber, weil das Eingeheimste nicht durch eine Fülle hereinbrechender Alltäglichkeiten verschüttet wird.

Dieser Prang, welche herrliche Figur[1])! Ich bin nicht für Kraftmeierei, aber wenn sich Kraft so ganz natürlich gibt, dann ist sie doch was Herrliches und macht das Leben erst recht eigentlich zum Leben. Auch was Prang zur Verherrlichung oder doch zur Gutheißung Rußlands sagt, unterschreibe ich. Nichts schrecklicher und lächerlicher zugleich als die ewigen Einbildungen von unserer deutschen Herrlichkeit und Überlegenheit. Die Leute lernen wo anders auch lesen, schreiben, rechnen, und Polizei gibt es auch überall. Dennoch aller Mängel und Ledernheiten zum Trotz, ist es *im ganzen* doch wohl bei uns am besten, selbst mein geliebtes und gepriesenes England nicht ausgeschlossen.

Im *Politischen* fehlt uns sehr, sehr viel, und mitunter ist es geradezu zum Lachen und Weinen. Aber das gesamte Leben der Nation steht doch vergleichsweise auf einer Hochstufe. Es fehlt soviel Häßliches und Schauderöses, das sich bei den anderen ohne Ausnahme so reichlich vorfindet. Wie immer Ihr

Th. Fontane

---

[1]) Heinrich v. Prang, Deutschrusse, Architekt und General, war ein Jugendfreund Herman Wichmanns. Die letzten Jahre seines Lebens (1893—1901) verbrachte er in Rom.

552) Berlin, d. 20. September 1898.

Meine liebe Frau.

Dies sind nun also die letzten Zeilen[1]), übermorgen mittag dürfen wir Dich erwarten. Es freut mich, daß Du dies Zusammensein mit Deiner alten Freundin noch haben konntest.

Unsere gestrige zweite Gesellschaft verlief ebenfalls zufriedenstellend, weil alle voll guten Willens waren. Daß dieser so oft fehlt, daran scheitern so viele Gesellschaften. Zu den Haupttugenden, die Z.s und wir in alter Zeit vertraten, gehörte diese absolute gesellschaftliche Zuverlässigkeit. Die meisten machen sich ein Vergnügen draus, wenigstens den einen oder andern zu ärgern.

Mit Metes und meinem Befinden ist es „so, so": man arbeitet am Trapez immer weiter und leistet dasselbe wie andre, aber es fehlt — einzelne Momente abgerechnet, wo einen ein Witz oder eine Skandalgeschichte erheitert — die rechte Freudigkeit, weil die Kräfte nicht ausreichen. Das prädominierende Gefühl bleibt doch immer: „Lägst du nur erst wieder im Bett." Bei mir ist dies Gefühl so stark, daß selbst meine berühmte Artigkeit zusammenbricht und ich mir sage: „Wird dir das und das übelgenommen, nun, so auch gut!" Es ist vielleicht eine kleine Tugend, von dem Urteil der Menschen abhängig zu sein, aber bequemer haben es die Rüpel, denen all so was ganz gleichgültig ist.

Gestern mittag ging ich eine Stunde spazieren und traf P.; er erzählte mir vom Tode seiner Frau und welchen „goldenen Humor" sie gehabt habe; er sei ganz gebrochen, alles habe jedes Interesse für ihn verloren, auch sein Geschäft, und dabei weinte er beständig. Er sei, um sich 'rauszureißen, in England

[1]) Geschrieben am Morgen des Tages, an welchem Fontane um 9 Uhr abends starb, sind diese Zeilen im vollen Sinne des Wortes seine „letzten" geblieben.

gewesen und habe mit zwei englischen Nichten seiner Frau eine Reise nach Schottland gemacht. Die jüngere sei heiter und ausgelassen und habe den „goldenen Humor" seiner Frau; die ältere, die jetzt bei ihm sei, sei aber ernster. Ich glaube, er war ganz aufrichtig in seiner Trauer, und doch habe ich nie so stark den Eindruck gehabt: „Dieser Trauernde wartet das Trauerjahr nicht ab"; eine der beiden Nichten muß es werden. Wohl die mit dem „goldenen Humor" seiner Frau. So geht es. Und die Witwen sind noch flinker als die Witwer!—

Empfiehl mich allerseits aufs herzlichste, besonders Tante Johanna. Wie immer Dein Alter

× × ×

Namenverzeichnis

Band 4 und 5

Achenbach, Andreas IV 492.
Adelmar, Graf V 219.
Adler, Friedrich V 359.
Ahlwardt, Hermann V 340, 352.
Ahne, Frl. de V 128.
Albert, Familie IV 367.
Alberti, Conrad V 215ff., 299.
Albrecht, Prinz IV 192.
Alexis, Willibald V 252.
Alten, Oberst v. V 234.
Althaus, Dr. IV 174.
Alvensleben, Familie v. V 26.
Amenophis I. V 432.
Anna: „Tante Anna" IV 17, 71, 79, 128, 180; V 260.
Anna Boleyn IV 122; V 63.
Antoine, Schauspielerin V 355.
Anzengruber, Ludwig V 139.
Ardenne, Leutnant v. IV 483.
Arendt, Otto V 281.
Aristoteles V 139.
Arnim, Geschlecht derer v. V 26.
Arnim, Minister v. IV 73.
Arnstedt, Frau v. IV 390, 488f.
Assing, Ludmilla V 117.
Auerbach, Berthold IV 430, 451; V 77, 91.
Auerswald, v., Staatsmann IV 204, 214.
August Wilhelm, Prinz IV 477.

Baedeker, Karl IV 374.
Baer, Dr. V 284.
Baeyer, Emma (Tochter des Folgenden) IV 44.
Baeyer, General Joh. Jak. V 131.
Bahr, Hermann V 286.
Balan, v. IV 462.
Balfour, Lord V 423.
Baltzen, Familie V 120.
Barbarossa, Kaiser III 309; IV 25, 33.
Barez, Dr. V 333.
Baring-Gould, Reverend V 423.
Barnay, Ludwig, Schauspieler V 208.
Barsewisch, Generalquartiermeister v. V 333f.
Barth, Dr. IV 120.
Battenberg, Prinz IV 462.
Bauer, Bruno V 14.
Bauernfeld, Eduard v. IV 168.
Bayard-Taylor, Staatsmann IV 430; V 91.
Bazeine, Marschall V 213.
Becker, Geschichtschreiber V 128, 216.
Beckmann, Fritz V 275.
Behm IV 78.
Behr, v. V 87.
Bellin, Gian IV 383.
Below, Frau v. V 257.
Below, v. V 230.
Berghaus, Heinrich V 431.
Bergmann, Ernst v. V 185, 239.
Béringuier, Richard V 116, 136.
Berlichingen, Freifrau v. V 26.
Berlichingen, Götz v. (Sohn der Vorigen) V 26.
Bernays, Jakob IV 44.
Bernays, Michel V 117.
Berndal, Gustav IV 459.
Bernstorff, Albrecht Graf v. IV 133, 158, 193.
Bertha, Dienstmädchen V 93ff., 110.
Beseler, Georg IV 43.
Beta, Heinrich IV 174f., 187.

Bethmann-Hollweg, v. IV 224f.
Betsy, Dienstmädchen IV 179.
Beutner, Dr. IV 227, 292, 295, 297, 306f., 494.
Bismarck IV 35, 291, 330, 363f., 446, 448, 462, 466, 508f.; V 37, 91, 110, 118f., 123, 138, 157, 175, 179ff., 185, 187, 190, 201, 207, 209, 214, 234, 287f., 299, 305, 322, 356f., 375f., 385, 390.
Bittner, Portier V 321, 394.
Björnson, Björnstjerne V 72, 275.
Blackie, Prof. V 423.
Blechen, Karl IV 222.
Bleibtreu, Karl V 215f.
Bleichroeder, Bankier v. V 37, 152, 162, 192.
Bleichroeder (Sohn des Vorigen) V 352.
Blesson, Major IV 227.
Blomberg, Hugo v. IV 288, 337, 481.
Blowitz, v., Journalist IV 446.
Blücher V 356.
Blücher, Frau v. V 390, 499.
Blumenthal, Oskar V 58, 208.
Bluntschli, Joh. Kaspar V 110.
Böcklin V 233.
Bodenstedt, Frau v. IV 101.
Boehn, Oberst v. IV 362.
Bonde V 425.
Borchardt, Hotelbesitzer V 69, 147.
Borcke, Hauptmann v. IV 473.
Borcke, Sidonie v. IV 473, 524.
Borsig, Industrieller V 73.
Bourmont, Marschall IV 90.
Brachvogel, Emil IV 463, 470, 524f.
Brahm, Otto V 38, 85, 87, 89, 143, 157, 195, 202, 207f., 215, 251, 264, 266, 284ff., 289, 291, 298f., 308, 323f., 354f., 366, 369, 371, 392, 400.
Braun, Dr. Otto V 292.
Bredow, v. V 212, 237f., 277, 383, 430.
Brehmer, Senator V 15.
Brenner, Komtessen V 27.
Brey, Frau IV 275.
Brey, Gendarm (Mann der Vorigen) IV 270; V 113.
Bright, John IV 214.
Brocken: „Die alte Brocken" IV 170.
Bronsart, v. V 173.
Brugsch, Heinrich Karl V 234, 341.
Bucher, Lothar IV 143, 446; V 346.
Büchsel, Generalsuperintendent V 104.
Buddenbrock, Baron v. V 91.
Bülow, Babette v. V 129.
Bülow, Dietrich v. V 34.
Bülow, Graf v. Dennewitz V 34.
Bülow, v. IV 411, 415.
Bunsen, Chr. Karl Josias v. IV 36, 38, 43, 46f., 76.
Bunsen, Georg (Sohn des Vorigen) IV 44, 46.
Burckhardt, Jakob IV 374.
Burger, Ludwig IV 279f., 291, 315.
Burns, Robert V 320.
Busche, Graf v. d. V 83.
Byron V 60.

Camphausen, Wilhelm IV 463.
Caprivi, Reichskanzler V 327.
Carl, H. C. IV 193.
Carlyle IV 467.
Carstenn-Lichterfelde V 173.
Caspar, Bernhard V 354.
Cassel, Paulus V 254.
Cère, Jacques R. V 367.
Chamisso IV 90, 357; V 13.
Chemin, Else V 334.
Chevallerie, Otto de la V 292.
Choteck, Graf V 344.

Christian II., König V 77.
Clamer IV 98.
Clansing, Konditor IV 193.
Cobden, Richard IV 64.
Collins, Mr. IV 173ff.
Conrad, G. IV 343, 463.
Conrad, Paula V 153, 217, 220.
Cortez IV 115.
Cosmer, Alexander IV 410.
Cotta, Verlagsbuchh. V 104.
Crayn, Frl. v. IV 426, 443, 464.
Cremieux, Justizminister IV 325f. 330.
Cumberland V 119.

Dagmar V 150.
Dahn, Felix IV 169.
Darnley, Lord V 324.
Daudet, Alphonse V 67, 72, 216.
Decker, Rudolf v. IV 279f., 291, 295, 299f., 314, 325, 332, 340, 411.
Defregger, Franz IV 393.
Delhaes, Sanitätsrat Dr. V 227, 320f.
Derby, Lord IV 64.
Dernburg, Friedrich V 391.
Dessoir, Ludwig IV 75.
Desteuque, Frl. V 70, 94, 158.
Detaille, Edouard V 334.
Deveroux V 350.
Devrient, Schauspieler IV 496.
Dickens, Charles IV 53, 471; V 386.
Diest, v., Regierungspräsident IV 462.
Diocletian, Kaiser IV 380.
Döbbelin, Dr. IV 301.
Döderlin, Ludwig V 399.
Dohm IV 430.
Dohm, Eva IV 479.
Dohna, Graf IV 192.
Domenichino IV 380.
Dominik, Emil V 11, 164f.
Dooly, Mrs. V 90.
Döring, Theodor V 360.
Dörnberg, Baron IV 487; V 26, 83.
Dörnberg, Frau v. (Schwester des Vorigen) V 27, 83.
Dörr V 177, 229.
Dostojewsky V 290.
Dove, Prof. IV 73, 127; V 117, 292.
Dressel V 289.
Droysen IV 483.
Dumas, Alexander IV 335f., 522.
Duncan, König IV 202.
Duncker, Karl IV 190.
Duncker, Lina V 96.
Dupanloup, Bischof IV 344.
Duperré, Admiral IV 90.
Dürer, Albrecht IV 377.
Düringer, Theaterdirektor IV 160f., 192.

Ebner-Eschenbach, Marie v. V302.
Egelhaaf, Gottlob V 90.
Eggers, Dr. Friedrich IV 39, 51, 57, 66ff., 74, 76, 81, 83, 89, 94, 98, 101f., 105, 116f., 131, 144, 152, 164ff., 195ff., 204, 208, 217, 255, 257, 272f., 329, 337, 347, 361, 365, 466, 481f.; V 42, 141, 161, 346.
Eggers, Dr. Karl IV 255, 481; V 233, 296.
Eggers, Robert IV 77.
Eichendorff, J. v. IV 472.
Elchingen, Herzog v. V 129.
Elisabeth, Kaiserin V 434.
Elisabeth, Königin IV 473.
Elliot, Schriftstellerin IV 229.
Elster, norw. Dichter V 41.
Encke V 228.
Era, Bell, Schauspielerin V 329.
Erhartt, Schauspielerin IV 384.
Ernestine, Dienstmädchen V 111.

Escher-Welti, Lydia V 324.
Eschke, Prof. IV 293.
Eschstruth, Schriftstellerin V 392.
Eulenburg, Graf Botho zu IV 507.
Eulenburg, Gräfin Alexandrine zu IV 488.
Eulenburg, Graf Philipp zu IV 487, 502f., 505, 509; V 224f.
Exner, Gastwirt V 112, 124f., 126, 128, 133.

Falckenstein, Vogel v. IV 255.
Falkenstein, Dr. V 170.
Faucher, Julius V 142.
Faudel-Philipps, Miß V 423.
Feddersen, Friedrich IV 86.
Fellner, R. V 290.
Feuerbach, Anselm V 229.
Feuerbach, Ludwig Andreas IV 521.
Fichte V 143.
Fidicin V 431.
Firdusi IV 416f.
Firmin, Der hl. V 63.
Fontane, August (Onkel) IV 183, 402.
Fontane, August (Vetter) V 23, 222.
Fontane, Elise (Schwester) IV 128f., 131, 137f., 148, 153, 155, 176, 202, 206, 220f., 244, 247, 250, 277, 280f., 286, 291, 331, 340, 344f., 356, 358, 362, 372, 403, 417.
Fontane, Emilie (Frau) IV 18f., 21f., 26, 28, 31, 35f., 45, 48, 54, 56f., 61f., 84, 96, 106, 108, 110, 112, 122ff., 128f., 131f., 134ff., 139, 141, 145, 147f., 151, 153, 156, 162, 170, 173, 182f., 206f., 209, 211ff., 217ff., 226ff., 230, 232, 234, 236ff., 244ff., 257ff., 264, 266, 268, 271, 274, 277, 281f., 284f., 290f., 294, 296, 300, 303, 306, 309ff., 317f., 321, 323, 326f., 329f., 333ff., 337, 340ff., 345, 355, 357, 360ff., 366, 368f., 373f., 389, 392ff., 396, 398, 400, 402, 406ff., 411, 413, 418, 422f., 427, 429, 431f., 434, 436, 440f., 444, 458, 460f., 466f., 469, 471, 474, 476, 478, 481, 483, 485, 487, 490, 495f., 498, 504, 512f., 516f.; V 15, 20ff., 25, 28, 30f., 35, 43f., 48, 50, 52, 54, 57, 59, 62, 64, 67, 70, 73, 75, 79ff., 83, 85f., 90, 92, 94ff., 99f., 102ff., 111f., 114f., 119ff., 125ff., 130ff., 134, 137ff., 148, 159, 161f., 165, 172, 179ff., 184f., 188, 196, 205ff., 209, 219f., 222f., 228, 230f., 235, 241ff., 247, 257f., 264, 283, 295, 299, 302, 304, 306, 308ff., 312f., 315, 318, 320f., 326, 329ff., 333, 335, 339, 341f., 344, 346ff., 351, 356, 358, 366, 368, 385, 390ff., 397, 407, 430f., 433ff., 438.
Fontane, Emilie (Mutter) IV 34, 128, 155, 181, 199, 201, 203, 217ff., 244, 248, 276, 280; V 116.
Fontane, Franz (Sohn vom Vetter August) V 295.
Fontane, Friedrich (Sohn) IV 245, 258, 266, 282, 300, 379, 460, 462, 483, 512; V 70, 94f., 119, 136f., 140, 144, 178, 205, 221f., 227, 257f., 283, 304, 308, 329, 332, 347, 356, 366, 377, 383, 393ff., 425f., 429.
Fontane, Georg (Sohn) IV 28,

31, 37, 56, 59, 61, 84, 109, 128, 156, 161, 176, 183, 186f., 217, 235, 282f., 286, 300, 309f., 316. 320, 325, 329, 334, 340, 344ff., 358, 378, 394, 398, 418f., 422, 461, 479, 486, 490, 492, 512; V 33, 70, 81, 97f., 109, 120, 137f., 140, 150, 152, 159, 169, 194f., 197, 206, 223, 244, 257.
Fontane, Louis Henry (Vater) IV 147f., 183, 236, 261, 340, 518; V 116, 384.
Fontane, Martha (Tochter) IV 226f., 258, 282, 284f., 300, 303, 306, 354, 360, 368, 370, 378, 392f., 398, 418, 428, 441, 444, 460, 462, 470f., 474, 483, 486, 494, 496, 502, 510f.; V 15, 25, 33, 41, 54, 59, 71, 78, 81, 85f., 90, 92, 96, 105, 108, 110, 113, 115, 120, 125ff., 131, 148, 151ff., 158f., 162, 170f., 175, 178f., 182, 186, 188, 196f., 199, 202f., 204, 206ff., 217, 219, 222, 226, 228, 232, 235, 237, 241, 245, 248, 257, 260, 264, 283, 289, 291, 293f., 298, 301, 304, 307, 310f. 316, 326, 329f., 333, 338, 340, 342, 344, 346, 351, 356, 375, 377f., 381, 383f., 389, 391ff., 396, 426, 430, 432f., 436, 438.
Fontane, Max (Bruder) IV 181; V 25.
Fontane, Paul (Sohn) IV 61.
Fontane, Philippine (Frau von August) IV 402, 484.
Fontane, Pierre Barthélemy (Großvater) IV 346; V 116.
Fontane, Rudolf (Sohn) IV 61.
Fontane, Theodor (Sohn) IV 155, 282, 300, 360, 378f., 388, 394, 427, 439, 460, 480, 512; V 18, 81f., 98, 101, 109, 120, 122, 128, 137, 140, 143f., 149f., 152, 156, 159, 167, 169f., 172, 177, 191, 195, 200, 220, 235, 270, 299, 309, 314, 329, 350, 356, 361, 364, 369, 376, 380, 385, 426f., 432f.
Fontane, Ulrich (Sohn) IV 61.
Forster, Joh. Reinhold u. Georg V 117.
Förster, Kunstschriftsteller IV 374.
Fournier, Konsistorialrat IV 379.
Franzos, Karl Emil V 330.
Frapan, Ilse V 307.
Fredrich V 95.
Freiligrath, Ferdinand V 12.
Frenzel, Karl IV 448, 451; V 89f., 101, 215, 269, 299.
Frerich, Arzt V 66f.
Frey, Silvester IV 453.
Freytag, Gustav IV 105; V 28, 271f.
Friedberg, Dr. Heinrich V 92, 185, 215.
Friedländer, Georg V 273, 279, 303, 313, 317, 332, 347, 350f., 359, 415.
Friedrich, Kaiserin V 272.
Friedrich, W., Verleger IV 464, 515; V 61.
Friedrich II., der Große IV 71, 221, 238, 263, 497; V 142, 167, 190, 322, 361, 418f.
Friedrich III., Kaiser V 180ff., 184, 190, 199ff., 209, 223, 278.
Friedrich Karl, Prinz IV 193; V 47, 55, 121, 424.
Friedrich Wilhelm I. IV 489, 497; V 272, 418.
Friedrich Wilhelm II. IV 249.
Friedrich Wilhelm III. IV 275; V 163, 261, 263, 296, 304, 356.

Friedrich Wilhelm IV. IV 19, 192, 250, 508, 576; V 163, 261, 326.
Fritsch, K. E. O. V 359, 368, 393f., 424, 431, 433, 436.
Fröbel, Friedrich IV 187.
Froude, James Anthony V 420.
Fuhr, Frl. IV 191.
Fulda, Ludwig V 275.

Gaetke, Heinrich V 310.
Gainsbourough, Thomas V 424.
Galilei IV 349.
Gambetta V 67f.
Garborg, Arno V 341.
Garibaldi IV 221.
Gaudy, Fritz v. IV 255.
Geffcken, Friedrich Heinrich V 207, 209, 213, 252.
Geibel IV 43, 87, 452; V 93, 96.
Genée, Rudolf V 275.
Genschen, Otto Franz IV 391f.; V 267.
Gentz, Alexander IV 299, 358.
Gentz, Ismael V 181.
Gentz, Joh. Chr. IV 262.
Gentz, Wilhelm V 225f., 228ff.
Gerecke, Mathilde IV 230, 244, 379, 492, 512, 517f.; V 260f.
Gerhardt, Paul IV 415.
Gerhardt, v. V 205.
Gerson, Frau IV 410.
Geselschap, Maler IV 487.
Gildemeister, Dr. Otto IV 432.
Giorgione IV 377, 383.
Gladstone, Staatsmann V 186, 337.
Glaser, A. V 28.
Gleim V 142.
Gleißner IV 391.
Glover, Mr. IV 145.
Gneist, Rudolf V 90.
Göbsche, H. IV 296f., 335f.; V 44, 58.
Goeben, August v. V 255.
Goethe IV 199, 276, 366, 385, 398; V 13, 29, 102f., 117, 132, 363.
Goldammer, Leo IV 74.
Goldig, Lehrer IV 470.
Goldschmidt, Friedrich V 219, 367.
Goltz, Bogumil V 313.
Görlitz V 306.
Goßler, Gustav v. V 185, 213, 215, 278, 300.
Gottschall, Rudolf IV 349.
Gottsched, A. C. V 117.
Grabbe IV 425.
Gräbert IV 334.
Graef V 88, 136.
Gray, Jane V 63.
Grimm, Hermann IV 381.
Grimm, Jakob IV 104.
Gröben, Graf IV 192.
Groeben, Familie IV 509.
Gros, Antoine Jean IV 152.
Groschke, Verleger V 421.
Grosser, Julius IV 522.
Groth, Klaus IV 69, 75f., 87; V 224.
Grothe, Verleger V 137.
Grube, Max V 360.
Gründler, Ernst V 387.
Grunow V 254.
Gruppe, O. F. IV 98.
Guatimozin IV 417.
Gude, Familie V 41.
Gundling, Freiherr v. V 352.
Gury, Joh. Peter IV 519.
Gussow, Karl IV 430.
Gustav Adolf, König V 419.
Guttmann, Familie V 278.
Gutzkow, Karl IV 78, 105, 349, 437, 450, 456.

Haberland, Amtmann IV 187.
Hahn, Dr. Werner IV 483.

Hahn, Geheimrat Dr. Ludwig IV 342.
Hallberger IV 459, 472, 515.
Hamilton, Herzog George v. V 410.
Hamon, Jean Louis V 229.
Hänel, Albert V 91.
Harcourt, Sir William V 403, 425.
Harden, Maximilian V 284, 300.
Harnisch IV 445.
Harun al Raschid V 152.
Hart, Gebrüder V 297.
Hartleben, Otto Erich V 286.
Hauptmann, Gerhart V 264, 267, 269f., 297, 355, 401, 422.
Hayn, A. W. V 430.
Haynau, Freiherr v. IV 25.
Hebbel V 258.
Hebel V 285.
Heese V 263.
Heffter IV 297.
Hegel IV 482; V 252.
Heiberg, Hermann V 224.
Heiden V 208.
Heim, Ernst Ludwig V 132, 134.
Heimburg, Schriftstellerin V 125, 133.
Heine IV 99, 522; V 92, 242.
Heinemann V 136.
Heinrich, Prinz V 199, 234.
Heising IV 121.
Heller, Robert IV 98f.
Henneberg V 229.
Henning IV 401.
Herder V 232.
Herloßsohn, C. IV 98.
Hermann, Theodor IV 433.
Herrlich, Hofrat IV 296, 431; V 95, 179, 198, 242, 356.
Hertz, Hans V 208, 285, 297, 372, 374f.
Hertz, Wilhelm, Verlagsbuchh. (Vater des Vorigen) IV 222ff., 228, 242f., 251, 256, 291, 293ff., 363f., 379, 381, 388, 409, 436, 440, 446f., 449f., 452, 455f., 485, 500, 526; V 13f., 37, 111f., 120, 135, 195f., 208f., 220, 224, 268, 271, 363, 404f.
Herwegh, Georg IV 81, 91.
Herz, Henriette V 409.
Herzen, Dr. IV 174.
Herzog V 263.
Hesekiel, George IV 66, 205, 228, 281, 285, 291, 295, 301, 303, 305ff., 335f.; V 58, 374, 388.
Hesekiel, Ludovica (Tochter des Vorigen) IV 335, 446.
Hessenstein, Graf V 83.
Heyden, August v. IV 250, 329, 339, 377, 381, 438, 466, 480, 519; V 91, 97, 153, 198, 336, 362, 368.
Heyden-Linden, v. IV 489.
Heymann, Percy V 26.
Heyse, Frl. V 14.
Heyse, Grete, s. Kugler, Margarete.
Heyse, Paul IV 20, 25, 44, 66, 69, 74f., 83, 86, 93, 96, 98, 101f., 105, 118, 121, 132, 165ff., 196, 209f., 212, 216, 247, 281, 283, 289f., 385, 449f., 452, 455; V 13, 38ff., 42, 44, 53f., 72, 93, 110, 216, 218, 269, 286, 341, 363, 426.
Hiller, Hotelbesitzer V 69, 98.
Hirzel, Verleger V 271.
Hitzig, Friedrich, Architekt IV 493.
Hitzig, Julius Eduard, Kammergerichtsrat IV 397, 412.
Hoffmann, Hans V 206.
Hohenzollern, Fürst v. IV 204.
Holtei, Karl v. V 134f., 150.
Holtzendorff, Prof. v. V 96.
Holz, Arno V 286.

Hopfen, Hans v. V 53f., 107, 355, 363.
Hosemann, Theodor IV 98.
Hudson, James IV 109, 111.
Hudson, Miß IV 55, 58, 60.
Hugo, Karl IV 503, 507.
Hülsen, v. IV 160, 367; V 36, 84, 87.
Humboldt, Alexander v. V 117, 352.
Hünecken, Familie IV 426.
Huth V 118.

Ibsen V 72, 154f., 220, 252, 264ff., 289, 372, 422.
Ipscher, Dr. IV 356.
Irene, Prinzessin von Hessen V 199.
Iwersen, A. M. V 224.
Jachmann, Sängerin IV 298, 323.
Jacobi, Heinrich, Prediger V 276.
Jacques, Mr., Schmied IV 14.
Jakob II. V 418.
Jameson, Kolonialbeamter V 418.
Jasmund, v. IV 206.
Jean Paul IV 218; V 323.
Jeanne d'Arc IV 322, 324, 326.
Johanna: „Tante Johanna" V 439.
John, Frau V 147.
Jonson, E. E. V 424.
Jordan, Geheimrat V 300.
Josty, Konditor IV 422; V 41, 93.
Julitz IV 462.
Jung, Apotheker August V 56.

Kagelmann V 112.
Kahle, Frau v. IV 479.
Kahle, Schauspieler V 123, 360.
Kahle-Keßler (Frau des Vorigen) IV 355; V 105.
Kainz, Joseph V 109, 238.
Kaphengst, Major v. V 234.
Käppel, Gastwirt V 100f.
Karl V. V 425.
Karl der Große IV 188.
Karl, Prinz IV 193, 296.
Karline: „Die schwarze Karline" IV 170.
Karpeles, Gustav IV 45f., 472, 475, 500f., 504, 514, 252.
Katharina, Kaiserin IV 473.
Katte IV 453.
Katz, Verleger IV 76, 98, 103.
Katzerbitz, ehem. Korpsdiener IV 336.
Kauffmann IV 114.
Kaulbach, Wilhelm IV 117.
Keller, Gottfried IV 472; V 38, 53, 203.
Kellermann, Gräfin V 129.
Kerckow, Frau V 120.
Kern, Franz V 293.
Keßler, Frl., s. Kahle-Keßler.
Keßler, Geh. Oberfinanzrat V 132.
Kette, Hermann IV 167f.
Kingsley, Charles V 420.
Kjelland, Alexander V 41.
Klein V 305.
Klein, Adolf IV 458; V 305.
Klein, Dr. Julius Leopold IV 192, 195f., 401, 410.
Kleist, Heinrich v. V 89, 252.
Kletke, Dr., Redakteur IV 342, 379.
Klix, Geh. Regierungsrat IV 446, 481; V 254.
Klöden, Direktor v. IV 222.
Klopstock V 158.
Klutterbuck, Mr. IV 185.
Knauff, Hotelbesitzer IV 518.
Knaus, Ludwig V 229.
Knesebeck, Familie V 26.
Knille V 368.
Knoop, Admiral V 396.
Knyphausen, Familie IV 488; V 21, 24ff., 65, 70, 75, 79, 83f., 112.
Koester, Hans IV 127.

Kögel, Hofprediger IV 96, 119, 184, 191.
Kohl, Horst IV 363; V 336.
Koner, Prof. V 435.
König, Dr. Robert IV 401, 420.
Kossak, Ernst IV 192.
Kranzler, Konditor IV 460; V 93f., 180.
Krause, Minna v. V 259.
Kraut IV 489.
Krauts, Scharfrichter V 166f.
Krigar IV 476, 481; V 254.
Kroll IV 503, 511.
Kröner, Adolf, Verlagsbuchh. V 104, 106, 124, 138, 165, 220.
Krosigk, v. V 83.
Krüger, Prof. IV 152.
Krupp V 304.
Kruse, Heinrich IV 430, 452.
Kügelgen, Wilhelm IV 445.
Kugler, Dr. Franz IV 25, 39, 44, 67ff., 71, 74ff., 81, 83, 86, 88, 92f., 94, 98, 101, 115, 118, 132, 171, 198, 337, 466; V 352.
Kugler, Hans (Sohn des Vorigen) IV 118.
Kugler, Klara (Frau von Franz) IV 101, 119, 210.
Kugler, Margarete (Tochter desselben) IV 66, 101, 210.
Kullmann IV 363.
Kummer: „Mutter Kummer" IV 63, 156.
Kummer, Rat IV 63, 403.
Kurz, Heinrich IV 298.

Labry, Fritz IV 28.
Laddey, Schauspieler V 275.
Lamartine IV 96.
Landau V 269.
Landsberger IV 206.
Langenbeck, Chirurg IV 356.
L'Arronge V 139f.
Lasker, Dr. IV 430.
Lasker, Eduard v. V 91.
Laube, Heinrich V 87.
Lazarus, Dr. Moritz IV 127, 325, 330, 519; V 129, 141, 249, 322.
Lazarus, Frau Prof. V 93f., 222.
Lebrun, Theaterdirektor IV 392.
Ledebur, Leopold Freiherr v. IV 263.
Lehmann, Schulze IV 221.
Leist, Kolonialbeamter V 363.
Leisner, Otto V 430.
Lenau IV 174; V 57.
Leonhardt, Leutnant Max IV 214.
Leonrodt, Baron v. IV 214.
Lepel, Bernhard v. IV 20, 46, 51, 53, 66, 68, 74, 76, 82ff., 89, 98, 116, 121, 123, 166f., 175f., 185, 190f., 202, 217, 233, 241, 255, 257, 272, 287f., 304, 316, 320, 334, 337, 362, 385, 420; V 49, 121, 259, 399.
Lepel, Frau v. (Gattin des Vorigen) V 149.
Lescinsky, Stanislaus IV 320.
Leß IV 139.
Lessing IV 393, 513; V 82, 359.
Lessing, Karl Robert IV 342, 380; V 41, 139, 234, 240, 243, 267, 289, 327f.
Lessing, Otto V 41, 435.
Lettow V 158.
Lewald, Fanny IV 39.
Lewin V 388.
Lewinsky, Joseph IV 391.
Lewy, Heymann V 305.
Lichnowsky, Fürst V 14.
Liebermann V 390.
Liedtke V 216, 266.
Liepmann, Dr., Redakteur V 164.
Li Fang Pao V 113.
Liliencron V 223f., 231.
Lindau, Anna V 367.
Lindau, Paul IV 343, 430, 447f., 475, 523; V 58, 91, 93, 123, 148, 163, 218, 269, 289, 331.

Litzmann, C. T. IV 87.
Löher, Dr. Franz IV 211, 213.
Lortzing IV 354.
Lübke, Wilhelm IV 77, 116, 128, 151f., 165, 281, 293, 337, 374; V 26, 217f., 221.
Lubliner, Hugo V 285.
Lucae, Richard (Schlüter) IV 66, 128, 257, 318, 338, 373, 383, 391, 408f., 418, 512, 520.
Lucca, Pauline, Sängerin V 193.
Lucius, Minister V 185.
Ludwig, Maximilian IV 348, 350, 424.
Ludwig II. V 157.
Ludwig XIV. IV 303, 506.
Ludwig XV. IV 320.
Luise, Dienstmädchen IV 258, 286, 300, 353f.
Luise, Haushälterin IV 285.
Luise, Königin IV 486.
Luise, Prinzeß IV 271.
Lusignan V 242.
Luther V 194, 383.
Lützow, v. IV 337.

Macauly IV 264, 446; V 119.
Macbeth IV 202.
Mackenzie, Sir Morell V 203, 205.
Mahn, Paul V 422.
Mannl, Bäcker V 341f.
Mansfeld, Graf IV 386.
Manteuffel, Minister IV 26, 35, 38, 51, 109, 194, 203, 205, 209, 214.
Marholm, Laura V 349.
Maria Stuart IV 473; V 324.
Marlitt, Schriftstellerin IV 470, 504.
Maron, Hermann V 68.
Martha, Miß IV 217.
Martins, Frau Justizrätin IV 410.
Marwitz, General v. d. V 26, 34.
Matkowsky, Schauspieler V 329.
Matthieu, Kardinal IV 327.
Mattoni IV 344.
Mauthner, Fritz V 195, 201, 286, 296, 355, 357, 429, 432.
Maximilian II. IV 209.
Medem, General v. IV 334.
Meinhold, Wilhelm IV 472.
Meisner, Heinrich V 409.
Meissonier, Ernest IV 507.
Mengel, Familie V 43, 220, 265.
Mengel, Lise V 431.
Mengel, Richard IV 512.
Menzel, Adolf IV 83, 120, 152, 190, 336, 466, 476, 481, 507; V 84f., 118, 137f., 144, 153, 227, 254, 283, 384.
Merckel, Henriette v. IV 56, 157, 159, 163, 176, 184, 255, 304, 354; V 278.
Merckel, Wilhelm v. IV 26, 38, 48, 66, 68, 74, 83f., 89, 92, 101, 117f., 136, 158, 162f., 176, 184, 193, 198, 215f., 259, 292, 302.
Merington, Familie IV 300f., 318, 331; V 416.
Methfessel, Schulrat IV 298.
Metternich V 419.
Metzel, Geh. Rat Dr. IV 106, 125, 133, 136f., 145, 166, 195f., 206.
Meyen, Dr. IV 174.
Meyer V 383.
Meyer, Alexander IV 432; V 363.
Meyer, Clara V 216, 218.
Meyer, Johann V 224.
Meyer, Konrad Ferdinand V 293.
Meyerheim, Bankier IV 158, 430.
Michael, Familie V 84.
Michaelis, Hotelbesitzer V 16f.
Michel, Godeke V 192.
Michelangelo IV 384; V 92.
Millais, Sir John V 406.
Millot, Mme. IV 322.

Minckwitz, Prof. V 399.
Minding, Dr. Julius IV 357f.
Mirabeau IV 339.
Mirus, Portepeefähnrich Rich. v. IV 244.
Mohammed IV 370.
Möller, Prof. V 346.
Moltke IV 463; V 331.
Mommsen, Theodor IV 87, 99.
Mommsen, Tycho (Bruder des Vorigen) IV 99.
Mont, Pol de V 290.
Montez, Lola V 233.
Montgomery, Herzog v. V 242.
Möricke IV 121, 472.
Morgenstern V 252.
Morier, Robert V 213.
Morris, Mr. James IV 60, 111, 129; V 378, 386, 402f., 405, 407, 410, 413, 416, 418, 420, 423, 428.
Moscawa, Fürst de la V 129.
Mosse V 262.
Mühlbach, Luise IV 242.
Mühler, Heinrich v. IV 12, 16, 291f.
Müllenhoff, Karl IV 87, 92.
Müller, Dr. Hermann IV 96.
Müller, Dr. Max IV 111, 113.
Müller, Max V 420f.
Müller, Rendant IV 66.
Müller-Grote, Martha V 151, 199.
Münchhausen, Schloßhauptmann v. IV 271, 274.
Munckel, August V, 128.
Murawiew, Graf V 428.
Murchison, R. J. IV 508.
Mylius, Agnes V 141.

Napoleon I. V 129, 141, 234, 322.
Napoleon III. IV 255, 354; V 278.
Nathusius, Angelika v. V 16.
Nathusius, Marie v. V 15.
Nathusius, Philipp v. V 15f.
Nathusius, v., Redakteur V 16f.
Nesper, Joseph IV 425.
Neumann, Bankier V 198, 376.
Neumann-Strela V 114.
Neuville, Alphonse de IV 507; V 334.
Ney, Marschall V 129.
Niebuhr, Marcus IV 194.
Niemann V 46.
Niendorf, M. Ant. IV 89; V 252.
Nier, Oswald V 98.
Nietzsche V 378.
Nikolaus II. V 428.
Ninon de l'Enclos V 319.
Nobiling, Dr. IV 427, 429.
Noville, Frau v. IV 374; V 91.

Omar, Kalif V, 345.
Omer Pascha, General IV 99.
Ommen, Apotheker V 65.
Ompteda V 431.
Oppert, Prof. V 352.
Orelli, Dr. Heinrich v. IV 84; V 250.
Ortmann, F. V 421.
Oterendorf, Hotelbesitzer V 23, 69.

Paalzow, Henriette v. IV 153.
Paasche, Hermann V 340.
Pancritius, Geh. Sanitätsrat V 15, 159, 169.
Pandur IV 391.
Parisius, Ludolf IV 366.
Passavant, Joh. David IV 39.
Paulsen, Prof. V 129, 224.
Payne, Verleger IV 472.
Pepita de Oliva, Tänzerin IV 117.
Pfau, Ludwig IV 486.
Pietsch, Jenny V 409.
Pietsch, Ludwig (Vater der Vorigen) V 58, 138, 204, 257, 275, 293, 310, 341, 368, 409.
Pindter V 135.

Pipin, König IV 373.
Pitt, William V 234.
Pizarro IV 90, 189.
Platen IV 12, 80, 82; V 57, 143, 399.
Pniower, Otto V 389.
Pohl, Schauspieler IV 416.
Possart, Amtsgerichtsrat V 96.
Prang, Heinrich v. V 437.
Pries, Robert IV 39ff., 57f., 60.
Pückler, Fürst IV 303.
Puhlemann, Cafébesitzer IV 77.
Pupp, Konditoreibesitzer V 339, 341f., 348.
Puttkamer, v. V 182, 185, 215.

Quast, Geheimrat v. IV 249, 462, 488; V 93.
Quehl, Dr. Rhyno IV 26, 35, 48ff.

Raabe IV 517; V 53.
Rachel, Elisa, Schauspielerin IV 52.
Radziwill, Prinzessin Elisa V 284.
Raehmel V 435.
Rahel V 34.
Randow, Witwe IV 102, 165.
Ranke, Leopold v. V 135, 148.
Rauch, Christian V 361.
Raule, Benjamin IV 17.
Redwitz, O. v. IV 23, 168; V 268.
Reil, Dr. IV 438.
Reimann, Frau V 116.
Reimarus, Carl IV 20.
Renz V 176.
Reuleaux V 415.
Reuß, Prinz V 126.
Reuter IV 471; V 405.
Reyher, General V 418.
Rhangabè, Gesandter IV 430.
Richter, Cornelius V 96.
Richter, Eugen V 91.
Richter, Gustav V 93.
Ring, Max IV 343, 470.
Rittershaus, Emil V 265f.
Robert, Emma V 206, 226.
Robert, Justizrat V 153, 194.
Robert, Lord V 421.
Robert, Martha V 178.
Robiano, Pater V 94.
Rocozy IV 391.
Rodenberg, Julius IV 457f., 515; V 36f., 210, 307, 381.
Roger, Luise V 135.
Rohr, Hans v. IV 257, 261.
Rohr, Mathilde v. IV 261, 287, 298, 316, 341, 345, 359, 362, 386, 389, 394, 396, 407, 411, 414, 419, 426, 437, 443, 464, 524; V 94, 153, 196.
Rohr, v. V 47, 157, 196, 205, 257.
Romberg, Amalie v. V 390, 443f., 465.
Ronge, Johannes IV 186f.
Roquette, Otto IV 69, 75, 78, 94, 151, 167, 241, 250, 255, 288, 448f.; V 106, 163.
Röse, Ferdinand IV 85, 87.
Rose, Wilhelm, Apotheker IV 309; V 397.
Roth, Superintendent IV 269, 274.
Rothschild, Lady IV 174.
Rouanet, Etienne V 70.
Rousseau IV 428.
Rückert, Friedrich IV 82; V 236.
Rüdiger, Wirt IV 357.
Russell, Lady V 26.
Russell, Lord John IV 430.
Russell, Odo (Sohn des Vorigen) IV 430.
Russell, William V 257.

Saldern, General v. V 190.
Salisbury, Lord V 425, 429.
Salvandy, v. IV 78.
Sardou, Victorien IV 507.

Sauer, Schauspieler V 254ff.
Savigny V 370.
Schacht, Graf V 57, 144.
Schacht, Medizinalrat IV 11, 84, 226.
Schack, v. IV 443.
Schaffgotsch, Graf V 125.
Schallehn IV 44.
Schaper, Frau Prof. V 361.
Scharnhorst, Familie IV 509.
Scheffel, Victor v. V 252.
Scherenberg, Chr. Friedr. IV 12ff., 20, 66, 80, 84, 168, 479, 518; V 89, 92, 96, 114f., 135, 250.
Scherenberg, Hermann IV 410.
Scherer, Wilhelm IV 87, 453; V 90, 143.
Scherres, Prof. IV 293.
Scherz, Herrmann IV 53, 97, 281; V 196.
Schierstädt V 112.
Schiff, Emil V 176, 195.
Schiller IV 424f.; V 117, 128, 190, 193, 195, 264, 281, 306, 308, 357.
Schiller, Frau V 203.
Schindler, Verleger IV 102f.
Schinkel, K. F. IV 249.
Schlabrendorff, Familie IV 509.
Schlaf, Johannes V 286.
Schlegel, A. W. V 143.
Schlegel, Friedrich V 143.
Schlenther, Paul V 85, 87, 139, 143, 154, 157, 195, 199, 201, 238, 251, 275, 299f., 309, 363, 368, 389, 400, 423, 435.
Schlenther, Paula V 368.
Schlesinger IV 114.
Schmidt, A., Hauptmann IV 363.
Schmidt, Charles IV 319.
Schmidt, Julian IV 445, 447f., 457.
Schmidt, Marie, Gastwirtin V 338f.
Schmidt, Prof. Erich V 300, 363, 399f.
Schmidt-Cabanis, Richard V 103.
Schmittson V 229.
Schneider, Louis IV 14, 18, 66, 91, 144, 450; V 353, 365, 416, 436.
Scholz IV 430.
Scholz, Adolf v. V 185.
Schönlein, Prof. Joh. Luc. IV 192.
Schopenhauer IV 354, 361, 394; V 143, 346.
Schreiber, Frau V 121, 129ff., 159.
Schreiber, Herr V 121, 130.
Schrenk, v. V 219.
Schubart, Hotelbesitzer V 397.
Schulenburg, Familie V 26.
Schulte V 300.
Schultz, Emilie IV 206.
Schultz, Georg IV 206.
Schultz, Pastor IV 194, 269.
Schultz, Pastor IV 489.
Schultze-Delitzsch V 111.
Schuster, Rudolf IV 463, 471.
Schütze, Dr. Paul IV 87f.
Schwab, Gustav IV 92, 470; V 316.
Schwanfelder, Schauspieler V275.
Schwechten, Baurat V 296, 396.
Schweitzer, Mr. IV 109, 111, 133, 140, 156, 421.
Schwerin, Dr. Ludwig V 96.
Schwerin, Graf IV 204; V 113, 125, 248.
Schwerin, Sophia IV 443, 445.
Schwind V 401.
Scott, Walter IV 252, 265f., 272, 343, 424, 472; V 60.
Seidel, Heinrich V 296.
Sell, Leutnant v. IV 257.

Severin, Zahlkellner V 430.
Shakespeare IV 127, 160, 276; V 135, 267.
Sieben (Sohn des Folgenden) V 45f., 49.
Sieben, Gastwirt V 45f., 48f., 56, 58, 103.
Siecke IV 269, 272f., 275.
Simpson, Mr. IV 123, 134, 142.
Smidt, Heinrich IV 12, 17.
Smith, Adam IV 264.
Soldmann, Martha (Tochter des Folgenden) V 140f.
Soldmann, Oberpostdirektor V 140, 170, 300.
Solly, P., Lektor IV 42.
Sommerfeldt, Hermann, Apotheker IV 128, 201, 203, 221, 259, 261, 285, 290, 294, 353.
Sommerfeldt, Jenny IV 93, 128, 244, 285; V 96, 132, 183, 259f.
Sorma, Frau V 392.
Soult, Marschall V 129.
Spangenberg, Gustav V 233.
Spielhagen, Friedrich IV 453; V 44, 54, 60, 69, 71f., 75, 79, 81, 84, 412.
Spindler, C. IV 98; V 263.
Spitta IV 44.
Stägemann: „Die alte Stägemann" IV 488f.
Stahl, Francis V 208.
Stahr, Prof. Adolf IV 226, 243.
Stanley IV 467, 469; V 119.
Stauffer-Bern, Karl V 289, 293, 309, 324.
Stawinsky, Schauspieler IV 121.
Steffens, Verleger V 120, 165.
Stehely IV 193.
Steinbach, Erwin v. V 18.
Stephany, Friedrich V 88, 101, 114, 142, 164ff., 199, 240, 265f., 269, 275, 279, 328f., 422.
Stern, Dr. V 678.
Sterne IV 4728.
Sternfeld V 301.
Sternheim V 30.
Sternheim, Marie V 294, 300, 342, 357, 384, 435.
Sternheim, Paul V 294.
Stich, Clara IV 75.
Stiehl, Geheimrat IV 485.
Stifter IV 469.
Stinde, Julius V 88, 252.
Stöcker, Adolf V 91, 125, 226, 304.
Stolberg, Graf Eberhard IV 318f.
Stolberg, Graf Otto IV 502.
Stone, Marcus V 416f.
Storm, Constanze (Gattin Theodors) IV 71, 80, 92, 95, 286.
Storm, Lisbeth (Tochter des Folgenden) IV 104.
Storm, Theodor IV 67f., 71, 73f., 78ff., 83, 85, 87f., 92f., 95, 97, 99, 101f., 104, 121, 168, 240, 286, 472; V 53, 58, 131, 203ff., 224, 341.
Störtebecker, Klaus V 192, 374.
Strachwitz, Graf Moritz v. V 321.
Strauß, Hofprediger V 103, 113, 148.
Strindberg V 285, 354, 365.
Stryck, Dr. V 170.
Stuck, Franz V 300.
Sue, Eugen IV 80.
Süßespeck, Johanna V 17.
Sydow, Minister v. IV 356.

Tameda, Anna IV 370ff.
Tann, v. d. IV 216.
Taubert, Wilhelm IV 195.
Teichmann, Direktor IV 160f.
Tennyson V 420.
Thackeray IV 53, 471.
Thiemus IV 467; V 86.
Thier, Bäcker V 239.

Thierfelder V 394.
Thiers, Adolphe IV 374; V 420.
Thomas, Bildhauer V 396f.
Tieck, Ludwig IV 438, 472; V 139, 143, 285.
Tintoretto IV 376f.
Tizian IV 377f.
Tolstoi V 279.
Tovote, Heinz V 286, 347, 366, 392.
Traube, Ludwig IV 356.
Treitschke V 379.
Treutler, Familie IV 259, 281, 370, 378.
Treutler, Lieschen V 179.
Turgenjew IV 513; V 42.
Turpin, John V 284.

Uhland IV 415; V 291.
Ulrich, Titus V 219.
Unger, Hauptmann IV 383.

Varnhagen IV 222; V 117.
Veit, Geh. Kommerzienrat Prof. Dr. V 231, 236, 379.
Verdy, General V 331, 379, 381.
Vernet, Horace IV 120, 152.
Veroneſe, Paolo IV 376, 438.
Viſcher, Theodor IV 483.
Voltaire V 429.
Voß, Julius v. IV 222.
Voß, Richard V 93.

Waagen, Guſtav Friedrich IV 39.
Wagner, Richard IV 518ff.; V63.
Waldberg, Prof. Max v. V 195, 202.
Wangenheim, Elſy v. (Tochter der Folgenden) IV 329, 361, 363.
Wangenheim, Frau v. (Gattin des Folgenden) IV 320, 325, 327, 331.
Wangenheim, Geh. Reg.-Rat v. IV 320, 327, 331, 361, 463; V 63, 97.
Warnecke, Frau Kapitän V 65ff., 75f.
Waſhington V 324.
Weber, Kaufmann IV 372; V 25.
Wedel, drei Grafen V 83.
Wehlan, Kolonialbeamter V 363.
Wehrmann, Geheimrat IV 299.
Weigel, Clementine v. IV 439.
Weihen-Stephan V 94, 396.
Weinberger V 283.
Weiſe, Karl IV 236, 253.
Weiß, Guido V 251, 260.
Weizſäcker, Julius V 90.
Weltheim, Familie IV 426.
Wentzel, Dr. IV 122, 124.
Werder, Karl V 135.
Wereſchtſchagin, Waſily V 11f., 31.
Werner, Anton v. IV 430; V 27, 88f., 138, 216, 233f.
Werner, Frau V 116.
Weſſelack, J. G. IV 519.
Weſtermann, George IV 472, 514f., 522; V 38.
Weſtphal, Prof. V 400.
White, Miß IV 141.
Wichert V 300.
Wichmann, Herman IV 363f.; V 292, 391, 437.
Wienbarg, Ludolf IV 87.
Wiertz, Joſeph V 46.
Wieſike IV 393.
Wight, Miß Jane IV 55f.
Wilbrandt, Adolf IV 102, 118.
Wildenbruch, Ernſt v. V 121, 144, 198, 224, 292, 294, 349, 392.
Wilhelm, Küfer V 360.
Wilhelm I. IV 293, 508; V 191, 198.
Wilhelm II. V 183, 201.
Wilmot, Familie IV 141.

Wilmowski, v. IV 411, 416f.
Wilms, Dr. Robert IV 62.
Windel, Hofprediger IV 361; V 91, 105, 112, 129.
Witte, Annemarie V 206.
Witte, Dr. Friedrich IV 11, 18f., 20ff., 64f., 81f., 84, 226f., 393f., 418, 430, 511f.; V 32, 43, 79, 93f., 179, 181f., 186, 200, 206, 219, 221, 226f., 230, 258.
Witte, Frau (Gattin des Vorigen) IV 460; V 127, 199, 204, 331, 383, 396.
Witte, Lise (Tochter der Vorigen) IV 418, 430, 511.
Witte, Richard V 283.
Witzleben, Frau v. IV 362.
Witzleben, General v. V 158.
Wolff, Julius V 120, 132, 151, 158, 178, 252.
Wolff, Theodor V 280, 282.
Wollheim da Fonseca, Dr. IV 43.
Wolseley, Lord V 403.
Woltersdorff IV 401.
Wolzogen, Ernst v. V 288, 369.
Wrangel IV 415; V 45.
Wulknitz, Frau v. IV 390.
York V 278.

Zabel, Eugen IV 453; V 364.
Zedlitz, Minister v. V 326f.
Zeller, Eduard V 148.
Ziegler, Clara IV 343f., 458f., 461, 467.
Ziegler, Franz V 252.
Ziethen IV 470; V 263.
Ziffer IV 318f.
Zimmer, Schuhmacher V 75.
Zittel, Architekt IV 393.
Zola IV 486, 479, 507; V 42ff., 46, 48, 50, 58f., 62, 72, 216, 298.
Zöllner, Anna V 153.
Zöllner, Emilie (Gattin des Folgenden) IV 337, 351, 354, 366, 373f., 386; V 147.
Zöllner, Karl IV 104, 128, 169, 250, 253, 257f., 284, 289, 336, 338, 351, 363, 373f., 379ff., 385, 390, 392, 412, 440, 466, 481, 518; V 95, 141, 153, 156, 214, 254, 366, 430.
Zuany IV 422.
Zychlinsky, Oberst v. IV 291, 316, 320.

Nachwort

Der zweiten Reihe von Theodor Fontanes Werken, den autobiographischen Schriften und Briefen, Richtung und Ziel zu geben, schien es geboten, das Interesse an dieser menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit in den Brennpunkt zu rücken.

Auswahl und Ausbau ergaben sich daraus von selbst.

Die beiden großen autobiographischen Werke „Meine Kinderjahre" und „Von Zwanzig bis Dreißig" durften in vollem Umfang wiedergegeben werden, aus „Kriegsgefangen" brauchten nur unwesentliche Abschnitte, die auf Fontanes Erlebnis keinerlei Bezug hatten, ausgeschieden zu werden. Dagegen trat für die Schrift „Christian Friedrich Scherenberg", für das Jugendwerk „Ein Sommer in London", für die weitschichtige Reisebeschreibung „Aus den Tagen der Okkupation", für die Skizzen „Von vor und nach der Reise" ein entgegengesetztes Verfahren in Geltung: in energischer Auswahl mußte eben das herausgehoben werden, was für die Entwicklung dieser einzigartigen Persönlichkeit bezeichnend war, bedeutend geblieben ist.

Die beiden vorliegenden Sammlungen Fontanescher Briefe „Theodor Fontanes Briefe an seine Familie" und „Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung" mußten — unter Ausscheidung alles persönlich Unwesentlichen — in ein einheitliches Briefwerk zusammengefaßt werden. Es durfte dem Leser nicht zugemutet werden, Fontanes Leben zweimal hintereinander an zeitlich gebundenen Briefzeugnissen zu durchlaufen. Beide Sammlungen wurden demgemäß chronologisch ineinander verschmolzen.

Die bewährte Kapiteleinteilung der „Briefe an seine Familie", sowie die trefflich orientierenden Einleitungen von Fontanes Schwiegersohn K. E. O. Fritsch zu den einzelnen Abschnitten durften übernommen und das gesamte Briefwerk demgemäß eingegliedert werden.

Die Anmerkungen zu den Briefen wurden gleichfalls übernommen. Sie rühren für die Briefe an Familienmitglieder von K. E. O. Fritsch, für Briefe an Freunde von Otto Pniower her.

Dr. Ernst Heilborn.

Für die Textgestaltung der vorliegenden Ausgabe wurden die von Th. Fontane selbst besorgten Erstausgaben oder, soweit diese nicht zugänglich waren, spätere unveränderte Abdrucke der ersten Auflagen zugrunde gelegt.

„Meine Kinderjahre" sind nach dem Text der bei F. Fontane, Berlin 1908 erschienenen 5. Auflage wiedergegeben, die als Plattendruck nach dem Satz der ersten drei zusammen gedruckten Auflagen hergestellt worden ist. Für den Band „Von Zwanzig bis Dreißig" liegt die Erstausgabe von 1898 (F. Fontane) zugrunde. Als Druckvorlage für „Kriegsgefangen" diente ein unveränderter Abdruck der ersten 1871 in R. v. Deckers Verlag veröffentlichten Ausgabe, die in mehrfachen Auflagen (bei F. Fontane) wieder abgedruckt wurde. Das hier wiedergegebene Kapitel aus „Christian Friedrich Scherenberg" wurde mit der ersten Ausgabe von 1884 (bei W. Hertz, Berlin) verglichen. „Aus den Tagen der Okkupation" geht auf die ältere ungekürzte Ausgabe (F. Fontane, Berlin 1900) zurück, die einen unveränderten Wiederabdruck der Erstausgabe von 1872 (R. v. Decker, Berlin) darstellt. Druckvorlage für die Abschnitte aus „Von vor und nach der Reise" bildete die 3. mit der 1. zusammengedruckte Auflage (F. Fontane, Berlin 1894), für „Ein Sommer in London" wurde die Neuausgabe von 1900 „Aus England und Schottland" bei F. Fontane benutzt, die ihrerseits einen unveränderten Abdruck der Erstausgabe von 1854 (Gebr. Katz, Dessau) gibt. Den Briefen diente endlich die Ausgabe von Pniower und Schlenther als Vorlage.

Der Charakter der vorliegenden Ausgabe, die sich an ein breites Publikum wendet, bedingte notwendigerweise eine Modernisierung der Orthographie und Zeichensetzung, um alles für den Leser Fremdartige aus dem Wege zu räumen. Doch blieben alle besonderen und bewußten Eigenarten Fontanescher Schreibung, vor allem auch die häufigere Verwendung des Kommas (etwa bei adverbialen Bestimmungen) bestehen, weil sie für des Dichters Sprachempfinden charakteristisch genug sind.

Die Namenverzeichnisse sind unter Zugrundelegung älterer Register neu bearbeitet.

Dr. Edgar Groß.

Theodor Fontane
Gesammelte Werke

Erste Reihe in fünf Bänden
Erzählende Werke

Erster Band

Einleitung XI
Gedichte 1
Grete Minde 195
Schach von Wuthenow 307
Unterm Birnbaum 463

Zweiter Band

L'Adultera 7
Cecile 163
Unwiederbringlich 369

Dritter Band

Stine 7
Irrungen Wirrungen 113
Frau Jenny Treibel 295

Vierter Band

Die Poggenpuhls 7
Effi Briest 123

Fünfter Band

Der Stechlin 7

Theodor Fontane
Gesammelte Werke

Zweite Reihe in fünf Bänden
Autobiographische Werke / Briefe

Erster Band

Fontanes Persönlichkeit 11
Meine Kinderjahre 67

Zweiter Band

Von Zwanzig bis Dreißig 13

Dritter Band

Aus: Kriegsgefangen 13
Aus: Aus den Tagen der Okkupation 161
Aus: Ein Sommer in London . . 281
Aus: Christian Scherenberg und das literarische Berlin von 1840—60 344
Aus: Von vor und nach der Reise 357

Vierter Band

Briefe 9

Fünfter Band

Briefe 9

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 076146668